Heft 1, März 2012 / 92. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  Kto.-Nr. 16468-751
  BLZ 660 100 75
- Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
  Kto.-Nr. 2003201
  BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
Erbprinzenstraße 4–12
76133 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 16 10-579, Fax (07 21) 16 10-571
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

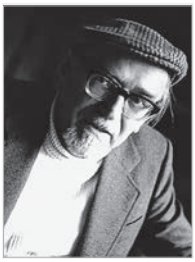
Redaktionsschluss für Heft 2 / 2012: 15. April 2012

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Umschlag: Der Erweiterungsbau des Generallandesarchivs in Karlsruhe. Foto: Dirk Altenkirch

Inhalt



Zu diesem Heft und darüber hinaus
Sven von Ungern-Sternberg 5

BERICHTE

Das »historische Gedächtnis Badens« hat ein neues Gesicht
Erweiterungsbau des Generallandesarchivs Karlsruhe eröffnet
Wolfgang Zimmermann 6

1812 – Das Ende der Großen Armee Napoleons vor 200 Jahren
Leonhard Müller 10

Die Karlsruher Monatsspiegel
Kommunale Selbstdarstellung und kommerzielles Werbemedium
Ernst Otto Bräunche 20

Selbstbildung zwischen Kultur und Kommerz
Ein Karlsruher Tagebuch aus dem 18. Jahrhundert
Klaus P. Oesterle 28

Emil Müller-Ettikon
Joachim Rumpf 39

Die Mannheim-Besuche des Reichspräsidenten Friedrich Ebert
Dreimal kam der gebürtige Heidelberger als Staatsoberhaupt in die Quadratestadt
Sebastian Parzer 53

In Wieden
Nach Aufzeichnungen von Conrad Gröber
Johannes Werner 60

Badische Schriftsteller und Denker über Russland und russisches Denken
Ursula Speckamp 65

Carl Hermann – ein Tennenbronner Multitalent
Der Bäslecarl: Musikant – Liedermacher – erster Dorffotograf – Verleger – selbstständiger Schreiner
Heinz Nienhaus 85

Ernst Köpfer (1878–1954)
Ein Pionier der Skifabrikation und des Skisports im Bernauer Hochtal
Rolf Fuhlrott 95

60 Jahre Veritas in Muggensturm
Ein Mythos aus Baden: Die Geschichte der Veritas – Badische Automobilwerke Rastatt – in Muggensturm
Martin Walter 109

»Die heilige Anna – Stadtpatronin von Staufen«
Sie wird seit Jahrhunderten am 26. Juli verehrt
Werner Schäffner 116

Sankt Fridolin im Dreisamtal bei Freiburg, St. Erasmus zwischen Breitnau und Hinterzarten
Beispiele religiöser Frömmigkeit und Kleinkunst in bäuerlichen Hofkapellen
Hermann Althaus 124

Ein Helfer in der Not
St. Erasmus vom Abrahamenhof zwischen Breitnau und Hinterzarten
Hermann Althaus 128

Der Lahrer Maler Wilhelm Wickertsheimer (1886–1968)
Am 125. Geburtstag unvergessen
Renate Liessem-Breinlinger 132

Die Graffiti-Kirche von Goldscheuer
Reiner Haehling von Lanzenauer 136

Eva Eisenlohr, eine Freiburger Bildhauerin und Malerin
Otto Hofmann 140

Alfred Siekiersky. Gemälde und Aquarelle
Brigitte Baumstark 154

PERSONALIA

Redaktion: Heinrich Hauß

Oberstudiendirektor Adolf Schmid – Vorsitzender des Landesvereins Badischen Heimat 1998–2006
Versuch, die Schwerpunkte seiner Arbeit im Landesverein Badische Heimat zu würdigen 160

Zum 70. Geburtstag von Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Ein Wahl-Badener repräsentiert den Landesverein Badische Heimat 162

Empfang im Kaisersaal 163

Dr. Martin Keller zum 90. Geburtstag 164

Ihre Herkunftsfamilie ließ sie nicht los
Dr. Marianne Meyer-Krahmer setzte Lebenserfahrung in Pädagogik um 166

Horst Linde wird 100 169

Der Maler und Bildhauer Emil Wachter am 12.1.2012 gestorben 170

Prof. Dr. Friedemann Schmoll aus Tübingen neuer Redakteur der Schwäbischen Heimat 170

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Badische Großstädte – Hochburgen der S 21 Gegner 171

Bookazine »baden.« der Badischen Zeitung 171

»Nit allem sich neige, s'Eige zeige«.
100. Geburtstag von Karl Kurrus 171

»Wirtschaftsregion Südlicher Oberrhein«
Eine Publikation des Verlags Kommunikation und Wirtschaft 171

Neugestaltete Karlsruher Stephanskirche 171

Fabrikverkaufszentrum Roppenheim eröffnet am 25. April 2012 172

»60 Jahre Baden-Württemberg«: »Wir feiern in die Zukunft rein« 172

Karlsruhe im Ranking der Wohlstandsstädte auf Platz 4 172

Der Namen Baden älter als die Dynastie 172

Offen und transparent: Der Erweiterungsbau des Generallandesarchivs in der Nördlichen Hildapromenade eröffnet 172

Gedächtnisausstellung für Alfred Friedrich Siekiersky (1911–2011) in Durlach 173

Akustiksegel für St. Stephan, Karlsruhe 173

Tage der Offenen Tür des Eurodistrict Regio Pamina in Lauterbourg 173

Pressekonferenz zum Themenschwerpunkt »Offenburg« im Heft 4/2011 174

Oberrheintrasse der Bundesbahn. Bürgerinitiativen setzen sich durch 174

Nicolas Sarkozy: »Es kommt nicht in Frage, Fessenheim aus politischen Gründen abzuschalten« 174

Abschaffung der Regierungspräsidien?
Kretschmann: »So etwas macht man in der zweiten Legislaturperiode, nicht in der ersten« 174

Neubesetzung der Regierungspräsidien in Karlsruhe und Freiburg. Nur einer muss vorzeitig gehen 175

Kritischer Rückblick: 75 Jahre Stadtplanungsamt Karlsruhe 175

Der aufgeklärte Fürst Karl Friedrich von Baden (1728–1811):
Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe 177

Die Robert-Bosch-Stiftung räumt das Kartäuserkloster für UWC ab 178

Private Denkmalschützer werden belohnt 178

Großes Kulturprojekt »Dreiländermuseum – trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur« startet am Oberrhein 179

Aufruf des Landesvorsitzenden zum Projekt »Dreiländermuseum – Trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur« 180

Leserbriefe 182

Blick zurück auf Baden 183

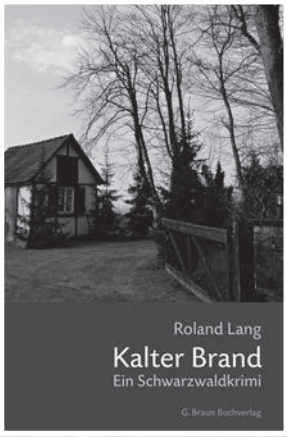
Termine 188

NEU · NEU · NEU · NEU

Auch der dritte Schwarzwald-Krimi von Roland Lang überzeugt durch einen kniffligen Mordfall und die liebenswerten Hauptpersonen. Nicht nur seine Doris, sondern auch der verwirrte Vater halten Reiche neben den Ermittlungen auf Trab.

Bei der Suche nach dem Motiv und Täter knobelt, kombiniert und recherchiert man gemeinsam mit Reiche und seinem Partner von Barden. Ein eigenwilliger und kurzweiliger Kriminalroman von Roland Lang mit viel Schwarzwälder Lokalkolorit.

200 Seiten, 12,5 x 19 cm, broschiert
12,90 € ISBN 978-3-7650-8524-6



Zu diesem Heft und darüber hinaus

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Das Heft 4/2011 mit dem Themenschwerpunkt »Offenburg« war ein großer Erfolg. Es fand großen Zuspruch, war bald vergriffen und musste alsbald nachgedruckt werden. Allein die Oberbürgermeisterin Frau Edith Schreiner ließ anlässlich des Neujahrsempfangs in Offenburg 300 Exemplare verteilen und führte hierzu mit dem Landesverein eine gesonderte Pressekonferenz durch.

Das vorliegende Heft bietet dagegen ein breites Spektrum von Beiträgen. Nach Autoren oder nach den behandelten Themen kann es in vier Blöcke eingeteilt werden. Die ersten vier Aufsätze der Autoren Zimmermann, Müller, Bräunche und Oesterle sind von Karlsruher Autoren geschrieben und behandeln Themen, die Karlsruhe betreffen. Besonders weisen wir hin auf den Aufsatz des Direktors des Generallandesarchivs, Herrn Dr. Zimmermann, zum Erweiterungsbau des Generallandesarchivs in Karlsruhe.

Unter »Gedenkjahre badischer Geschichte« ist im Jahr 2012 selbstverständlich des Endes der großen Armee Napoleons vor 200 Jahren zu gedenken.

Der zweite Block des Heftes, bearbeitet von Autoren wie Rumpf, Parzer, Werner, Nienhaus und Fuhlrott beschäftigt sich mit Personen. Einen eigenen Platz nimmt die ausführliche Studie von Frau Speckamp zu »Badischen Schriftstellern und Denkern über Russland und russisches Denken ein«.

Volksreligiöse Themen werden von den Autoren Schäffner und Althaus behandelt. Den Abschluss bilden Aufsätze zu dem Thema Bildende Kunst.

Vom 16. Juni bis 11. November 2012 wird im Badischen Landesmuseum Karlsruhe die Ausstellung »Baden! 900 Jahre Geschichte eines Landes« präsentiert. Die Badische Heimat plant aus diesem Anlass Heft 2/2012 als Sonderheft zum Thema »900 Jahre Baden«. Die redaktionellen Vorarbeiten zu dieser Publikation wurden schon in der Mitte des Jahres 2011 begonnen. Der Landesverein Badische Heimat und die Landesvereinigung Baden in Europa veranstalten gemeinsam eine die Ausstellung begleitende Vortragsreihe. Wir verweisen auf die Liste mit den entsprechenden Terminen am Ende des Heftes!

Zu berichten ist, dass wir uns gemeinsam mit der Hansjakob-Gesellschaft und dem Arbeitskreis Alemannische Heimat unter Erich Birkle im Zusammenhang mit der Kartaus-Umnutzung in Freiburg für einen Verbleib der Hansjakob-Gedenkstätte eingesetzt haben.

Ansonsten führt die exzellente Zusammenarbeit mit der Muettersproch-Gsellschaft zu einem weiteren Band unserer Schriftenreihe unter dem Titel: Alemannisches Liederbuch, das im Frühjahr im Buchhandel für 24,90 € und für die Mitglieder der Badischen Heimat zum Vorzugspreis von 19,90 € bei unserer Geschäftsstelle in Freiburg zu erwerben sein wird. Der Band enthält neben zahlreichen Graphiken und Notenblättern neben bekannten Volksliedern auch Liedgut neuerer Zeit über die Staatsgrenzen hinweg.

Und nun wünsche ich Ihnen viel Freude bei der Lektüre des vorliegenden Heftes und verbleibe mit herzlichem Gruß

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Das »historische Gedächtnis Badens« hat ein neues Gesicht

Erweiterungsbau des Generallandesarchivs Karlsruhe eröffnet

Wolfgang Zimmermann

Im Dezember 2011 war es soweit: Nach dreijähriger Bauzeit eröffnete das Generallandesarchiv Karlsruhe seinen neuen Erweiterungsbau. Eine lange Zeit des Verhandelns und Planens ist damit zu einem guten Abschluss gekommen. Seit Jahren sind die Magazine des Archivs bis in die letzte Ecke gefüllt. Außendepots schufen nur notdürftigen Ersatz. Die beengten Raumverhältnisse des »alten« Generallandesarchivs boten zudem nur wenig Platz für eine eigenständige Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit – Probleme, die mit dem Neubau nun gelöst sind.

Das Generallandesarchiv, das »historische Gedächtnis Badens«, hat ein neues Gesicht bekommen, ohne sich dabei von seinen Wurzeln, dem von den Architekten Adolf Hanser (1858–1901) und Friedrich Ratzel (1869–1907) in neobarocken Formen errichteten Gebäudekomplex von 1904/05 loszulösen. Durch den Erwerb eines Nachbargrundstücks war es möglich geworden, das Generallandesarchiv im Kontext der historischen Bausubstanz in der Nördlichen Hildapromenade zu erweitern. Altbau und Neubau bilden ein zusammengehörendes Ensemble, das durch eine

Der Erweiterungsbau des Generallandesarchivs (im Vordergrund) und der denkmalgeschützte Altbau von 1905 bilden eine Einheit an der Nördlichen Hildapromenade in Karlsruhe. Aufnahme: Dirk Altenkirch, Karlsruhe

Barocke Putti mit Handschriften und Urkunden in den Händen begrüßen auch künftig die Besucherinnen und Besucher des Generallandesarchivs.
Aufnahme: Dirk Altenkirch, Karlsruhe

Brücke miteinander verbunden ist. Der Neubau tritt dabei – auch räumlich deutlich sichtbar – hinter dem denkmalgeschützten Altbau zurück. Und dennoch: Der von den Büros Auer + Weber (Stuttgart) und Wenzel + Wenzel (Karlsruhe) entworfene Neubau kopiert nicht die vertrauten Elemente des Gebäudes aus dem frühen 20. Jahrhundert, sondern setzt durch seine markante Fassadenverkleidung mit Streckmetall-Elementen eigene Akzente. Die in der Öffentlichkeit durchaus kontrovers diskutierte Außengestaltung hebt sich in ihrer prägnanten Formensprache deutlich von den Nachbargebäuden ab, greift aber – wie auch der gesamte Neubau – in der Farbgebung Merkmale des Altbaus auf.

Eine breite Glasfassade gewährt dem Besucher, aber auch den vorbeigehenden Passanten erste Einblicke in den neuen Öffentlichkeitsbereich des Generallandesarchivs. Der einladende Eingangsbereich signalisiert deutlich: Hier präsentiert sich, oder eigentlich treffender formuliert: hier verschließt sich kein »Geheimarchiv« vor der Öffentlichkeit, sondern es öffnet sich ein Haus, das in vielfältiger Form zur Begegnung mit der Geschichte einlädt. Das Generallandesarchiv sieht sich als »Archiv für alle«; den Anspruch, ein »offenes Haus« zu sein, den der Neubau bereits architektonisch umsetzt, will es nun in der täglichen Arbeit einlösen.

Dazu dient das Foyer als variable Ausstellungsfläche. Neue Spezialvitrinen und eine flexible Beleuchtungstechnik machen auch die Präsentation wertvoller Exponate möglich. Zwei angrenzende Seminarräume bieten Platz für Vorträge, aber auch für die Projektarbeit mit Schulklassen oder anderen Gruppen. Je nach Bedarf lassen sich die Räume durch bewegliche Trennwände erweitern oder verkleinern. Bei großen Veranstaltungen bietet das Foyer bis zu 200 Gästen bequeme Sitzmöglichkeiten. Offen und transparent ist auch der Lesesaal, der Zentralbereich des Neubaus, im ersten Obergeschoss gestaltet. Große Glaswände gewähren reizvolle Durchblicke in die verschiedenen Räume. Die helle Holzverkleidung (Ahorn für den Innenausbau und Lärche für die Außenwände) verleiht den Räumen eine angenehme Atmosphäre. Immer wieder weitet sich der Blick hinüber zum neobarocken Altbau. Im Zentrum des Nutzungsbereichs sind die archivischen Findmittel frei aufgestellt. Nur die Repertorien zu

Im Katalograum finden die Besucher alle nötigen Informationen für ihre Recherchen. Aufnahme: Dirk Altenkirch, Karlsruhe

Der modern eingerichtete Lesesaal bietet hervorragende Arbeitsmöglichkeiten. Aufnahme: Dirk Altenkirch, Karlsruhe

Beständen, die noch besonderen Schutz- und Sperrfristen unterliegen, sind in einem verschlossenen Raum aufbewahrt. Der Lesesaal öffnet sich in einer großen Glasfront in den Gartenbereich hinter dem Archivbau. Für Gruppenarbeit und für Beratungsgespräche stehen spezielle Räume zur Verfügung. Der Filmlesesaal ist mit der erforderlichen Technik ausgestattet. Recherchestationen sind im Online-Zeitalter eine Selbstverständlichkeit.

Doch auch »hinter den Fassaden« hat sich einiges geändert: Im zweiten Obergeschoss haben die Werkstätten für Reprografie und Restaurierung neue Räumlichkeiten erhalten. Für 2012 ist der Aufbau eines Digitalisierungszentrums geplant. Und – wie könnte es in einem Archiv auch anders sein – natürlich wird sich durch den Erweiterungsbau auch die Situation im Magazinbereich grundlegend verbessern. Im dritten Obergeschoss findet in 120 Kartenschränken mit rund 1800 Schubladen die umfangreiche und wertvolle Kartensammlung des Generallandesarchivs ihren Platz. In den beiden unterirdischen Magazingeschossen werden künftig Akten, Urkunden und Bände im Gesamtumfang von rund 14 Regalkilometern in Fahrregalanlagen aufbewahrt. Ein vollklimatisiertes Filmmagazin garantiert optimale Lagerungsbedingungen für den umfangreichen Fotobestand des Generallandesarchivs. Der Umzug des Archivguts in die neuen Magazine startet im Sommer 2012. Bis dahin werden die Räume die erforderlichen klimatischen Voraussetzungen erfüllen.

Die Bauarbeiten im Generallandesarchiv sind dann aber noch lange nicht zu Ende. Im zweiten Bauabschnitt stehen die grundlegende Sanierung des Nordmagazins und Umbauarbeiten im alten Hauptgebäude an. Die Zeit der Provisorien und Notlösungen geht dann zu Ende. Künftig wird das Generallandesarchiv in den drei Magazinkomplexen im Neubau, im umgebauten Nordmagazin und im denkmalgeschützten Westmagazin Regalflächen im Gesamtumfang von 49 Kilometern besitzen. Für die Zukunft ist bestens vorgesorgt: Die Magazinkapazitäten werden für mindestens 30–40 Jahre genügend Raum für die ständig wachsenden Bestände bereit halten. Ob es dann nur noch elektronische Dokumente gibt, die nicht mehr in Magazinen lagern, sondern auf Festplatten und Großrechnern gespeichert werden, wird die Zukunft erweisen. Auf jeden Fall ist das Landesarchiv Baden-Württemberg auch für diese

Am „Tag der offenen Tür" kamen auch die Kinder im Generallandesarchiv auf ihre Kosten. Sie bauten Ritterburgen und prägten ihre eigenen Siegel.
Aufnahme: Landesarchiv Baden-Württemberg – Generallandesarchiv Karlsruhe

Aufgabe bestens gerüstet: ein Digitales Magazin steht bereits heute zur Verfügung.

Doch zurück in die Gegenwart: Der Neubau des Generallandesarchivs hat inzwischen seine ersten Bewährungsproben bestens bestanden. Die sehr positiven Rückmeldungen in den ersten Wochen seit dem Start des Alltagsbetriebs im November 2011 machen deutlich: Die neuen Räume mit den stark verbesserten Arbeitsmöglichkeiten werden von den Besuchern gern und zahlreich angenommen. Hochbetrieb herrschte am Tag der offenen Tür am 28. Januar 2012 im Haus. Mehr als 1400 neugierige Gäste wagten einen Blick »hinter die Fassaden«. Besonderes Interesse fand die aktuelle Ausstellung »Der aufgeklärte Fürst«, die Leben, Werk und Wirkung des letzten badischen Markgrafen und ersten Großherzogs Karl Friedrich (1728–1811) würdigt. Die kostbaren Exponate aus den Beständen des Hauses machen deutlich, warum das Generallandesarchiv mit seiner reichen Überlieferung zu den bedeutendsten Staatsarchiven in Deutschland zählt. Dass es zudem auch ein offenes, gastfreundliches Haus ist für alle, die an Geschichte Interesse haben, das sah man schon im Eingangsbereich. Kinder bauten Burgen aus Archivboxen und siegelten stolz ihre Urkunden, mit denen sie zu Burgfräuleins und Rittern ernannt wurden.

Das Generallandesarchiv Karlsruhe in Zahlen

Archivgut (in Regalmetern)	36 560
Urkunden (Stück)	136 758
Karten, Pläne (Stück)	97 900
Fotos / Bilder (Stück)	201 430
Besucher (2011)	2 470
Vorgelegte Archivalien (2011)	15 312
Schriftliche Auskünfte (2011)	1 717
Abgegebene Reproduktionen (2011)	103 414

Aktuelle Informationen zu Veranstaltungen im Generallandesarchiv Karlsruhe:
www.landesarchiv-bw.de/glak

Anschrift des Autors:
Dr. Wolfgang Zimmermann
Landesarchiv
Baden-Württemberg
– Generallandesarchiv
Karlsruhe
Nördliche Hildapromenade 3
76133 Karlsruhe

1812 – Das Ende der Großen Armee Napoleons vor 200 Jahren

Leonhard Müller

Historiker lieben die großen Linien, wie sich Staaten entwickeln, zwischen Hegenomie und Gleichgewicht taktieren. Kriege werden geführt und nach Friedensschlüssen sucht man wieder neue Wege, so lesen wir häufig in großen Darstellungen. Das ist oft eine »glatte« Geschichtsschreibung, und man fragt, wer hat denn die Schlachten geschlagen?

Ein besonders krudes Beispiel jährt sich zum zweihundersten Male: der Marsch Napoleons Großer Armee nach Moskau und deren Untergang. Dabei waren auch Soldaten aus dem neuen Großherzogtum Baden. Man sollte sich ihrer erinnern.

Graf Wilhelm von Hochberg und die politische Lage

1806 ist das Jahr, in dem die Vergrößerung der kleinen Markgrafschaft Baden-Durlach zum Großherzogtum Baden ihren Abschluss gefunden hatte. Vom Bodensee bis zum Main reichte der neue Staat. Aber um welchen Preis. Baden war ein französischer Vasallenstaat geworden, denn als einer der 16 Länder, die sich Juli 1806 zum Rheinbund zusammengeschlossen hatten, war es nun Glied eines Cordon sanitaire vor der französischen Rheingrenze, eines Imperiums, das von Amsterdam bis Sevilla, von Hamburg bis nach Rom, vom Atlantik bis in den Balkan reichte. Da hatte der Rheinbund nur eine Aufgabe: seinem Protektor Napoleon Truppen zu stellen.

Um 1790 hatte der sparsame Markgraf Karl Friedrich ca. 2000 Mann unter Waffen. Jetzt sollte der Rheinbund 63 000 Mann, später über 100 000 abordnen, und so musste auch Baden durch neue Verordnungen die Zahl der Eingezogenen ständig erhöhen. Bereits im Krieg Napoleons in Spanien und Portugal 1808 kämpften 2000 Badener in seinem Heer. 1809 führte er seinen Krieg gegen Österreich weitgehend mit deutschen Truppen, und da war Graf Wilhelm von Hochberg schon in die Operationen eingeschlossen.

Wilhelm von Hochberg, 1792 geboren, war Sohn Karls Friedrich aus seiner zweiten Ehe mit Luise Geyer von Geyersberg, einer morganatischen, d.h. nicht standesgemäßen Verbindung[1]. Nach umstrittener Nachfolgeregelung konnte er sich erst 1818 Markgraf von Baden nennen.

Von früh an war er für eine militärische Laufbahn bestimmt, mit 13 Jahren Major, mit 16 Oberst. Ab diesem Lebensjahr führte er mit peinlicher Genauigkeit Tagebuch, wohl reflektierend, welche Aufgaben ihm in seinen Positionen abverlangt wurden, für die er sich oft zu jung und zu unerfahren einschätzte. Seine Notizen, später unter dem Titel »Denkwürdigkeiten«[2] veröffentlicht, geben Einsichten in das schreckliche Geschehen des Jahres 1812 neben anderen Quellen, die die Erlebnisse von einfachen Soldaten schildern.

Erste Eindrücke gewann v. Hochbergs im Feldzug gegen Österreich 1809, wo er als Adjutant des französischen Marschalls Masséna diente: »Was mich am meisten empörte, war

das Benehmen der Marodeurs, der Marketender und einer Masse liederlichen Gesindels, welche die Verwundeten ausplünderten, und, wenn sie ihre Habseligkeiten nicht gutwillig abgeben wollten, oft schwer misshandelten, ja sogar ermordeten.« Oder bei einem Kampfgetümmel an einer Brücke üben die Traun: »Infolgedessen wurde der schreckliche Befehl erteilt, alle diese Unglücklichen in das Wasser zu werfen. Auf diese Weise fanden auch nur leicht Verwundete den Tod.«[3]

Abmarsch noch Norden

Wilhelms größter Einsatz war das Kommando der badischen Truppen als Teil der Großen Armee im Feldzug gegen Russland. Im Frieden von Tilsit 1807 hatte sich der Zar Alexander I. gegenüber Napoleon verpflichtet, der Kontinentalsperre beizutreten, mit der England gelähmt werden sollte. Die spätere Weigerung Alexanders, diese Handelssperre streng durchzuführen, war neben anderen Auseinandersetzungen einer der wichtigsten Gründe für Napoleons Entschluss, das bisher größte Heer für einen Feldzug nach Russland aufzustellen: 300 000 Franzosen, 180 000 Deutsche, 30 000 Österreicher, 90 000 Litauer und Polen, 32 000 Soldaten aus mediterranen Staaten, insgesamt über 600 000 Mann.[4] Eine nördliche und eine südliche Heeresgruppe stieß bald auf entschiedenen russischen Widerstand. Die Hauptarmee, die Napoleon führte, hatte Moskau zum Ziel, und ihr war auch die badische Brigade zugeordnet.

Schon 1811 setzten sich badische Truppenteile in Marsch, der bis nach Moskau ca. 2000 km betragen sollte. Das Kontingent bestand aus 6766 Mann, verteilt auf zwei Infanterieregimenter, einem leichten (Jäger) Infanteriebatallion, einem Husarenregiment

Wilhelm Graf von Hochberg (1792–1859), Kommandeur der badischen Truppen 1812

und einer Batterie mit 8 Geschützen. Die Brigade zog durch Mitteldeutschland nach Stettin, Danzig, Königsberg, täglich mindestens 30 km in ca. 7 Stunden marschierend. In Ostpreußen sammelte sich das 9. Armeekorps, zu der die erfahrenen badischen Regimenter gehörten, die verschiedene Feldzüge seit 1806 mitgemacht hatten. Im Juni 1812 drangen die Truppen über die russische Grenze, und bald zeigten sich die großen Mängel dieser Kriegsführung. Bei dem schnellen Vormarsch wuchs die Krankenzahl rapide bei täglichem Biwakieren in kühlen Nächten, zuweilen in sumpfigem Gelände. Der Mangel an Sanitätsdiensten hatte zur Folge, dass Kranke und Verwundete weder nachgeführt noch in einer Etappe hinreichend versorgt werden konnten. Das nachlässig organisierte Verpflegungswesen, die überfüllten Spitäler in den Städten, setzten die Truppen bereits auf dem Vormarsch großen Entbehrungen aus, die zu Plün-

derungen verleiteten.[5] Auch russische Gefangene konnten nicht versorgt werden, entflohen und kehrten wieder zur russischen Armee zurück. So ergab sich bald ein Zustand, dass wiederholt französische Plünderer und Meuterer vom badischen Gardebatallion standrechtlich erschossen werden mussten, eine früher unerhörte Begebenheit.[6] Hochberg notiert: »Es waren bei der französischen Armee die Bande der Disziplin sehr gelockert. In allen Ortschaften und Höfen hatten wir seit unserem Abmarsch von Wilna eine Menge isolierter Soldaten angetroffen, welche die Armee unter verschiedenen Vorwänden verlassen hatten.«[7] Und zur Versorgung: »Der Rest der angestrengten kleinen Pferde [der Transportwagen] ging in kurzer Zeit zugrunde, und täglich krepierten eine Menge derselben, indem die Stuten durch frühzeitige Geburten dem Elende unterlagen.

Man hatte mir einen Brunnen bezeichnet, der frei von Leichen sein sollte … Allein wie sehr wurde ich eines Tages überrascht, als ich in einer Wasserflasche viele unreine Fasern entdeckte! Die Untersuchung ergab, dass drei halbverweste Leichen in dem Brunnen lagen.«[8]

Ein badischer Soldat aus dem Kreis Donaueschingen erinnert sich: »Das Elend stieg jeden Tag höher, besonders da auch die Tagesmärsche auf 14 Stunden festgesetzt wurden. Zuletzt sah sich jeder Soldat auf seine Selbsterhaltung angewiesen.«[9] Die Fußkranken und Isolierten, die zur Nahrungssuche herumirrten, hätte man über ein geordnetes Verpflegungswesen wieder an die Truppe anbinden können. Über Wilna, Witebsk führte nun der Heereszug zum Djepr-Strom.

Richtung Moskau

Am 28.September erreichten die Badener die Stadt Smolenks, die durch eine Schlacht im August ungemein gelitten hatte. So berichtet der Soldat Carl Sachs aus Karlsruhe: »Als wir auf eine halbe Stunde von Smolenks kamen, war die Straße mit Leichen besät, der Gestank unerträglich, das Aussehen der Toten äußerst widrig, denn die meisten waren schwarz von der Sonne gebraten.

Wir wurden in die zerstörten Häuser der Vorstädte gelegt, und auch hier waren stinkende Leichen uns allenthalben zur Seite; in dem Häuschen, das wir uns zurecht machten, lag ein Cavallerist mit dem Vorderleib in einem Schopf; die Füße mit den großen Stiefeln steckte er in das enge dunkle Hausgässchen, so dass man jedesmal über ihn wegsteigen musste.«[10] Und zitiert wird aus dem »Heldenbuch« von Christian Niemeyer »Zahllose Schwärme von Raben … und Horden von Hunden, welche aus allen verbrannten Ortschaften ihnen heulend nachfolgten, scharrten die Leichname unter dem Schnee wieder auf, und Raben und Hunde lieferten mit grässlichen Geschrei und Gebell blutige Gefechte um die Beute.«[11]

Nach dem Abmarsch von Smolenks am 11. Oktober zählte die badische Brigade von ursprünglich 6766 Mann noch 4260 mit 126 Offizieren. Sie galt Napoleon als zuverlässig, verwahrte doch das I. Bataillon des 2. Infanterie Regiments, das bis nach Moskau zog, im kaiserlichen Hauptquartier die Heereskasse, den großen »Tresor«. Napoleon hatte sich schon Anfang September einer Frontalschlacht bei Borodino mit großem Artillerieeinsatz gestellt, bei der er allein 30 000 Mann verlor, die Russen 50 000, darunter auch Stabsoffiziere und Generale. Mitte September erreichte er Moskau. Man kennt den großen Brand, teils von den Russen selbst gelegt, oft auch durch Unachtsamkeit der Soldaten in den Holzhäusern verursacht. Napoleon bot Zar Alexander eine Waffenstillstand an, doch für diesen wie

Der Rückzug der Großen Armee (Grande Armée)

für seine Berater war der Verlust der Hauptstadt kein Grund für eine Waffenruhe. Fünf Wochen verlor Napoleon mit Abwarten auf die Botschaften der Unterhändler, bis er sich zum Rückzug entschloss. Immer als Meister der Propaganda ließ er verlauten, dass man nach einem großartigen Siege und Erreichen des Ziels nun Moskau verlasse, weil es »wertlos und ungesund« sei.[12]

Rückmarsch

Am 19. Oktober erfolgte der Rückmarsch auf der Hauptstraße nach Smolenks; eine Südstraße hatte der russische Oberbefehlshaber Kutusow blockiert. Der württembergische Hauptmann v. Kurz berichtete: »Nicht sowohl die Zahl der Krieger bildeten den unermeßlichen Zug, sondern die unzählbare Menge von Wagen, Karren, Droschken, Chaisen, welche oft mit Beute beladen waren sowie eine Menge von Kanonen, Munitionswagen und dergleichen, in acht bis zehn Reihen nebeneinander fahrend, bedeckten bald eine unabsehbare Länge die Heerstraße.«[13]

Noch herrschte schönes Wetter, erst am 1. November begann der Frost, am, 4. fiel Schnee und die keineswegs geschlagene russische Armee stellte sich zu neuen Schlachten auf, so bei Wjasma.

Hauptmann v. Leisinger schreibt nach dem blutigen Rückzugsgefecht: »Die große Straße war, soweit man sehen konnte … mit Trümmern von Truppen bedeckt. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen war die Menge in einem wirren Durcheinander … Der Mangel an Lebensmitteln war sehr groß. Das Fleisch der gefallenen Pferde war die Nahrung der großen Menge.«[14] In den »Denkwürdigkeiten« Wilhelms heißt es, dass er seine Brigade halten ließ, um ein »bisher nie erlebtes Schauspiel näher zu beobachten, nämlich den Rückmarsch jener Teile der polnischen Armee, vielleicht 500 Mann weitgehend ohne Waffen, der Rest eines Armeekorps, das mit 30 000–40 000 Mann ins Feld gerückt war … Mehrere diese höheren Offiziere trugen Damenmäntel von Seidenzeug mit Zobel besetzt.«[15] Die Badener schlossen sich dem Rückzug über Witebsk an, als letzte Gruppe des 9. Armeekrops ständig den Angriffen von Kosakenschwärmen ausgesetzt.

Der Beresina-Übergang

Ende November hatte man die Beresina erreicht, wo Napoleon beim Hinmarsch zwei Brücken hatte schlagen lassen, die inzwischen zerstört waren. Nun wurden über den etwa 100 m breiten, durchschnittlich zwei Meter tiefen Fluß zwei Brücken im Abstand von 200 m auf 23 Böcken gebaut, die eine für die Infanterie, die andere für Artillerie und Fuhrwerke. In acht Stunden wurden die Brücken mit Holz aus den Häusern umliegender Ortschaften errichtet, wobei die Pioniere bis zur Brust im kalten Wasser standen.[16] In den »Denkwürdigkeiten« heißt es: »Der Andrang von einer ganz ungeordneten Masse von Menschen von allen Nationen und Sprachen, die wild durcheinander gemischt waren, ist schwer zu beschreiben. Viele Blessierte und Kranke wurden von den Brücken gestoßen, das große Eisschollen mit sich führte; dabei schneite es ununterbrochen heftig. Mehrmals brachen die Brücken unter der Last zusammen, und es dauerte immer lange, bis Pontonniers, die schon sehr ermattet und ohne alle Nahrung waren, die Wiederherstellung gelang … Einzelne Reiter versuchten mit ihren Pferden durch das Wasser zu schwimmen, blieben aber im Schlamm stecken. … Wo man

Der Todesritt der badischen Husaren an der Beresina am 28. November 1812

hinsah, erblickte man Szenen des Jammers und Elends.«[17] In den Erinnerungen des Soldaten Carl Sachs werden die Verhältnisse noch krasser geschildert: »Und es erhob sich ein wütender Kampf zwischen denen zu Fuß und denen zu Pferde, und die Haufen der Erschlagenen, Zertretenen und Geräderten türmten sich zu einer solchen Höhe, dass gar bald aller Zugang verstopft war. Wer jetzt noch die Brücke erreichen wollte, musste zuvor über Hügel von Unseren und Leichnamen hinweg klettern: dann aber ergriffen diejenigen, welche niederlagen und noch lebten, die Kletterer bei den Beinen, um sich wieder aufzuhelfen und ließen nicht los, bis sie mit mörderischer Gewalt niedergestoßen waren … Die besten Freunde mordeten einander um den Vortritt auf die Brücke.«[18] Teile der badischen Brigade, die bereits auf dem Westufer standen, hatten das unerwartete Glück, auf einen badischen Verpflegungszug zu stoßen, den ein Leutnant unter größten Schwierigkeiten durch Russland hierher geführt hatte.

Auf dem Ostufer entspann sich bald ein größeres Gefecht längs der Beresina. Gegen die anstürmenden Massen setzte der Kommandeur des badischen Husarenregiments zusammen mit hessischen Chevauxlegers zu einer Attacke an. »Das Bataillon vom russischen 34. Infanterie Regiment gab sein Feuer erst ab, als die Husaren schon ganz nah waren. Trotzdem wurde das Karee gesprengt, die Infanterie teils zusammengehauen, teils gefangen genommen.«[19] So die Geschichte jenes Husarenregiments, das anschließend von russischen Kürassieren fast aufgerieben wurde. »Kaum 50 Pferde von 350 kehrten über die Beresina zurück.«[20]

Nicht zuletzt waren es badische Truppen, die den Flussübergang sicherten, so dass sich die Russen auf heftiges Artilleriefeuer beschränkten. Freilich hatte die Brigade wieder

1100 Mann verloren. Wilhelm von Hochberg war der einzige noch dienstfähige General des 9. Korps, der als »Arrieregarde« die Brücken abbrechen ließ, um aber gleich wieder Frontstellung zu beziehen.

In seinen Denkwürdigkeiten heißt es: »Es war ein herzzerreißender Anblick, so viele Verwundete und Kranke, die auf dem linken Ufer zurückgeblieben, dem Feinde preisgegeben zu sehen. Keine Feder vermag den Jammer zu beschreiben, der sich dem Auge bot, als die Russen von dem linken Ufer Besitz nahmen. Die in Gefangenschaft geratene Masse kann ohne Übertreibung auf 10 000 Mann angeschlagen werden.«[21]

Rückzug nach Wilna

Wilna war nun das nächste Ziel bei ständigen Gefechten der Arrieregarde. Gleichzeitig setzte die große Kältewelle ein, Temperaturgraden unter 20 Grad. »Denkwürdigkeiten« 6. Dezember: »Viele Soldaten waren erblindet oder erstarrt im Biwak liegen geblieben. Es wurde etwas Zwieback ausgeteilt, was aber mit solcher Eile (angesichts der Angriffe) geschehen musste, dass der größte Teil der Mannschaft nichts erhielt.« 7. Dezember: »Die Kälte war auf 30 Grad gestiegen. Um 3 Uhr morgens befahl der Marschall den Abmarsch: Als das Signal dazu gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren. Ich begab mich zu den einzelnen Soldaten und sprach ihnen Mut zu aufzustehen … Kaum fünfzig Leute konnte ich zusammenbringen, der Rest, zwischen 200-300 Mann lag erstarrt und erfroren am Boden.«[22] In den Erinnerungsblättern des Soldaten Sachs ein Zitat: »Ohne Unterlass bereiteten sich gänzlich Ermattete ihr Sterbelager im Schnee. Eine große Menge Anderer verbrannte an und in den Wachtfeuern oder in den lodernden Dörfern, da ihre Ohnmacht sie hinderte, der um sich greifenden Flamme zu entrinnen. Auch die, welche sich etwas aus der Glut, halb versengt, noch aufgerafft hatten, schlichen wie dunkle Gestalten der Unterwelt … umher, stürzten dann plötzlich nieder und starben. Manche hatte der Wahnsinn ergriffen; diese steckten ihre nackten Füße voll eiternder Frostbeulen in die glühenden Kohlen oder warfen, unter grässlichen Gelächter, sich mit dem ganzen Leib hinein und krümmten sich und heulten, bis sie tot waren.«[23]

Neben dem Frost wütete der Hunger. Niemeyer, von Sachs zitiert, berichtet: »Kleie, an Bretter geschmiert und durch rings um angezündete Feuer gedörrt, war der seltenste und köstlichste Leckerbissen. Diejenigen, welche es so gut nicht wurde, nagten an den letzten Sehnen der Pferdegerippe, wo bereits die Wölfe das beste weg hatten; manche zerbissen sich die eigenen Arme, um sich durch das warme Blut zu erquicken.«[24] Und »kein Tag verging ohne Scharmützel«, so der Donaueschinger, »keine Nacht kam, dass wir nicht bald daher, bald dorthin vorgeschoben wurden.« Graf Wilhelm kritisiert: »Die Sucht der französischen Marschälle, sich den Untergang der Armee nicht selbst einzugestehen, verführte sie, Befehle zu erteilen, als ob sie noch an der Spitze bedeutender Streitkräfte stünden.«[25]

Die Aufgabe für das badische Kontingent, die Arrieregarde für das 9.Armeekorps zu stellen, brachte zusätzlich große Schwierigkeiten, wie es in den Briefen des Kapitäns Heinrich von Steffen heißt. »Der an sich schon bei jedem Rückzug eines geordnetes Heeres sehr beschwerliche Dienst steigerte sich hier auf eine unglaubliche Weise und erreichte den höchsten Grad von Mühseligkeiten aller Art, woran hauptsächlich die Menschenmasse

von wenigstens 60 000 Mann schuld war, welche in regellosen Haufen zwischen dem Rest der Armee und ihrer Arrieregarde fortzog…. Wenn somit die Arrieregarde zwischen 1 und 3 Uhr morgens schon aus dem Biwak aufbrach, so musste sie stundenlang warten, um diesen Isolierten Raum nach vorwärts zu geben. Hatten diese gegen Mittag einen Vorsprung und ein an der Straße gelegenes Dorf erreicht, so hielten sie an, bereiteten ein Mittagsmahl aus den Lebensmitteln, welche sie sich auf jede möglich Weise verschafft hatten, vielfach durch Plünderung stecken gebliebener Wagen, und ließen die Arrieregarde unbekümmert an sich vorüber ziehen; erst die Kanonenschüssen der herannahenden Russen schreckte sie auf. Von Kosaken begleitet, welche sie oft ausplünderten und wieder laufen ließen, kamen sie dann im Trab der Arrieregarde nachgelaufen und nötigten diese zum Halt und Aufmarsch. Kam dann die Arrieregarde müde und abgespannt in der Nacht an ihren Biwakplatz, so waren sicher alle Lebensmittel, Holz und Stroh in erreichbarer Nähe von den Isolierten weggenommen. Es war daher nicht zu verwundern, dass unter diesen Umständen immer mehr Streitbare ihre Truppen verließen und sich zu den Isolierten gesellten.«[26]

Harte Kämpfe auch auf dem Weg nach Witebsk, und der Donaueschinger schreibt von einem Gefecht: »Schon am Saume des Waldes lag ein abgeschossener Schenkel, dessen Eigentümer aber nirgends mehr zu finden war… Zuletzt begegneten wir einem schwer verwundeten Kosaken, welcher, die Hände unter den Leib gestützt, rücklings auf dem Boden saß und jämmerlich »Hospata!«, d.h. ach Gott! zum Himmel schrie. Ihm hatte eine Kanonenkugel den rechten Schenkelknochen zersplittert. Der Oberstleutnant, ein mitleidsvoller Mann, sah ihn liegen und sagte: ›Traget den Unglücklichen in das Dorf zurück, denn wer kann wissen, wie es uns noch ergeht!‹ Die Worte drangen uns tief in die Seele.« Und am nächsten Morgen zogen sie über das Schlachtfeld. »Tausende von Menschen lagen in ihrem Blute, viele davon waren schon verschieden, andere starben erst jetzt…Selbst die Tierwelt, könnte sie reden, müsste den Urheber solcher Szenen vor Gott anklagen, denn es sprangen Pferde ohne Reiter umher, denen ganze Körperteile weggeschossen waren und die ihrem Schmerze wütend über Lebendige und Tote hinwegsetzten. Auch Reiter, die noch im Sattel saßen, lagen samt den Pferden tot zu Boden.«[27]

Weiter nach Wilna, wo der französische General de Chambray berichtet, dass dort 20 000 Verwundete, Erfrorene und Kranke von den Russen gefangen genommen wurden. »7000 Tote waren aufgeschichtet, weil man selbe nicht begraben konnte, bis es wärmer ward.«[28] Und er fährt fort: »Anderthalb Stunden von Wilna geht die Straße über den steilen Hang nach Panari … Hier wurde alles, was noch an Artillerie und Gepäck vorhanden war, die aus Moskau mitgenommenen Trophäen, Napoleons Equipage und ungefähr 10 Millionen Franken bares Geld im Stich gelassen. – Man musste eine große Menge verwundeter Offiziere hier zurücklassen, die bis dahin das Glück hatten, ihre Wagen zu retten. Kein Geschick war grausamer, sie sahen langsamen Schrittes den Tod nahen, der sie so lange bedrohet hatte, und der sie nun in dem Augenblicke traf, wo sie im Begriffe waren, in den Hafen einzulaufen.«

Heimweg

Man könnte mit den bedrückenden Quellenzitaten noch lange fortfahren, auch als die

Truppenreste sich Litauen näherten, als alle Unterkünfte besetzt und sie daher erneut im Freien zum Übernachten gezwungen waren.. Man musste überteuert für ein Stück Brot bezahlen, ja für eine Viertelstunde am Wachtfeuer zu sitzen, oder man raubte aus Selbsterhaltungstrieb, riss Verwundeten die Kleider vom Leib und ließ sie im Schnee sterben.

Napoleon marschierte zuweilen, »einen grünen, goldverschnürten Samtpelz über der abgetragenen Uniform, auf einen Birkenstock gestützt«, mit der Masse, versuchte immer wieder nach den großen Verlusten die Truppe neu zu formieren, doch konnte er der Auflösung keinen Einhalt mehr gebieten.[29] Am 3. Dezember wurde das 29. Kriegsbulletin verfasst, wo unverholen von den Verlusten seiner Armee berichtet wurde, vor allem durch die große Kälte des harten Winters. Das Bulletin schloss mit dem Satz: »Die Gesundheit seiner Majestät ist nie besser gewesen.« Der Kaiser beschloss nach Paris aufzubrechen, als er in Wilna die Nachricht von einer Verschwörung in Frankreich erhielt, nachdem dort das Gerücht verbreitet worden war, er sei in Russland umgekommen.

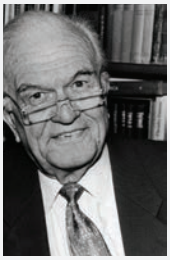
An der Beresina zählte die badische Truppe noch ca. 2000 Mann. Als Wilhelm von Hochberg Ende Dezember 1812 in Marienwerder deutschen Boden betrat, betrug der Stand noch 42 Offiziere, 111 Unteroffiziere, 15 Spielleute und 369 Soldaten von einst 6766 Mann, von denen auch nur ein Teil in die Heimat gelangten.[30] 1813 wurden von der russischen Regierung Zahlen veröffentlicht, berichtet Hochberg. Nach Zählung in den einzelnen Gouvernements seien 243 612 Leichname verbrannt oder begraben worden.[31]

Wilhelm von Hochberg, hoch dekoriert, zum Generalleutnant befördert, rüstete sich daheim für einen neuen Feldzug mit neuem französischen Heer, geriet in der Völkerschlacht in Leipzig 1813 in Gefangenschaft bei der nun gegnerischen preußischen Armee, wobei seinen badischen Truppen das Verschicken nach Sibirien angedroht wurde, bis Großherzog Karl nach langem Zögern endlich als Letzter der Rheinbundstaaten die Seite wechselte und sich der neuen Allianz anschloss. Und die badischen Truppen machten kehrt und schossen nun auf jene französischen Gefährten von gestern, mit denen sie durch Europa gezogen waren. Neue Schlachten, neue Tote und Krüppel, neues Elend stand vor der Tür des jungen Großherzogtums Baden, dessen Anfänge mit Blut getränkt waren.

Anmerkungen

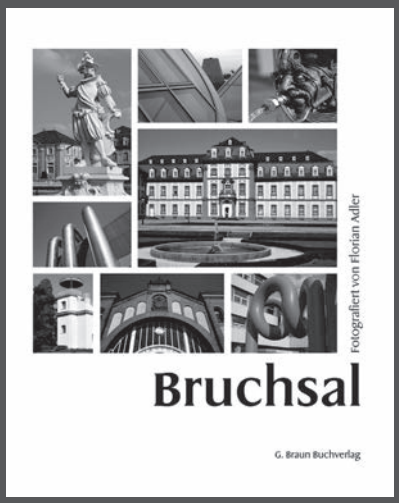
1 Badische Biographie, 1875, Band I, S.27
2 Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, hrsg. v. Karl Obser, Heidelberg 1906, vgl. Lore Schwarzmaier, Das Memoirenwerk des Markgrafen Wilhelm von Baden (1792–1859), ZGO, Band 139, 1991, S.177 ff
3 a.a.O. S.79, vgl. Antoine de Barcque, Imperiale Verletzungen, in: Katalog zur Ausstellung der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn »Napoleon und Europa, Traum und Traumata«, Berlin 2011, S. 57 »In Napoleons Kampftaktik die auf Überraschung, Anpassungsfähigkeit, Schnelligkeit und Bodenbeherrschung basierte. hatte die Behandlung der Verwundeten keinen Platz. Auch wenn diese durch das Gesetz vorgesehen war … spielten die Verletzten auf dem Schlachtfeld nur eine untergeordnete Rolle… Den Schätzungen der Chefchirurgen der kaiserlichen Armee Percy und Larray zufolge, dauerte es während der napoleonischen Kriege durchschnittlich vier bis fünf Tage, bis ein Verletzter zur Ambulance und dann ins Hospital gebracht wurde.« Bis dahin hatten die Verwundeten auf ihrem Platz zu bleiben.
4 Willy Andreas, Das Zeitalter Napoleons und die Erhebung der Völker, in: Die neue Propyläen Weltgeschichte, Berlin 1938, S.271
5 v.Lindenau, Der Beresina-Übergang des Kaisers Napoleon unter besonderer Berücksichtigung der badischen Truppen, Berlin 1896, S. 11

6 v.Barsewisch, Die Badener in Russland 1812, Karlsruhe 1893, S.7
7 Anm. 2, S.153
8 Anm. 2, S. 154
9 Erlebnisse eines Badischen Soldaten bei dem Zuge Napoleons nach Moskau im Jahre 1812, hrsg. von F. X. Isele, Bühl 1914, S. 20
10 Erinnerungsblätter eines badischen Soldaten an den russischen Feldzug von 1812 bis 1813, Ulm 1937, S.15
11 a.a.O. S. 16 Zitat von Christian Niemeyer, Heldenbuch, Ein Denkmal in den Befreiungskriegen von 1808–1815, Leipzig 1817
12 C. W. von Faber du Four, Mit Napoleon in Russland 1812, Stuttgart 1987, S. 6
13 Anm. 5, S. 8
14 Anm. 5, S. 2
15 Anm. 2, S. 170
16 Tagebuch Joseph Steinmüllers über seine Teilnahme am russischen Feldzug 1812, Heidelberg 1904, S. 31 f.
17 Anm. 2, S. 177
18 Anm. 10, S. 33, Zitat Niemeyer
19 Badische Truppen in Russland, Amtliche Veröffentlichung des Armeemuseums Karlsruhe 1937, S. 24
20 Anm. 5, S. 44
21 Anm. 2, S.187
22 Anm. 2, S. 199
23 Anm. 10, S.43, Zitat Niemeyer
24 Anm. 10, S. 42
25 Anm. 9. S. 28
26 Erlebnisse des Freiherrn Heinrich v. Stetten – Buchenbach im Feldzug gegen Rußland 1812, Schloß Stetten 1912, als Handschrift gedruckt, vgl. Anm. 2. S.200
27 Anm. 9, S. 29/30
28 Anm. 10, S. 47
29 Anm. 4 S. 279
30 Wolfgang Hug, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 202
31 Anm. 2, S. 225



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2, III, 7/7
76199 Karlsruhe

BILDBAND BRUCHSAL



Florian Adler
Bruchsal

Bruchsal ist eine spannende Stadt, wenn man sich auf sie einlässt. Erst diverse Spaziergänge erlauben tiefere Einblicke in das Leben dieser aufstrebenden Stadt, die in faszinierenden Fotografien von Florian Adler in Szene gesetzt wird.

dreisprachig (dt, engl, franz.)
136 S., 150 Farbabb., 24,5 x 30,5 cm
geb. mit Schutzumschlag
24,90 €, ISBN 978-3-7650-8532-1

Die Karlsruher Monatsspiegel

Kommunale Selbstdarstellung und kommerzielles Werbemedium[1]

Ernst Otto Bräunche

»Einmal auf der Filmleinwand in flimmernder Pose zu erscheinen und sich wohlgefällig selbst betrachten zu können, ist nicht nur der Wunschtraum von Teenagern und Twens. Mancher biedere Familienvater würde seine zwar geleugnete, aber doch sichtbare Zufriedenheit darüber erkennen lassen. Die meisten hoffen vergebens. In Karlsruhe ist die Chance allerdings gar nicht so klein, denn seit rund zweieinhalb Jahren hat die Fächerstadt eine eigene ›Wochenschau‹, deren Stars die Karlsruher und ihre Stadt sind.«[2] So beginnt ein Artikel der Badischen Volkszeitung (BVZ) vom 2. September 1960, der einen »Blick hinter die Kulissen« des Karlsruher Monatsspiegel werfen wollte. Der Journalist sah den Monatsspiegel »als eine neuartige Geschichtsschreibung im Zeitalter der Technik. Was die Urväter in Stein gehauen oder mühsam auf Papyrus gekritzelt haben, notiert heute eine Kamera auf vielen hundert Metern Zelluloid. Belichtet und entwickelt geben diese Zelluloidstreifen einen genauen Rückblick auf die Vergangenheit, wobei das Bild oft instruktiver ist, als das gesprochene oder geschriebene Wort.« Der Journalist fährt fort, der 46 Jahre alte Emil Meinzer sei 1957 auf die Idee gekommen eine eigene Wochenschau anzubieten. Da Karlsruhe aber für eine wöchentliche Produktion nicht groß genug sei – die Stadt hatte 1957 ca. 225 000 Einwohner – entstand aus der Idee der Monatsspiegel, denn für einen monatlichen Zusammenschnitt reichten die Ereignisse allemal aus. Meinzer kam vom Werbefilm und musste sich erst auf die neue Art des Dokumentarfilms umstellen, denn seine neuen Akteure wiederholten ihre Auftritte nicht, jede Szene musste auf Anhieb sitzen. Pro Folge drehte Meinzer 500 bis 600 Meter Film, von denen dann im Schnitt 350 Meter Verwendung fanden. Die Monatsspiegel produzierte er seit August 1960 in einem Hinterhof in der Sophienstraße 41 am Rande der Innenstadt, zuvor war das Studio in der Sophienstraße 178 untergebracht. In dem Zeitungsartikel heißt es weiter: »Da ist der Schneideraum, der Vorführraum in der Art eines Hauskinos, das eigentliche Aufnahmestudio und das Archiv. Nicht Außergewöhnliches also. Und doch stecken in den Räumen einige Überraschungen, denn der kleine Kameramann – inzwischen schon jedem Karlsruher bekannt – hat die technische Einrichtung selbst gebastelt. Der Schneidetisch, dessen Kernstück aus einem alten UFA-Studio stammt, ist ein kleines Meisterstück für sich.

Blick in das Studio von Emil Meinzer in der Sophienstraße 178, StadtAK 8/BA Bildstelle I 384/1/re

Blick in das Tonstudio Wiesbaden mit Gerhard Berberich an der Hammondorgel sitzend und Produzent Emil Meinzer, 12. Juni 1964, StadtAK 8/BA Schlesiger A11_91_1_34A.

Hier kann er Bild und Ton synchron schneiden. Umspulapparate und Lautsprechereinrichtungen stammen ebenfalls von eigener Hand.« Meinzer selbst sah den Umzug in das neue Studio als einen entscheidenden Schritt hinaus aus der Improvisation.[3]

Emil Meinzer hatte sich im Frühjahr 1957 mit der Frage an die Stadt gewandt, ob sie die »Herstellung von Dokumentar- und Werbefilmen über aktuelle Ereignisse und Karlsruher Firmen unter dem Titel ›Karlsruher Monatsspiegel‹« unterstütze. Er verwies dabei auf die vorausgegangene Produktion gleichartiger Dokumentar- und Werbefilme in Freudenstadt und Tuttlingen, wo er als Produzent aufgetreten sei. Eine Nachfrage in beiden Städten ergab, dass nur in Tuttlingen der Film »Kreuz und quer durch Tuttlingen« produziert und gezeigt worden war. Meinzer habe 25% der Herstellungskosten getragen, die beworbenen Firmen 75%. Die Stadt habe eine Steuerermäßigung von 4% gewährt, aber sonst keine Kosten übernommen. Auf dieser Basis führte die Stadt Gespräche mit Vertretern der Karlsruher Kinos, die ihr »ernsthaftes Interesse an der Vorführung von Dokumentarfilmen über aktuelle Karlsruher Ereignisse sportlicher, kultureller und sonstiger Art« bekundeten.[4] Die Filme könnten aber nur an Stelle der Kulturfilme gezeigt werden, was dann aber eine steuerliche Gleichbehandlung, also einen Wegfall der Vergnügungsteuer, voraussetze. Da das Vorhaben bei der Stadt auf grundsätzliches Interesse stieß, wurde die Befreiung von der Vergnügungssteuer geprüft und schließlich bewilligt. Die örtliche Allgemeine Zeitung berichtete am 16. Mai über das Vorhaben und betonte das Interesse der Stadt, denn: »Man stelle sich nur einmal vor, welche Fundgrube diese Filme später einmal für das städtische Archiv sein werden.«[5]

Eine Vereinbarung über die künftige Zusammenarbeit war inzwischen auch getroffen[6]:

Der »Karlsruher Monatsspiegel« sollte jeweils eine Länge von 400 Metern Normalfilm aufweisen; davon waren mindestens 200 Meter für Bild- und Tonberichte über aktuelle Ereignisse kultureller, sportlicher und sonstiger Art im Stadtkreis Karlsruhe zu verwenden. Die Herstellungskosten sollten sich durch Firmenwerbung (100–200 Meter Normalfilm), die in die Filmberichte eingestreut ist, decken.

Der aktuelle Teil des Filmprogramms »Karlsruher Monatsspiegel« sollte jeweils im Benehmen mit den für die Betreuung aktueller Veranstaltungen zuständigen Dienststellen und Organisationen der Stadt Karlsruhe (Kulturreferat, Sport- und Hauptamt, Verkehrsverein u. a.) aufgestellt werden. Die genannten Dienststellen wurden angewiesen, Emil Meinzer durch geeignete Auskünfte und Hinweise zu unterstützen.

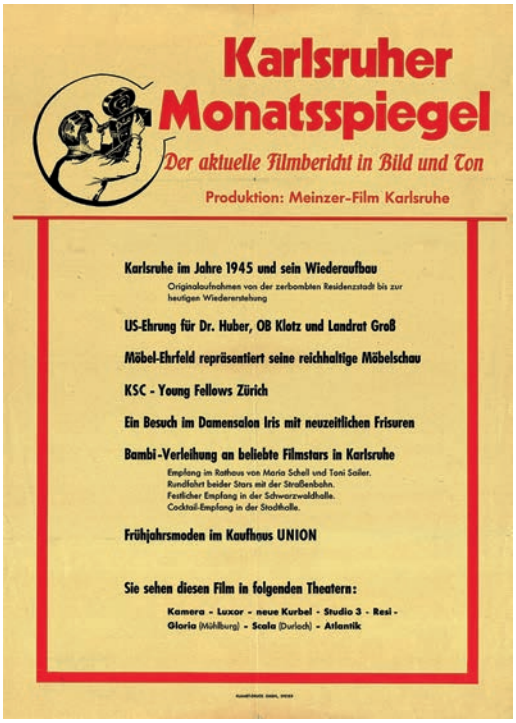
Die Vorführung des »Karlsruher Monatsspiegel« sollte in einzelnen ausgewählten Lichtspieltheatern auf monatlich eine Woche beschränkt bleiben.

Nach Beendigung der Vorführungen in den Kinos musste Meinzer der Stadt zwei Filmko-

pien jeder Folge zur Aufnahme in das Stadtarchiv und für sonstige dienstliche Zwecke kostenlos überlassen.

Meinzers Vorstoß fiel in eine Zeit, in der die Kinos noch boomten. 1952 gab es in Karlsruhe 17 Kinos mit mehr als dreieinhalb Millionen Besucherinnen und Besuchern, 1955 war die Zahl auf 20 Kinos mit knapp viereinhalb Millionen gestiegen, erreichte 1956 wie überall einen Höhepunkt und sank dann angesichts wachsender Mobilität, aktiver und passiver Beteiligung am Sportgeschehen und der Konkurrenz des Fernsehens wieder deutlich ab. 1960 gab es zwar 26 Kinos, der Besucherstrom war aber rückläufig (3 847 629). Dementsprechend setzte seit 1962 ein rasantes Kinosterben ein, dem bis 1967 vor allem in den Vororten elf Lichtspielhäuser zum Opfer fielen.[7] Geworben wurde für die »Karlsruher Monatsspiegel« mit Plakaten.

Trotz der zunächst nur steuerlichen Unterstützung der Stadt und des grundsätzlichen Interesses war das Projekt von Anfang an von erheblichen finanziellen Problemen begleitet. Meinzer war zunächst nicht in der Lage, die von den potentiellen Werbekunden geforderte Probefolge zu drehen, da er »hierfür von keiner Seite irgend eine Unterstützung gefunden habe.«[8] Immerhin konnte er am 14. Juni 1957 zu der Vorführung eines »Probestreifens« in die Luxor-Lichtspiele einladen. Die Reaktion der anwesenden Firmenvertreter war zurückhaltend, offensichtlich wiesen die Ausschnitte deutliche technische Mängel auf. So konnte Meinzer erst im Oktober mitteilen, dass er neun Firmen gefunden habe, deren Zusage die Produktion der ersten Folge ermöglichte. Diese Vorführung wurde auch außerhalb von Karlsruhe wahrgenommen, denn es kam prompt eine Anfrage von der Stadt Mannheim, die um Informationen über das Projekt bat.



Werbeplakat für den Karlsruher Monatsspiegel, Folge 5. März 1958, StadtAK 8/PBS X 3057.

An den finanziellen Schwierigkeiten änderte sich auch nach der positiven Aufnahme der ersten Folgen des Monatsspiegels nichts. Oberbürgermeister Günther Klotz bewilligte aus seinen Verfügungsmitteln Anfang des Jahres 1958 einen einmaligen Zuschuss in Höhe von 2500 Mark, nachdem Meinzer seine dramatische Lage eindrucksvoll geschildert hatte. Doch schon am 22. April 1958 bekannte Meinzer in einem erneuten Schreiben an die Stadt, dass er seine »bisherige optimistische Ansicht, den ›Karlsruher Monatsspiegel‹ mit wenig finanziellen Mitteln über die Anfangsklippen zu bringen, einer Revision unterziehen« müsse. Die Lage war inzwischen so dramatisch, dass die Zwangsräumung seiner Wohnung wegen erheblicher Mietrückstände drohte. Insgesamt hatte sich ein Schul-

denberg von über 40 000 Mark angesammelt. Aus der Schuldenaufstellung geht hervor, dass Meinzer auch versucht hatte, in den Städten Freiburg, Heidelberg, Kirchheim/Teck, Müllheim/Baden, Reutlingen, Schorndorf, Singen, Stuttgart und Weilheim/Teck Städtefilme zu platzieren, für die er von verschiedenen Firmen bereits Anzahlungen erhalten hatte, die nach dem Scheitern der Projekte nun zurückgezahlt werden mussten. Die Stadt wendete durch die Übernahme verschiedener Rechnungen den drohenden Konkurs ab und bewilligte schließlich am 15. Oktober 1958 einen festen monatlichen Zuschuss in Höhe von 2000 Mark, da die Herstellungskosten der Filme deren Einspielergebnisse bei weitem überstiegen.[9]

Damit hatte das Unternehmen eine deutlich verbesserte Basis, die zwar nicht alle finanziellen Probleme beseitigte, aber immerhin das regelmäßige Erscheinen des Monatsspiegel sicherte. Unter der Überschrift »Die ganze Stadt spielt mit« berichtete die Allgemeine Zeitung Ende 1959, dass es für viele Karlsruher »zu einer lieben Gewohnheit geworden« sei, »auf dem Umweg über die Kamera des Herrn Meinzer unmittelbaren optischen Anteil am lokalen Zeitgeschehen zu nehmen. Außerdem schmeichelt es dem Lokalpatriotismus, in einer Stadt zu wohnen, die so etwas wie eine eigene Wochenschau hat – auch wenn sie nur monatlich erscheint.«[10] Weiter hob der Artikel hervor, dass Meinzer so gut wie alle Arbeiten selbst erledige: »Für die Arbeit, die Meinzer an seinem ›Monatsspiegel‹ macht, gibt es in der Filmbranche eine ganze Menge von Spezialberufen. In dem kleinen Studio in der Sophienstraße aber heißt es die Ärmel hochkrempeln und alles selber machen.« Nur die Texte spreche ein Wochenschausprecher.

Trotz dieser positiven Berichterstattung kämpfte Meinzer aber weiter um zusätzliche Unterstützung. Der Gemeinderat setzte Anfang des Jahres 1960 eine Kommission ein, die sich mit dem Monatsspiegel und mit dem Produzenten befassen sollte.[11] Stadtdirektor Eugen Keidel, später langjähriger Oberbürgermeister von Freiburg, berichtete am 22. März 1960 über die Sitzung der Kommission im Gemeinderat, dass sich der Monatsspiegel »im großen und ganzen« gut entwickelt habe. Es habe sich aber die Frage gestellt, ob die Filmproduktion weitergeführt werden solle. Die Kommission sei zu dem Schluss gekommen, dass es »in publizistischer, kultureller und geschichtlicher Hinsicht wertvoll« wäre, »wenn man diese an sich gute Sache weiterführen würde.« Meinzer habe aber »im Laufe der Jahre gezeigt, dass er mit Geld nicht umgehen könne, dazu weder ein kaufmännisch solides noch korrektes Verhalten habe.« Deshalb habe man ihn unter Federführung des Presseamts »an die Kandare« genommen. »Andererseits habe weder das Presseamt noch hätten andere Stellen Meinzer irgendwie Anweisung geben können, denn er sei selbständig gewesen.« Keidel schlug vor, die Filmlänge auf 250 m zu begrenzen und den Vertrag sechs Monate zu verlängern und dann erneut zu prüfen. In der Aussprache stellte Stadtrat Karl Schwarz die Frage, ob sich nach Abschluss der Enttrümmerung und dem Wiederaufbau der Stadt »noch soviel Material dokumentarischer Art biete, das über den Tag hinaus Geltung habe und mit dem man den Monatsspiegel zu einer Art Filmzeitung als Idealbild und Parallele gestalten könne.« Stadtrat Max Singer antwortete darauf, »man könne vom Blickpunkt des Gegenwärtigen auch im Laufe eines Jahres nicht zusammenfassen, was einmal die Geschichte der Stadt würde.« Man solle deshalb »die Streifen ohne die Wertung im Archiv der Stadt aufbewahren, damit spätere Generationen die Möglich-

keit hätten das herauszuholen, was im Laufe der Jahrzehnte Geschichte wird. Heute könne man jedenfalls noch nicht sagen, was einmal zur Geschichte zähle.«

Der Gemeinderat schloss sich schließlich dem Vorschlag der Kommission an, den Monatsspiegel für ein weiteres halbes Jahr zu fördern, aber auf eine Reduzierung der Filmlänge zu drängen und so die Einhaltung des Etats zu gewährleisten. Tatsächlich war Meinzer nur mit der Folge 25, die mit 227 Filmmetern die kürzeste Folge war, mit dem städtischen Zuschuss ausgekommen.

1960 lief der Monatsspiegel während der Deutschen Therapiewoche auch als »Non-Stop-Programm« im Pavillon des Stadtgartens mit großer Resonanz. Bis zum Beginn der Therapiewoche am 29. August waren bereits 9000 Eintrittskarten im Vorverkauf zum Preis von 10 Pfennig pro Person abgesetzt worden.[12]

Meinzer klagte allerdings auch immer wieder darüber, von Seiten der städtischen Ämter nicht rechtzeitig über aktuelle Ereignisse unterrichtet und informiert zu werden, während von Seiten der Stadtverwaltung immer wieder angezweifelt wurde, ob in den Filmberichten das kommunale und kulturelle Geschehen der Stadt tatsächlich umfassend dokumentarisch dargestellt werde. Ende des Jahres 1960 wurde die Betreuung des »Karlsruher Monatsspiegel« vom Kulturamt auf den Verkehrsverein übertragen. Die Kontrolle von Text und Bild durch das Städtische Presseamt und die Städtische Bildstelle blieben jedoch bestehen. Der Verkehrsverein regte auch an, »im Gegensatz zu den bisherigen Verfahren die Auswahl der Ereignisse, die im Film festgehalten werden sollen, frühzeitig zu treffen und mit uns durchzusprechen«, [13] betonte gleichzeitig aber, dass die Zusammenstellung der Monatsspiegel letztlich Sache von Meinzer selbst als selbständigem Produzenten sei.

Stadtgarten-Pavillon mit Vorführung des »Karlsruher Monatsspiegels«, 16. Mai 1960, StadtAK 8/BA Schlesiger A7_67_4_71.

Natürlich gab es in der Öffentlichkeit nicht nur Zustimmung. Kritische Leserbriefe[14] sprachen von »Eine[r] angebrannte[n] Suppe«, die »vor dem Diner … zwar nicht den Appetit auf den folgenden Hauptfilm« verderbe, die man aber lieber stehen lasse.

Von einem »peinlichen Missgriff« ist in einem anderen Leserbrief die Rede, der sich »sich auf einem inhaltlichen und handwerklichen Niveau« bewegt, »das schlechthin erschüttert«. Der »Kinematographische Jahrmarkt der Eitelkeiten« sei ein dilettantisches Gebräu aus provinzlerischer Selbstbeweihräucherung und diskret-plumpen Umsatzsteigerungsbemühungen einiger interessierter Gewerbetreibender. »Besonders unangenehm ist bei der ganzen Angelegenheit ein gewisser

Nachgeschmack nach verdächtigem Byzantismus«.

Aber es gab auch positive Stimmen: »Vielleicht hat Herr Fehl [Verfasser des kritischsten Leserbriefs] beim Abfassen seiner Kritik über den Karlsruher Monatsspiegel nicht zum Bewusstsein gekommen [sic], dass sich der Monatsspiegel mit der Wirklichkeit des Karlsruher Geschehens befasst. Raue Wirklichkeit ist ungeschminkt und ungekünstelt. … Gegen die saubere Geschäftsreklame kann wohl von keiner Seite etwas eingewandt werden. Ich habe schon schlechtere Werbefilme gesehen.« Ein anderer schlug vor, den Monatsspiegel nach dem Hauptfilm zu zeigen, dann könnten ja alle Unzufriedenen das Kino verlassen. Ein Dritter behauptete gar: »Herr Fehl geht mit seiner Einstellung bei mindestens 90 Prozent aller Karlsruher ›fehl‹. Herr Meinzer soll seine nette, großstädtische und für Karlsruhe wertvolle Werbearbeit ruhig weitermachen« Emil Meinzer selbst äußerte sich in einem Leserbrief, wobei er aber nicht auf Einzelheiten einging, sondern auf positive Reaktionen in anderen Städten z. B. in Darmstadt hinwies.

Am 23. Januar 1960 verkündete die Lokalzeitung Badische Neueste Nachrichten (BNN) den Schluss der Debatte. Die Redaktion teilte mit, dass sie »eine, wie wir glauben, nicht unfruchtbare Debatte, innerhalb derer einige zweifellos vorhandene Mängel dieser Einrichtung aufgezeigt werden« nun beende. »Aus Fehlern zu lernen – Sie gehen wohl doch damit einig, Herr Fehl? – und es künftig besser zu machen, wäre aber doch richtiger, als das Kind mit dem Bade auszuschütten und auf den seiner Idee nach sicherlich nicht unoriginellen Filmstreifen ganz zu verzichten.« Dieser positive Kommentar könnte von Lokal-Chefredakteur Josef Werner stammen, den Meinzer am 20. Januar 1960 aufgesucht hatte, um ihn von seinem Verdacht zu überzeugen, dass die Leserbriefe gesteuert gewesen seien.[15] Auch die Kinobesitzer waren Meinzer zur Seite gesprungen und teilten der Stadt mit, dass sich die Mehrheit der Kinobesucher über die Monatsspiegel freue und des Öfteren auch nach dessen Vorführung geklatscht werde.[16] Das Presseamt bestätigte im Februar 1960, dass Meinzer mit einem Minimum an finanziellen Aufwand gute Arbeit abliefere und kam deshalb zu dem Schluss, dass die Fortsetzung der Monatsspiegel »unter dem Gesichtspunkt kommunaler Aufklärungsarbeit und Beachtung der mit einem Film anzusprechenden Massen empfehlenswert« sei.[17]

In sicheres Fahrwasser kam der Monatsspiegel wohl nie. Die detaillierte städtische Aktenüberlieferung bricht mit dem Jahr 1961 ab. Emil Meinzer musste sich Mitte diesen Jahres gegen den Vorwurf wehren, seine Filme wiesen keine künstlerische Qualität auf, und schrieb deshalb dem Stadtrat Dr. Hans Schubart: »Weder eine Filmwochenschau noch die Tagesschau des Deutschen Fernsehens kann einen künstlerischen Wert besitzen … Bei derartigen Filmberichten, die ja größtenteils aktueller Art sind, handelt es sich nie um irgendwie gestellte Aufnahmen, sondern um Schnappschüsse der augenblicklichen Situation.«[18] Er wies darauf hin, dass der Monatsspiegel in New York regelmäßig im größten deutschen Filmtheater, dem Casino mit großem Erfolg gezeigt werde. Er werde den Monatsspiegel, an dem er sehr hänge und der ihm viel Freude mache, weiter produzieren, obwohl er wisse, dass er damit kein reicher Mann werden könne.

Trotz der enormen Finanzierungsschwierigkeiten entstand eine einzigartige Dokumentation der Karlsruher Stadtgeschichte. Die Filme zeigen tatsächlich wie angekündigt und von der Stadt erwünscht die wichtigsten lokalen Ereignisse von Ende 1957 bis

Anfang 1966 auf den Gebieten der Kommunalpolitik, des städtischen Bauwesens, kultureller und gesellschaftlicher Veranstaltungen, Fastnachtsveranstaltungen, Sportereignissen und Vereinsaktivitäten. Die Werbeblöcke vermitteln ebenfalls einen unterhaltsamen Einblick in das Karlsruhe Geschäftsleben und das Freizeitverhalten in den 1950er und 1960er Jahren. Das Karlsruher 250jährige Stadtjubiläum 1965 ist noch ausführlich dokumentiert, die Bundesgartenschau 1967 allerdings nicht mehr, denn der inzwischen schon zu einer Karlsruher Institution gewordene Emil Meinzer starb überraschend am 6. April 1966 an den Folgen eines Herzinfarkts im Alter von nur 51 Jahren in der Universitätsklinik Heidelberg. Mit seinem Tod endete auch das Projekt »Karlsruher Monatsspiegel«. Die Badischen Neuesten Nachrichten schrieben in ihrem Nachruf, dass der einfallsreiche und geschickte Bastler und unermüdliche Arbeiter Emil Meinzer fast neun Jahre das vielfältige aktuelle Geschehen aus der Stadt Karlsruhe im Tonfilm festgehalten habe und damit auch in einem deutschen Filmtheater am Broadway in New York stets viel Beifall und Anerkennung gefunden habe. »Weil sie für viele dort lebende Menschen ein Stück Heimat bedeutete … Die Karlsruher Journalisten verlieren mit ihrem Kollegen Emil Meinzer einen aufrechten und stets hilfsbereiten Freund, der sich allseits herzlicher Sympathie erfreute.« Soweit der Nachruf. Ein Stück Heimat bedeuten die Filme für viele Karlsruher und Karlsruherinnen auch heute noch, die Resonanz auf diese Filme in Ausstellungen des Stadtarchivs oder nach der Ausstrahlung im lokalen Fernsehsender RTV seit 2006 sprechen auf jeden Fall dafür.

Der Versuch, eine Firma »Karlsruher Monatsspiegel Nachfolger Alfred Pogorzalek« zu gründen, scheiterte. Die Stadt untersagte die

Werbung für Moninger-Bier im »Karlsruher Monatsspiegel«, 1959, StadtAK 8/BA Bildstelle I 384/2/li

Kennzeichnung der Filme als »aktuelle Filmberichte der Stadt Karlsruhe« und stellte auch keine weiteren Mittel mehr zur Verfügung.[19] Leider weist die städtische Aktenüberlieferung hier eine Lücke auf, so dass die Jahre 1962 bis 1966 nur über eine Akte dokumentiert sind, die sich mit den steuerrechtlichen Aspekten des Monatsspiegels befasst. Es deutet aber nichts darauf hin, dass die Kooperation mit Meinzer nicht hätte fortgesetzt werden sollen. Die Bundesgartenschau 1967, von der viele städtebauliche Impulse ausgingen und die bis heute fest in der Erinnerung der älteren Karlsruherinnen und Karlsruher verankert ist, wäre mit Meinzers Filmen sicher noch besser dokumentiert worden. So blieben die letzten Jahre der Ära des Oberbürgermeisters Günther Klotz, der so oft wie kein zweiter in den Monatsspiegeln auftauchte und zwar in 87 von 94 Folgen, ohne eine solch dichte filmische Dokumentation. Angesichts der Präsenz von OB Klotz ahnt man, warum die Karlsruherinnen und Karlsruher die Filme auch gern »Klotz tönende Wochenschau« nannten. Aber auch seine Bürgermeister kamen durchaus gut weg, Bürgermeister (1953-1963) Franz Gurk ist in 35 Folgen zu sehen, Bürgermeister (1948-1965) Emil Gutenkunst, in 34, Bür-

germeister (1961-1970) Otto Dullenkopf in 22, Bürgermeister (1964-1983) Walter Wäldele in acht und Bürgermeister (1947-1961) Dr. Hermann Ball in sieben Folgen. Inwieweit die Monatsspiegel zu der außergewöhnlichen Popularität von Günther Klotz und dem Bekanntheitsgrad seiner Bürgermeister beigetragen haben kann ebenso wenig quantifiziert werden wie eine zuverlässige Antwort gegeben werden kann, ob die Stadt mit den Monatsspiegeln ihr Ziel erreicht hat, den Bürgern und Bürgerinnen ihre Stadt näher zu bringen. Eines kann man aber festhalten, die Wirkung auf die Generationen, die sich noch an diese Zeit erinnern können, ist eine enorme.[20]

Anmerkungen

1 Der Vortrag basiert auf: Ernst Otto Bräunche: Karlsruhe im Film – Digitalisierung und Vermarktung von Filmbeständen, in: Wettengel, Michael (Hrsg.): Digitale Bilder und Filme im Archiv – Marketing und Vermarktung, Stuttgart 2007, S. 31 – 35.
2 Badische Volkszeitung (BVZ) vom 2. September 1960, dort auch die folgenden Zitate.
3 Vgl. Allgemeine Zeitung (AZ) vom 21. September 1960
4 Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK) 1/H-Reg 10451.
5 AZ vom 16. Mai 1957.
6 Vgl. StadtAK 1/H-Reg 7441.
7 Zur Karlsruher Kinogeschichte vgl. Gerhard Bechtold: Kino: Schauplätze in der Stadt. Eine Kulturgeschichte des Kinos in Karlsruhe, Karlsruhe 1987.
8 StadtAK 1/H-Reg 10451.
9 Ebenda.
10 AZ vom 17. Dezember 1959.
11 Vgl. dazu und zum Folgenden StadtAK 1/H-Reg 7443.
12 Vgl. Durlacher Tagblatt vom 31. September 1960.
13 StadtAK 1/H-Reg 7443.
14 Die Leserbriefe sind ebenda enthalten.
15 Ebenda.
16 Vgl. ebenda.
17 Ebenda.
18 Ebenda.
19 StadtAK 1/H-Reg 10451.
20 Die Filme liegen als DVDs vor und können über das Stadtarchiv bezogen werden (http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/stadtarchiv/publikationen1/monatsspiegel.de). Inhaltlich sind sie seit 2006 über ein Findbuch von Jochen Fuchs und Angelika Herkert erschlossen, das ab 1. November 2011 auch online eingesehen werden kann: http://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/stadtarchiv/bestaende.

Anschrift des Autors:
Dr. Ernst Otto Bräunche
Stadtarchiv Karlsruhe
Markgrafenstr. 29
76133 Karlsruhe

Selbstbildung zwischen Kultur und Kommerz

Ein Karlsruher Tagebuch aus dem 18. Jahrhundert

Klaus P. Oesterle

Am 10. Mai 1786 vernahm der vierzehnjährige Schüler Christian Griesbach im Unterricht am Karlsruher Gymnasium den Rat, »sich ein Tagebuch zu machen«. Dieser Anregung ist er sofort gefolgt; und er hat das Tagebuch dann zwanzig Jahre lang bis 1806 fleißig geführt. Zweihundert Jahre später ist der sehr umfangreiche Text, soweit noch erhalten, zum überwiegenden Teil von Klaus Edelmann aus der Handschrift übertragen worden. Das vorläufige Ergebnis liegt nun als Word-Datei im Umfang von mehr als 600 Seiten vor. Es gewährt interessante Einblicke in das Denken und Fühlen des jugendlichen Verfassers und in die sozialen, politischen und kulturellen Verhältnisse seiner Zeit.

Johann Christian Griesbach – später von 1812 bis 1816 der erste Oberbürgermeister von Karlsruhe – gibt sich Rechenschaft über seine Erfahrungen im Elternhaus, im Verwandten- und Bekanntenkreis, in der Schule, in der Kirche, im Geschäft und auf weiten Reisen. Er reflektiert über seine eigene pubertäre Entwicklung, über Liebe und Freundschaft, über Ehrgeiz und Berufswahl und besonders ausführlich über Religion, Philosophie und Literatur. Neue Veröffentlichungen lernt er dank enger Beziehung zur markgräflichen Bibliothek – sein Onkel J. W. Hemeling ist Bibliothekar – alsbald nach deren Erscheinen kennen und schreibt dazu im Tagebuch ausführliche Kommentare, heute interessante Zeugnisse zur frühen Rezeption von Werken der europäischen Aufklärung und der deutschen Klassik.

Ins Tagebuch eingestreut oder darin erwähnt sind eigene literarische Versuche des Verfassers. Oft unterhält der junge Mann eine Gruppe von Mädchen aus der Nachbarschaft beim Rüppurrer Tor am Abend mit selbst verfassten Gedichten. Zum Neujahr 1795 wird er von seinen »Musen« als Apollo gefeiert.[1] Er schreibt auch ein Theaterstück, das Iffland in Mannheim zur Begutachtung vorgelegt wird. Das Ergebnis dieser Prüfung ist nicht bekannt; eine Nachricht davon fehlt wohl wegen der zahlreichen Lücken in der Handschrift des Tagebuchs. Griesbach liebäugelt mit dem Gedanken, als freier Literat zu leben. Im Falle einer Heirat müsse er aber doch das Geschäft des Vaters übernehmen, um Frau und Kinder ernähren zu können.

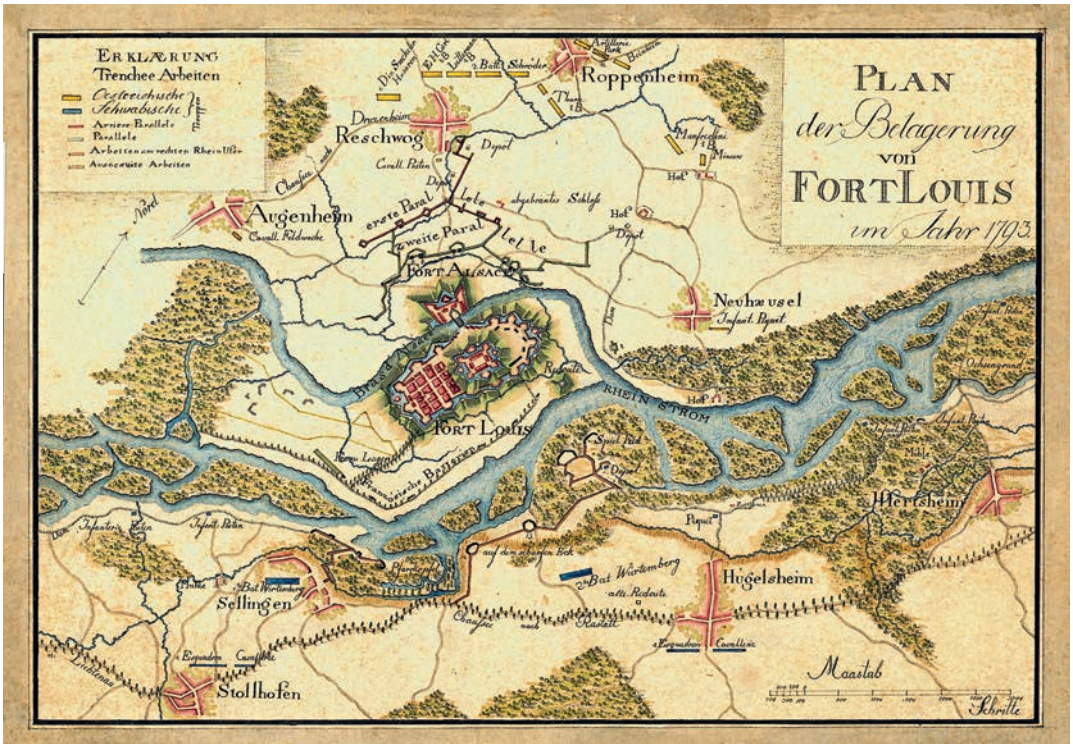
Griesbachs Tagebuch ist ein reines Selbstgespräch. Nur die Mutter erhält anfangs gelegentlich Einblick. Vor seiner jungen Ehefrau Julie Wieland, die er am 07.10.1800 heiratet, hält er das Tagebuch geheim. Von da an entstehen bei den Einträgen große zeitliche Lücken. Aber dennoch bleibt es ihm, wie er am 26.07.1802 schreibt, »ein wahrhaftes Bedürfnis, mit mir selbst zu reden, mir selbst zu klagen«. Mit dieser Haltung ist Griesbach im Zeitalter des Bildungsromans und der pietistischen Gewissenserforschung nicht allein, in der Vielfalt der Fakten und in der Tiefe der Reflexionen stellt sein Tagebuch dennoch eine ganz außerordentliche Leistung und eine wertvolle Geschichtsquelle dar.[2]

Im Bestreben, über sich selbst Klarheit zu gewinnen, hat Griesbach zwischen die ers-

ten Einträge im Tagebuch vom Mai bis Juli 1786 abschnittsweise seinen Lebenslauf seit der Geburt eingefügt. In dieser Rückblende beschreibt er auch die Herkunft seiner Eltern. Sie ist vom Beamtentum der kleinen Residenzstadt geprägt; der Vater verfolgt daneben auch kommerzielle Interessen. Neben seiner Tätigkeit und Karriere im Hofdienst betreibt er mit einem Kompagnon noch zwei Fabriken, nach dem Bericht des Friedrich Leopold Brunn von 1791 die einzige nennenswerte Industrie in Karlsruhe. Derselbe Zeitzeuge erwähnt auch das private Haus der Familie Griesbach als gastfreundliche Adresse und gesellschaftlichen Mittelpunkt in Karlsruhe.[3]

Über Herkunft, Laufbahn und politische Rolle Griesbachs, auch über den Zeitraum des Tagebuchs hinaus, hat Susanne Asche 1996 eine gründliche Untersuchung vorgelegt.[4] Hier soll anhand der neuen Transskription der Handschrift auf weitere Aspekte des Tagebuchs in der gebotenen Kürze und ohne Anspruch auf Vollständigkeit eingegangen werden.

Christian wächst nach dem frühen Tod seiner kleinen Schwester als Einzelkind auf. Er lernt erst mit sechs Jahren deutlich sprechen. Eine Elementarschule besucht er nicht; dafür wird er von Bekannten und Verwandten privat unterrichtet.[5] Mit zehn Jahren kommt er auf das Gymnasium, dessen Rektor einst (1725 bis 1735) sein Großvater Philipp Jakob Bürklin gewesen war. Er tritt gleich in die zweite Klasse (Quinta) ein und wird bald ein sehr erfolgreicher Schüler; mit fünfzehn wird er in die Secunda »promoviert« und verlässt nach



Belagerung von Fort Louis 1793 durch Truppen von Kaiser Franz II., kolorierte Federzeichnung mit der Rheinlandschaft und der »Chaussée nach Rastatt«. GLA Karlsruhe

Vollendung des 16. Lebensjahres die Schule, um in die Firma des Vaters einzutreten. Daneben studiert er privat weiter; die Beschäftigung mit den Wissenschaften bietet ihm willkommenen Ausgleich zu den Pflichten in der »Handlung«. Er lässt es an Aufmerksamkeit für die geschäftlichen Dinge nicht fehlen, wichtiger aber sind ihm seine »Privatarbeiten«, zu denen auch das Tagebuch gehört. Das Lateinische hat er so gut erlernt, dass er sich als junger Kaufmann selbständig und mit Vergnügen durch Lektüre des Livius, des Vergil und anderer Autoren weiterbilden kann. Mit seinen Lehrern, besonders dem Professor Hauber, bleibt er in Verbindung und nimmt gelegentlich Privatstunden. Einen förmlichen Schulabschluß wie das Abitur benötigte man damals nicht. Die Prüfung der »Reife« oblag dem Leben selbst.

Bei den Unternehmungen des Vaters handelt es sich, mit den Worten von Brunn gesagt, um eine»Tobacksmühle« und eine »englische Lederfabrik«, beide »in dem Dorfe Rippurr« an der Alb gelegen. »Der Markgraf soll einen beträchtlichen Zuschuß zur Errichtung dieser Fabrik getan haben«. Das war eine Aktion der Wirtschaftspolitik im Zeitalter des Merkantilismus, für die der Hofbeamte Griesbach geeignet schien, weil er der Sohn eines Lederfachmanns war. Er erhielt ein Darlehen, um eine Fabrikation aufzuziehen, deren Produkte man exportieren konnte, damit Geld ins Land kam. Der Erbprinz besichtigte mit seiner Frau persönlich die Fabrik.[6]

Um der Kundschaft besondere Qualität zu bieten, wurden Facharbeiter aus England verpflichtet. Der Engländer Harvey wird im Tagebuch häufig erwähnt. Griesbach junior macht sich Gedanken über die nach seiner Ansicht zu hohen Löhne für diese Gastarbeiter[7]. Er berichtet von einer ausgedehnten Rundreise mit Mustern des auf englische Art gegerbten Leders durch weite Teile Deutschlands bis zur Nordsee. Verkaufsreisen im südwestdeutschen Raum gehörten zu seinem Berufsalltag, ebenso der Einkauf der Tabakpflanzen bei den Bauern in der Bruchsaler Gegend, die er als stur und betrügerisch bezeichnet – augenscheinlich im Hinblick auf Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Preise.

Da Vater Griesbach als Hofbeamter im Karlsruher Schloß viel gebraucht wird, kann er sich nicht ständig um die »Handlung« kümmern. Daher hat er wohl möglichst früh den Sohn ins Geschäft gesteckt, nicht zuletzt auch, um den Kompagnon Reuther zu überwachen. Als Christian bemerkt, dass Frau Reuther heimlich Geld aus der Kasse nimmt, sagt er das zunächst aber nicht dem Vater, von dem er eine zu heftige Reaktion befürchtet, sondern der Mutter.[8] Das dürfte in der konkreten Situation richtig gewesen sein; aber Griesbachs Verhältnis zum Vater ist überhaupt sehr schlecht, das Tagebuch ist voll von abfälligen Urteilen über ihn. Von der Mutter dagegen schreibt der Fünfzehnjährige: »Ich lieb sie mehr als je meine zukünftige Frau, nach der ich mich schon lange sehne … jedoch meine Mutter kann meine Vertraute nie werden. Wie könnte ich ihr Sachen entdecken, etwa meine Aufwallung gegen das andere Geschlecht.«[9]

Magnetismus

Griesbachs Mutter leidet unter häufigen nervösen Beschwerden. Ihnen versucht man durch die Behandlungsmethoden des Arztes Franz Anton Mesmer aus Iznang am Bodensee abzuhelfen. Karlsruhe war in den 80er Jahren eine Hochburg des »Mesmerismus« oder »Magnetismus«. Mesmer war 1788 selbst in

Karlsruhe und ließ hier seine Schriften drucken. Der badische Hof war dieser Art von Medizin sehr gewogen, die 1785 durch Johann Kaspar Lavater dem Markgrafen empfohlen wurde. Dieser schickte den Professor Johann Lorenz Böckmann nach Straßburg, wo es die »Société harmonique« gab, einen Freundeskreis des Mesmerismus. Professor Wilhelm Friedrich Wucherer übersetzte einschlägige Schriften aus dem Französischen. Böckmann gründete eine Zeitschrift »Archiv für Magnetismus und Somnambulismus«. Beide Herren waren Lehrer Griesbachs am Karlsruher Gymnasium.[10]

Böckmann definierte das Verfahren so: »Animalische Magnetisation ist eine Handlung, wodurch man eine überall verbreitete fluidale Materie nach Willkür in Bewegung setzt, sie gegen andere thierische Körper determiniert, sie durch dieselben durchströmen lässt oder in denselben vermehrt oder vermindert.«[11] Damit hatte man eine quasi naturwissenschaftliche Methode zur Behandlung psychosomatischer Erkrankungen. Mesmer antwortete damit auf die spektakulären Heilerfolge, die der ebenfalls in der Gegend des Bodensees wirkende Pfarrer Johann Josef Gaßner mit Hilfe des altkirchlichen Exorzismus, der Teufelsaustreibung, erzielte. Nach der Ansicht vieler Zeitgenossen war der Magnetismus aber ebenso wenig wissenschaftlich begründet wie die Lehre vom Teufel.[12] Schulmediziner in Karlsruhe forderten das Verbot von magnetischen Kuren durch Laien.[13]

Am 27. Januar 1787 notiert Christian in sein Tagebuch: »Um ½11 Uhr kamen der Herzog von Weimar und der Markgraf zu meiner Mutter, um sie magnetisiert werden zu sehen.« Man muß sich das so vorstellen, dass Frau Griesbach durch Ansprechen und manuelle Strichbehandlung mit oder ohne den Einsatz von Magneten in Trance versetzt wurde.

Markgraf Karl Friedrich. GLA

Sie hatte offenbar mediale Fähigkeiten. Ihre nervösen Störungen sollten durch Wiederherstellung des regelmäßigen »Flusses« gelindert werden. Magnetiseur im Hause Griesbach war gewöhnlich ein Hauptmann, später Major, von Rosenfels.

Sohn Christian hat sich alsbald bemüht, dieses Verfahren selbst zu erlernen. Er wandte es dann bei zahlreichen Kranken immer wieder an und bewahrte sich gegen alle Kritik den Glauben an das »Fluidum« als Naturtatsache. Am 3. Februar 1787 notiert er: »Mein Onkel übersetzte meiner Mama lateinische Verse von Herrn Geheimen Hofrat Ring[14] gegen den Magnetismus, die ich auch mit anhörte.« Christian verfertigt sofort Verse dagegen; sein Hauptargument besteht im Vergleich mit der Anziehungskraft von Magneten auf Eisen und mit dem Erdmagnetismus.

Laut Tagebuch vom 21.03.1789 schicken Griesbachs den Magnetiseur von Rosenfels zu einer Kranken in Offenbach. Am 09.04.89 magnetisiert Christian die Mutter, die behauptet, sein »Fluidum« zu sehen. Anläßlich einer Reise des Rosenfels nach Wien wird am 30.04.94 abgesprochen, dass dieser sich an seinem Geburtstag um 12 Uhr mittels Telepathie mit Frau Griesbach in Verbindung setzt, während sie von Christian magnetisiert wird. Der Tagebucheintrag von diesem Geburtstag (31. Mai) ist leider nicht erhalten. Griesbach praktiziert auch in den folgenden Jahren bei diversen Kranken als Magnetiseur und erhält Lob für die gute Wirkung, besonders bei Rheumatismus.[15]

Die Hochschätzung des Heilmagnetismus hat in Karlsruhe und darüber hinaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts allmählich aufgehört. Das Ehepaar Schiller ließ sich 1793 in Heilbronn von dem Magnetiseur Eberhard Gmelin behandeln. Nach 1800 sind noch literarische Spiegelungen dieser Gedankenwelt zu verzeichnen bei Kleist, E.T.A. Hoffmann, Arnim und wiederum Schiller. Dieser habe, so Rüdiger Safranski, in der »Jungfrau von Orléans« die Magie des Politischen entdeckt. Johanna handelt in Trance; wenn sie aufwacht, stürzt sie ab. Der ganz große Magnetiseur, der seine Kuren am Körper Europas vornahm, sei aber Napoléon gewesen. Die Karriere des »tierischen Magnetismus« habe sich nicht zufällig zugleich mit dessen Aufstieg ereignet.[16] Wie immer man das bewerten mag, jedenfalls hatte der junge Christian Griesbach seine Hand am Puls der Zeit.

Zeitgeschichte

Das Tagebuch enthält eine Fülle von Nachrichten und Beobachtungen über lokale und europäische Ereignisse, von denen hier nur eine minimale Auswahl erwähnt werden kann:

Am 21.11.1786 nimmt Griesbach mit der gesamten Schulgemeinde an der 200-Jahr-Feier des 1586 in Durlach gegründeten Karlsruher Gymnasiums teil, die er lebendig und kritisch schildert. Die Schüler bewegen sich nach Klassen aufgestellt in einem unordentlichen Zug zur Kirche. Wegen des Regenwetters benutzen die meisten Lehrer für den kurzen Weg Kutschen. Der Kirchenraum ist überfüllt; ein Teil der Schüler, auch Christian, muß stehen. Die Feier besteht aus einer Predigt des Kirchenrats Walz über die Pflichten von Lehrenden und Lernenden mit Gratulation zum 59. Geburtstag des Markgrafen, weiteren Ansprachen und geistlichen Liedern. An einigen Redebeiträgen übt Griesbach deutliche Kritik. Er hält es für verkehrt, dass eine Rede über Gustav Adolf von Schweden, »einen Ausländer«, gehalten wird, aber nicht über den Stifter des Gymnasiums oder einen anderen badischen Markgrafen. Abwegig findet er auch die Rede eines Mitschülers »von der Freude, die die Lehrer an der Jugend genössen«. Ein Lernender, meint Griesbach, hätte lieber über die Freude der Jugend an ihren Fortschritten in der Wissenschaft gesprochen.

Am 06.10.1786 erlebt Christian in Durlach als Begleiter des Geheimen Hofrats Posselt die Hinrichtung eines Mörders durch das Schwert, deren Hergang er im Tagebuch sachlich notiert. Am 09.10. geht er dann in die »Viechanatomie«, um eine Amputation an dem Leichnam zu beobachten. Die Todesstrafe hält er für legitim, im Unterschied zu seiner Mutter, mit der er bei anderer Gelegenheit darüber diskutiert.[17]

Am 06.09.87 marschieren tausend Mann württembergische Soldaten in westlicher

Richtung an Karlsruhe vorbei. Sie sind auf dem Weg zum Einsatz in Ostindien für die Holländer, an die sie »vermietet« sind. Um ihre Flucht zu verhindern, sind hundert Scharfschützen dabei. Dennoch gelingt es einer ganzen Anzahl von Soldaten, teils durch das Rüppurrer Tor, teils durch das Mühlburger Tor in die Stadt hinein zu desertieren. Die Badener trommeln den Generalmarsch und verhindern deren Verfolgung; zwei Scharfschützen werden gefangen.

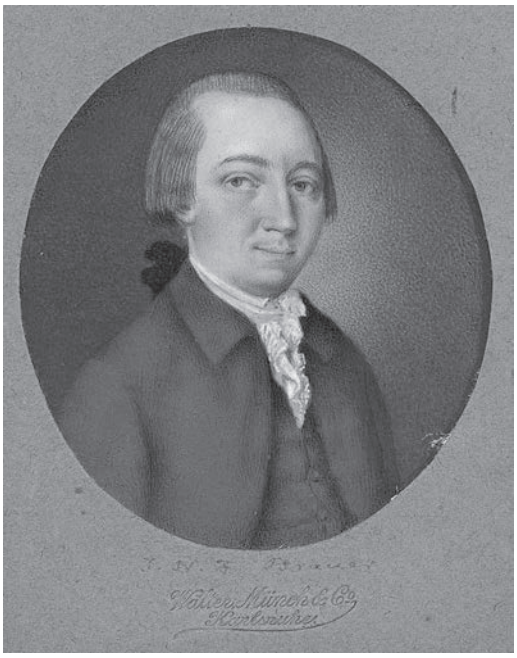
Im August 1789 sprang bekanntlich der Funke der französischen Revolution rasch auf das Elsaß über. Auch rechts des Rheins kam es zu Unruhen. Griesbach erwähnt die Rebellion von Bauern in der Ortenau und die Absendung von 400 Soldaten gegen sie. Er äußert sich in diesem Zusammenhang kritisch über die »uneingeschränkte monarchische Regierung« und spricht sich für die »englische Regierungsart« aus.

Kritik am Absolutismus enthält auch die gleich danach die mit viel Mitleid notierte Geschichte von einem jungen Mann im Murgtal. Als braver Bräutigam will er ohne Geldschulden heiraten und erlegt illegal einen Hirsch, um sein Konto auszugleichen. Vom fürstlichen Jäger aus Gernsbach wird er angeschossen und stirbt nach drei Tagen. Griesbach schildert den tiefen Schmerz der Braut und der Mutter und fährt dann fort: »Die Umstehenden weinten, aber keiner dachte, das Mädchen und die trostlose ihrer einzigen Stütze beraubte Witwe zu rächen.« Behalte der Markgraf durch derartiges Vorgehen zehn Hirsche mehr, dann verliere er die Liebe gegen ihn in den Herzen von zwanzig seiner Untertanen.

Während des Krieges der ersten Koalition gegen Frankreich in den 90er Jahren notiert Griesbach zahlreiche Beobachtungen. Er bemerkt das Elend des Krieges bei der Begegnung mit Flüchtlingen und verwundeten Soldaten, findet aber auch Gefallen am Beobachten der spannenden Ereignisse. Mit dem Vater fährt am 15. Oktober 1793 in der eigenen Kutsche nach Lauterburg, um die französischen Linien zu besichtigen. Am 10. November will er die Beschießung von Fort Louis durch die Österreicher beobachten. Er trifft sich dazu mit Bekannten in Rastatt. Da sie zunächst keine »Chaise« zur Weiterfahrt nach Hügelsheim bekommen, verbringen sie eine Nacht »ziemlich lustig mit Punschtrinken usw.«. Frühmorgens am 11. November erleben sie dann in der Nähe des Rheinufers »das Schießen und Bombardieren« als »ganz artiges Schauspiel«.

Juli 1794 liest Griesbach den »Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution« von Fichte (Jena 1793) und zitiert daraus mit kritischen Anmerkungen ausführlich im Tagebuch. Er meint, dass Fichte »das Gebiet der so genannten unveräußerlichen Rechte des Menschen zu weit ausdehnt«. Während Fichte die Rechtmäßigkeit der Umwälzung in Frankreich grundsätzlich anerkennt, betont Griesbach die Pflicht, »auf Glück und Ruhe seiner Mitmenschen Rücksicht zu nehmen«.

In demselben Jahr fühlt sich Griesbach in Karlsruhe »heiter und unbekümmert«, während bei Hof und im Bürgertum Pläne einer Flucht vor den Franzosen erwogen werden. Zu deren Einmarsch kommt es aber erst zwei Jahre später. Die Österreicher werden an der Murg geschlagen und befinden sich am 10. Juli 1796 »in völliger Retirade«. Am 11. Juli »nahmen abends um 6 Uhr die Franzosen in bester Ordnung Besitz von unserer Stadt«. Griesbach kann »nicht ohne Herzensgram die deutsche Schande erblicken«, behält aber doch »so ziemlich Mut« und widmet sich in aller Ruhe seiner aktuellen Lektüre von Jung



Johann Nikolaus Friedrich Brauer (1754–1813). GLA

– Stillings »Heimweh«, das er im Tagebuch sorgfältig kommentiert.

Am 14. September 1796 wird die Stadt von den Kaiserlichen zurückerobert; dabei kommt es zu Kämpfen mit Toten auf beiden Seiten und bei der Zivilbevölkerung. Griesbach widmet sich weiterhin seiner Lektüre, nunmehr Edward Gibbons »History of the decline and fall of the Roman Empire« (6 Bände, London 1782–88).

»Verliebungen«

Während der ganzen Zeit des »Franzosenlärms« beschäftigt Griesbach das Ende einer langen Liebesgeschichte mit der von ihm heiß bewunderten Wilhelmine Seubert. Es liegt ihm von Anfang an sehr viel daran, seine Herzensangelegenheiten im Tagebuch aufzuzeichnen und zu reflektieren. »Die große Leidenschaft Liebe« beschäftigte ihn seit dem 13. Lebensjahr, wie er rückblickend bekundet: »Ich machte tolle Streiche, war der Ball der Liebe und kein Vierteljahr frei, ohne zu lieben. Die Schmittbauerin war meine letzte Verliebung.«[18]

Bei den ausführlichen Reflexionen über die Liebesgeschichten spielen seine reichen Lesefrüchte aus der schönen Literatur und aus der praktischen Philosophie eine große Rolle. Auch wird die Außenwirkung in der Öffentlichkeit der kleinen Stadt reiflich bedacht: »Von einem Spaziergang mit meinem Liebchen auf dem Mühlburger Weg[19] schließt man schon, ich wäre mit demselben im Hardtwald gewesen.«[20] »Meine Liebschaft mit Elis. Gatner ist seit geraumer Zeit eine Stadtneuigkeit geworden, zum Teil wurde darüber gelästert«.

Mit seiner eigenen Lebenssituation vergleicht Christian die des Agathon in Wielands Entwicklungsroman[21]: »Wieland legt es seinem Agathon für einen Fehler aus, dass er bei der schönen Danae die platonische Liebe mit einer niedrigen manchmal vertauschte.« Dazu Griesbach: »Bei Agathon war es kein Fehler, aber wohl bei Danae, weil es Gewohnheit war«. Danae im Roman ist eine Hetäre und Agathon das Opfer einer Intrige.

Am 31. Mai 1791 notiert Christian eine rührende Kuß-Szene unter dem Fenster von »Miene«: »Ich stellte mich auf das Hervorragende über den Kellerläden und kam ihr so nah, und nun erhielt ich mit vieler Mühe zweimal den völligen Besitz ihres Mundes …«. Später kommt es zu einer vorübergehenden Trennung, und er dichtet ein Abschiedslied.

Vom Februar bis zum November 1792 weilt Griesbach, weiterhin eifrig im Tagebuch schreibend, in der Schweiz. Lange hat er sich danach gesehnt, einmal von zu Hause fort zu kommen. Auf der Reise sammelt er Bestel-

lungen für die Lederfabrik, lernt die französische Sprache und arbeitet in einem »Comptoir« in Lausanne. Er wohnt bei einer Familie Maege und verliebt sich allmählich in die Frau seines »Kostherrn«: »Sie ist unter allen Weibern, die ich kennen lernte, nach meiner Mutter, die Erste, und diese Krone des weiblichen Geschlechts liebt mich, wie ich vielleicht noch nie geliebt wurde.«[22] Man liest gemeinsam Rousseaus »Nouvelle Héloise«, er schreibt ein Lied auf die Freundin und notiert kurz vor dem Abschied am 4. November 1792: »O Seligkeit der innigen Liebe, der Geister Einigung, ich habe deinen Becher getrunken. Wenn ich morgen sterbe, so habe ich nicht umsonst gelebt.« Den Vornamen der Geliebten weiß das Tagebuch übrigens nicht.

Zu Hause nimmt Griesbach im Einvernehmen mit seiner Mutter die Werbung um Wilhelmine wieder auf, deren Scheitern er erst nach weiteren drei Jahren einsehen muß. Ein neues Heiratsprojekt mit Sophie Benkiser aus Pforzheim Mitte 1797 endet nach einem halben Jahr ohne Erfolg. Anfang 1798 lernt er die sechzehnjährige Julie Wieland kennen, sie wäre, meint er, eine Art »Notpartei«, eine »mariage par raison«, aus der später eine »mariage par amour« werden könne.[23] Er spricht mit deren Mutter und bekundet seine »Bereitschaft zum Hinwarten«. Im August 1799 kauft er ein Haus in der Schloßstraße[24]. An Juliens Geburtstag, 29. März 1800 fragt er: »Aber lieben Sie mich auch gewiß?« »Mit der ganzen Julie, so wie sie ist«, erklärt sich Christian »königlich zufrieden«.

Am 07.10.1800 wird die Hochzeit groß gefeiert. Trotz Schwierigkeiten mit der Schwiegermutter, die mit im Hause wohnt, entwickelt sich ein normales Familienleben. Drei Kinder werden geboren (1803, 1804 und 1805). Ein Vierteljahr nach der dritten Geburt stirbt Julie am 12. Januar 1806. Ihr Tod erschüttert Christian tief, aber er kommt rasch darüber hinweg, führt ein »behagliches Leben« und fühlt sich besser als in seiner 5½ jährigen Ehe. Alsbald weiß er auch, welche zweite Frau er heiraten wird: Friederike Katz aus Gernsbach, eine entfernte Verwandte.

Als Lektüre nimmt sich der Witwer die Abhandlung »Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele« von Moses Mendelsohn (1767) vor und schreibt darüber: »Ich finde nichts Ungereimtes darin, zu glauben und zu hoffen, dass nach der Trennung von dem Körper meine Seele wieder in einen Zustand der Tätigkeit und Wirksamkeit versetzt werden wird. … Ob aber ein Bewusstsein ihres vorigen Zustandes sie begleiten wird, das ist die Frage, die mir Mendelsohn nicht erschöpft zu haben scheint ….Umsonst haben die Alten den Lethe nicht gedichtet.«[25]

So schließt das Tagebuch, wie es begonnen hat, mit Fragen des Glaubens, die in all den Jahren immer wieder ausführlich erörtert werden. In den Berichten zeichnet sich ein bemerkenswerter Wandel der Glaubenswelt des Verfassers ab.

Glaube – Vernunft – Moral

Aus Anlaß seiner ersten Kommunion am 8. April 1787, seinem Geburtstag, notiert Christian ein Gedicht von 18 Zeilen, seine ersten Hexameter, wie er schreibt. Der Anfang lautet:

»Entsteig Du Dank meiner Seele der Erde zum Throne des Höchsten,
Dass er schon fünfzehn Sommer und fünfzehn schneeige Winter
Mit immer nämlicher Liebe das Kind, den Knaben geleitet …«

In den weiteren Versen würdigt er »das Mahl des für mich gestorbenen Erlösers« und betet um Stärkung seines Glaubens.

Das Tagebuch dient von Anfang an der Gewissenserforschung und zugleich der Erfolgskontrolle des Verfassers. Er vermerkt, ob er in der Schule »bestanden« hat und ob er seinen Rang als Klassenprimus bewahren konnte. Er hält fest, wenn er »unschickliche Wörter« gebraucht hat oder in der Kirche nicht genügend aufmerksam war. Er bewertet mit wohlwollender Kritik die Qualität der Predigten; am meisten zeigt er sich von Johann Peter Hebel beeindruckt.[26] Lange Zeit liest er jeden Abend ein Kapitel in der Bibel und studiert die Metaphysik des Karlsruher Kirchenrats Gottlieb August Tittel.[27]

Am 17. Geburtstag, zwei Jahre nach der ersten Kommunion, stellt er fest, dass zwar sein Glaube nicht wankt, aber die Begeisterung gesunken ist: »Das herzliche innige Gebet ist seltener geworden.« Mit achtzehn Jahren bemerkt er selbstkritisch: »Im ganzen habe ich in diesem Jahr der Vernunft ein bisschen zu viel die Oberhand über den Glauben gelassen.« Auf seine kritischen Gedanken ist er dennoch stolz. Nach intensiver Bibellektüre hält er am Karfreitag 1790 fest: »Jesus Christus ist zwar das vollkommenste Geschöpf, das wir kennen, aber von der Gottheit jenes Einzigen noch entfernt.« Wie zahlreiche Einträge bezeugen, entwickelt sich Christian allmählich zum Deisten im Sinne von Voltaire. Er lehnt die kirchliche Lehre von der göttlichen Trinität ab, fungiert aber trotz Bedenken weiterhin häufig als Taufpate. Kern seiner Religiosität ist ein entschiedener Monotheismus, von dem er nicht ohne Begeisterung Zeugnis ablegt.

Beim Anblick der Berge im Montblanc-Gebiet 1792 zeigt er sich ergriffen von »Gottes Majestät«.[28] Vier Jahre später notiert er »eine feierliche Erhebung in das Wesen Gottes« und erklärt: »Solche Momente zeugen für die Unsterblichkeit.«[29] Während einer langen Studienreise durch die norddeutschen Hansestädte und die Niederlande von Mai bis September 1794 besucht er häufig Gottesdienste, nach der Heimkehr wieder fast jeden Sonntag. Am Jahresende zeigt er sich dankbar für die vielen »guten und fröhlichen Stunden« und macht für die »schlimmen und unangenehmen« sich selbst verantwortlich: »Herr, ich bin ein armer Sünder«.

Mit seinem Onkel, dem Hofrat Brauer[30], führt Griesbach intensive Gespräche über Religion und Politik.[31] Der achtzehn Jahre ältere Brauer zeigt sich dabei in Sachen Religion konservativer als der Neffe, beim Thema Politik ist es umgekehrt. Christian ärgert sich über Brauers Freude, mit der er »jede Zeitung verkündet, welche für die Masse der gegen Frankreich verbündeten Mächte eine böse Wendung ist«. Brauer denke wohl, dass durch die Leiden des Krieges das Volk zu Gott genötigt und dem Unwesen der Neuerungssucht und der Lauigkeit in der Religion Einhalt geboten würde. Das Gegenteil sei richtig: Veränderungen in der kirchlichen Doktrin seien notwendig und man müsse »den schwankenden Pfeilern der christlichen Religion die festeren der Moral unterschieben«.

Griesbachs innere Distanzierung von den orthodoxen Lehren findet ihren Höhepunkt in einer Abhandlung mit dem Umfang von gut acht Druckseiten, die er unter dem Datum vom 5. bis 12 .Juni 1796 in sein Tagebuch einrückt unter dem Titel: »Über die Schädlichkeit der kirchlichen Moral und das Wesen des neuerlich aufgestellten Moralprinzips«. Damit gibt er sich selbst auch Antwort auf eine Denkschrift des Onkels, die ohne Nennung des Verfassers den kirchlichen Gremien vorgelegt wurde[32]. Darin empfahl Brauer offenbar einen historisch-kritischen Umgang mit der christlichen Überlieferung, an der er aber grundsätzlich festhielt.

Griesbachs neues Moralprinzip besteht in der Annahme eines Triebes im Menschen, »das Rechte und Gute zu tun«. Dadurch unterscheide sich der Mensch vom Tier. Es folgt daraus eine »Moralreligion, die nicht Geheimnisse predigt, sondern den Menschen auf seinen schlichten, geraden Menschenverstand hinführt«. Das gilt für alle, also ist auch die Ungleichheit der Stände unvereinbar mit dem neuen System. Dennoch lehnt Griesbach die französische Revolution ab, weil durch sie »das Wort Gleichheit soviel Unglück gestiftet hat«.

Mit dem Ideal der Gleichheit hat die Familie Griesbach übrigens im eigenen Hause ihre Probleme. Die »Gustel« hatte es gewagt, Bücher zur eigenen Lektüre aus der Bibliothek der Hausherrin zu entleihen. Die Großmama, »ein guter Hausspion«, hat das entdeckt, und Christian empfiehlt seiner Mutter, dem Dienstmädchen das Lesen schlicht zu verbieten. Das geschieht: »Mama bewies ihr, dass sie ein armer Tropf sei, und ihr ganzes Leben … arbeiten müsste und dass ihr die Bücher verfluchte Ideen in den Kopf setzten …«. Über diese schroffe Art der »Exekution« durch die geliebte Mutter ist der Sohn dann aber doch entsetzt, zumal es sich um Bücher handelt, die Frau Griesbach alle selbst gelesen hat. Er stellt sich vor, Gustel das Lesen nach Erledigung der Arbeit zu erlauben und die Magd bei der Auswahl ihrer Lektüre zu beraten, also auch zu bevormunden.[33]

So neigt der Tagebuchschreiber ungeachtet seiner Ablehnung des absoluten Fürstentums in gesellschaftlicher Hinsicht zu einem patriarchalischen Denken. In weltanschaulicher Hinsicht bleibt seine Fundamentalkritik an der überlieferten Religion eine private Übung fürs Tagebuch. Denn er sieht es als gefährlich an, wenn »das politische, das religiöse Gebäude schwankt«, und hofft darauf, dass es künftig »weder einstürzt noch zertrümmert wird, sondern leicht und ruhig abgetragen werde«. In diesem Sinne heißt es am Ende des langen Aufsatzes vom Juni 1796: »Die besseren Zeiten kommen gewiß … Euer tiefer Blick, Kant und Schiller, dein goldener Mund, Herder, werden das jetzige Zeitalter nicht umsonst erhellt, nicht vorübergehend entzückt haben.«

Der Glaube an den Fortschritt durch die menschliche Vernunft im Sinne des Zeitalters der Aufklärung bestimmt das Denken des jungen Verfassers, der von kommenden Katastrophen nichts wissen kann. Sein Lebensgefühl ist geprägt von zupackendem Optimismus und von hohem persönlichem Ehrgeiz. Davon zeugen schon Tagebucheinträge des Achtzehnjährigen: »Mein Ehrgeiz und meine Begierde, hervorzustrahlen aus der Menge der Menschen, ist wirklich hoch gespannt. Aber wie kann es anders sein, wenn ein Jüngling wie ich Cato und Alkibiades auf einmal liest?«[34] »Schon als Kind erhob ich mich über meine Kameraden, als Knabe war ich im Lernen gewöhnlich der Erste … Ich bin fest überzeugt, dass ich zu wirken fähig bin« »Ich werde bald ein berühmter Mensch werden.«[35]

Das ist er zumindest auf der kommunalen Ebene tatsächlich geworden, für seine Stadt hat er segensreich gewirkt. 1812, vor genau 200 Jahren, erhielt er den Titel eines Oberbürgermeisters. Besonders bemerkenswert für die Nachwelt bleibt aber sein Tagebuch.

Anmerkungen

1 Die Szene wird im Tagebuch anschaulich geschildert.

2 Vergleichbar sind das »Geheime Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst« von Lavater 1771

und der autobiographische Roman »Anton Reiser« von Karl Philipp Moritz 1785–1790.

3 Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe, Berlin 1791, Neudruck Karlsruhe 1988, S. 34 und 38. Christian schreibt dazu am 26.06.1791: »Das Lob meiner Eltern freut mich, besonders da ich glaube, dass es wenigstens meine Mutter verdient.«

4 Susanne Asche, Bildung, Wirtschaft, Politik. Der erste Karlsruher Oberbürgermeister Christian Griesbach (1772–1838) als Vertreter des Bürgertums. ZGO 144/1996, S. 355–379.

5 Schon als Schüler gibt Christian seinerseits Unterricht: Im Tagebuch heißt es immer wieder: »Lehrte die Kinder.«

6 Tagebuch vom 15.05.1790.

7 Eintrag vom 27.04.1788; es geht um die Rentabilität der Fabrik.

8 Eintrag vom 29.03.1789.

9 Tagebuch vom 8. April 1787. Die Liebe zu der »zukünftigen Frau« erinnert an Klopstocks Ode »An die künftige Geliebte« von 1748, die Griesbach wahrscheinlich kannte. Klopstocks großes Epos »Der Messias« gehörte zu seiner Lektüre.

10 Einen umfassenden Überblick zu diesem Themenbereich gibt Anneliese Ego in ihrer Dissertation von 1989: »Animalischer Magnetismus oder Aufklärung«.

11 Ego, a .a .O, S. 171 f.

12 Vgl. zu dieser Materie auch Schillers Romanfragment »Der Geisterseher« (1786–1789).

13 Ego, a. a. O., S. 176.

14 Friedrich Dominikus Ring (1726–1809), Prinzenerzieher in Karlsruhe.

15 Z. B. Einträge vom 08.03.95 und vom 07.09.1796.

16 Rüdiger Safranski, »Schiller«, 2004, S. 486 f.

17 Eintrag vom 22.12.1790.

18 Eintrag vom 25.03.1789, vielleicht eine Tochter des Hofkapellmeisters Joseph Aloys Schmittbaur.

19 Heute die Kaiserallee.

20 16. Juni 1790.

21 Geschichte des Agathon, Leipzig 1766/67.

22 Eintrag vom 01.09.92.

23 Eintrag vom 07.01.1798.

24 Heute die Karl-Friedrich-Straße.

25 Eintrag vom 22.06.1806. »Lethe« – Strom des Vergessens in der Unterwelt der alten Griechen.

26 Hebel wirkte seit 1791 in Karlsruhe. Griesbach erkennt in seinen Predigten »den klugen Kopf«.

27 Laut Brunn (siehe oben Anm. 3), S. 181 »ein Philosoph und helldenkender Kopf«.

28 Eintrag vom 27.08.1792.

29 Eintrag vom 06. – 13.3.1796.

30 Friedrich Nikolaus Brauer (1754–1813), maßgebender Staatsmann beim Aufbau des Großherzogtums.

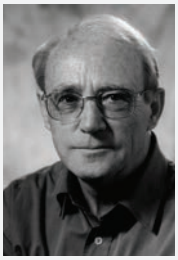
31 Einträge vom 18.04.94 (Karfreitag), vom 8.3.95, vom 06.06.96.

32 Ich las diese Woche das berühmte Programm von Paulus und des Onkels Brauer »Pauleidolon chroneicon«.

33 Eintrag vom 10. bis 12. April 1796.

34 Eintrag vom 23. September 1790. Gemeint sind damit das Theaterstück »Cato« von Addison aus dem Jahr 1713 und der historische Roman »Alkibiades« von August Gottlieb Meißner 1781–88.

35 Oktober 1790.



Anschrift des Autors:
Dr. Klaus P. Oesterle
Paul-Klee-Straße 4
76227 Karlsruhe

Emil Müller-Ettikon

Joachim Rumpf

Emil Müller-Ettikon 1964

Wenn ich an die Vorbereitungen für die auf den Salpetererseiten (www salpeterer.net) eingestellten mehr oder weniger ausführlichen Biographien von Historikern und Heimatforschern denke, dann fällt auf, dass in Fachzeitschriften gar nichts und in Tageszeitungen nur wenig über Dr. Emil Müller-Ettikon geschrieben wurde. Das erstaunt angesichts seiner reichen schriftstellerischen Produktion, für die er 1971 sogar Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Kadelburg wurde. So lassen sich die vielen Aufsätze in Tageszeitungen und Zeitschriften gar nicht mehr zählen, die er verfasste. Im unten stehenden Literaturverzeichnis sind jedoch die Monographien genannt, die in kleinen oder größeren Auflagen als Privatdrucke oder über Verlage »auf den Markt« kamen. Die meisten dieser Schriften beschäftigen sich mit historischen Begebenheiten, historischen Personen oder biographischen Themen. Es finden sich aber auch ein Büchlein aus der Kriegsgefangenschaft in Italien, eines mit Gedichten, das schon während des Zweiten Weltkrieges erschien, eines mit religiöser Thematik und vielfältige Schriften des bei der »Muettersproch-Gesellschaft« aktiven Mitglieds über Mundart und Volkspoesie.

»Es befinden sich noch viele Manuskripte und andere Aufzeichnungen in seinem Nachlass«, berichtet Frau Liselotte Noth, eine der drei Töchter von Emil Müller. Doch habe bisher noch keines der vier Geschwister Zeit gefunden, den Nachlass zu sichten oder gar ein Verzeichnis der nachgelassenen Manuskripte und Unterlagen anzulegen. Diese Aufgabe ist als Gemeinschaftsaktion der Familie in Planung. Hoffnung, dass die Arbeiten des Vaters einmal weiter geführt werden würden, besteht bei den Kindern Müllers auch darum, weil eine Enkelin in Mainz Geschichte studiert.

Und noch ein Umstand macht es nicht leicht, Informationen über Leben und Wirken von Dr. Emil Müller-Ettikon zu erhalten: Getreu seinem Lebensmotto habe stets »die Sache«, nie er selbst als Person im Vordergrund gestanden, meinten seine Töchter. Er selbst hat nichts über sich veröffentlicht. Und da Dr. Emil Müller-Ettikon erst 1948 geheiratet hatte

und der erste Sohn, Enno, (er starb bereits als Kind) sowie die vier anderen Kinder erst später geboren wurden, hat keines der heute lebenden Familienmitglieder Erinnerungen an die früheren Zeiten im Leben des Schriftstellers.

Dr. Emil Müller-Ettikon starb am 16. Februar 1985 in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahr einen plötzlichen Herztod. Seine aus Ostfriesland stammende Frau Undine Tammena Habbinga folgte ihm, achtundsechzigjährig, sieben Jahre später nach.

Im Privatarchiv der Publizistin Frau Brigitte Matt-Willmatt, der Tochter des Waldshuter Gymnasialdirektors und Professors Arthur Feige, befinden sich die wohl einzigen Selbstzeugnisse von Emil Müller Ettikon. Es handelt sich um vier mit Schreibmaschine geschriebene DIN A 4 Seiten, von denen eine ein Veröffentlichungsverzeichnis enthält. Selbst wenn Dr. Müller-Ettikon diesen Papieren keinen handschriftlichen Gruß für Frau Matt-Willmatt angefügt hätte, ließen sich die Papiere ihm zuordnen. Denn so wie in anderen Schriften und im Briefverkehr verzichtete er auch hier auf sonst gebräuchliche Formen wie zum Beispiel Briefkopf, Angaben von Orten und Zeitpunkten seiner Veröffentlichungen oder ein Datum. Darum lässt sich nicht exakt angeben, wann er diese Papiere verfasste. Da aber an einer Stelle vermerkt ist »jetzt arbeite ich an der Darstellung eines Jahrzehnts Waldshuter Geschichte (1520–1530)« und dieser Aufsatz 1962 erschien, ist das betreffende Schriftstück mit der Überschrift: »Einige Daten« spätestens aus dem Jahre 1961. (Sofern ich aus diesen Texten zitiere, werde ich den Vermerk »selbst« anfügen)

Diese Unterlagen verdanke ich dem Ehrenvorsitzenden unseres Vereins »Heimatmuseum Hotzenwald Görwihl«, Dr. Bruno Feige, der sie bei seiner Schwester für mich kopierte. Beiden sei an dieser Stelle herzlich gedankt! Frau Brigitte Matt-Willmatt hatte selbst vor, über Dr. Emil Müller-Ettikon zu schreiben, wie einem handschriftlichen Nachsatz Müller-Ettikons entnommen werden kann.

Dr. Emil Müller wurde am 28. Dezember 1911 im mainfränkischen Sindolsheim geboren. »Väterlicherseits alles Bauern, die ganze Reihe bis zu den Zinsbauern des Götz von Berlichingen. Mütterlicherseits alles Schäfer, soweit sie zurückzuverfolgen sind, daher nicht so schollengebunden« (selbst).

Er wuchs auf dem elterlichen »Ettikoner Hof« auf, der zur Gemeinde Kadelburg gehört. Aus Verbundenheit mit diesem Ort entschied er sich, kein Pseudonym zu wählen, sondern den relativ weitverbreiteten Namen Müller mit diesem Ortsnamen zu verbinden. Der »Ettikoner Hof«, oberhalb Waldshuts am deutschen Rheinufer 1920 von den Eltern Müllers von den Lonza-Werken gepachtet, liegt direkt an den Stromschnellen des Rheins, dem so genannten »Lauffen«. Dort wuchs der Junge mit Bruder Rudolf (der im Zweiten Weltkrieg fiel) und Schwester Liselotte heran. Die Liebe zur Heimat, zur Geschichte und zur Natur wurde Emil Müller von Mutter und Vater vermittelt.

Zur Grundschule ging er in Kadelburg, im sechs Kilometer entfernten Waldshut aufs Gymnasium, dort, wo er später selbst unterrichten sollte. »Sollte Tierarzt werden, deshalb zur Schule« (selbst). Da es in den zwanziger Jahren nicht so viel öffentliche Verkehrsmittel gab, waren von diesem wunderschön aber abgelegenen Weiler Ettikon bis ins Dorf oder gar in die Kreisstadt die Wege zu Fuß, zu Pferde oder mit dem Rad zurückzulegen. Während des Studiums in Freiburg lief er sogar zu Fuß über den Schwarzwald nach Hause.

Emil Müller studierte zunächst in Freiburg »ziemliches Feld-Wald und Wiesenstudium« (selbst) später Germanistik und Zeitungs-

wissenschaft in Heidelberg, Berlin, Genf und Freiburg.

»Leitete lange die Freiburger Studentenzeitung, wurde erster Doktorand bei dem Gründer des Freiburger Instituts für Zeitungswissenschaft Prof. Kapp, der mich zu seinem Nachfolger designierte und nur noch lesen wollte, bis ich mich habilitiert hatte. Doktorarbeit über Robespierre als Revolutionär und Redner … Während dieser Zeit, als ich an einer Habilitationsschrift über Miltons publizistische Schriften arbeitete, philologisches Staatsexamen in Englisch, Französisch, Deutsch. 1939 Studienreferendar am Suso-Gymnasium in Konstanz bis zur Einberufung. Dann kam der Krieg, Ausbildung als Funker in der Tschechei, dann Divisionsfunkstaffel der Infanteriedivision 205 Frankreich, abkommandiert zur Dolmetscherschule nach Meißen. Nachrichtennahaufklärung/Nachrichtendolmetscher in Frankreich, Italien bis Kriegsende in den Dolomiten, Kriegsgefangener bei den Amerikanern, als Kriegsverbrecher angesehen, Auslieferung an den Secret Service der Engländer in Rom, Rückgabe an die Amerikaner in Neapel. Viel Zeit, viel geschrieben … Das meiste verloren auf der Flucht von Neapel über die Alpen. Eingefangen von den Franzosen im Inntal. Leidenszeit: Innsbruck, Tuttlingen, Malschbach. Dann Übergabe an die Amerikaner in Karlsruhe, Heilbronn und endlich Entlassung. Heimkehr und Entnazifizierung und als Mitläufer eingestuft. Entlassung aus dem Staatsdienst« (selbst).

Der ehemalige Wehrmachtsgefreite – über diesen Mannschaftsdienstgrad war er nie hinausgekommen, worauf er noch im Alter stolz war, wie seine Töchter berichteten, – musste feststellen, dass seine Welt und seine Träume in Trümmern lagen. Die akademische Laufbahn war perdu, der ältere Bruder, der den

Adolf Glattacker: Porträt von Emil Müller-Ettikon

Hof übernehmen sollte, war in Russland geblieben, die Eltern alt und die Schwestern konnten den Hof nicht übernehmen. Seine spätere Frau, die Schwester eines Kriegskameraden, lebte fern in Ostfriesland, zwei Besatzungszonen entfernt …

Die politische Minderbelastetheit half zwar dabei, noch während der französischen Besatzung ab Herbst 1948 in den Schuldienst eingestellt zu werden, aber diese materielle Absicherung bedeutete gleichzeitig auch den Verzicht auf ein Lebensziel. Dass er, unmittelbar aus der Gefangenschaft kommend, den Eltern in der Landwirtschaft half, »zeitweise morgens und abends 16 Kühe eigenhändig gemolken« (selbst) sicherte in der Nachkriegszeit ein Überleben ohne allzu große Not. Auf dem Hof und später zusätzlich in der Schule musste hart gearbeitet werden. Den Zweitberuf als

Landwirt übte er in Vertretung seines gefallenen Bruders Rudolf aus, bis 1952 der einzuhaltende Pachtvertrag mit der Fa. Lonza abgelaufen war. Seine Eltern hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits auf das Altenteil in ihr Haus auf dem Homberg zurückgezogen und wurden dort von ihrer Tochter betreut. Auf dem gleichen Grundstück hatte auch Emil-Müller sein Haus mit viel Eigenarbeit errichtet.

Wie stark Emil Müller mit seinem Zuhause, seiner Heimat verbunden war, zeigt ein Briefauszug vom Januar 1944. Der damals Dreiunddreißigjährige schrieb in seine »Tagebuchblätter eines Urlaubers«:

»Mir waren ein paar Urlaubstage vergönnt. Ich war daheim! Und es erwuchs das Gefühl, als wäre ich zu den tiefsten Wurzeln meines Seins zurückgekehrt und eine Heilkraft stiege daraus empor, ersetze die von der Fremde verzehrte Kraft, mache alles wieder gut. Es ist, als wäre ich von dem Leben getrennt gewesen überhaupt und nun knüpften sich neu die Daseinsfäden, nun wirke die Heimat, die reiche Lebensspenderin, Wunder über Wunder…«

Diese Zeilen deuten über die Bedeutung von »Heimat« hinaus, die er in geradezu mystischer Weise betont, auch auf seine poetischen Gestaltungskräfte, in denen der künftige Schriftsteller aufscheint, der wenige Jahre später selbst – im Grunde trockene historische Fakten – kreativ gestaltet. Diese ihm eigenen Fähigkeiten und Neigungen spiegelten sich auch in seiner Rolle als Lehrer wider.

Am Gymnasium in Waldshut unterrichtete er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1976 Französisch, Englisch, Deutsch, Biologie und Geographie. Für seine Schülerinnen und Schüler war Dr. Müller offenbar ein eigentümlicher Sonderling.

»Er war ganz anders, als alle Lehrer, die ich bis dahin kannte« erzählte mir Roland Kroell am 8. September 2005. »Angst hatte niemand vor ihm und zunächst nahm ich ihn auch nicht ganz ernst. Er war nicht laut, wurde nicht böse, war kein strenger Lehrer. Was uns Jungs am meisten imponierte war sein Auto. Es war ein alter Opel Kapitän mit großen ausladenden Kotflügeln, den er noch immer fuhr, als längst moderne Fahrzeuge üblich geworden waren. Gelegentlich kam er auch auf seinem Pferd von Ettikon her zur Schule, die damals noch im Kornhaus untergebracht war, geritten. Und dann die vielen Geschichten, die er erzählte! Er kannte unheimlich viele. Vielleicht hatte er sie sich selbst ausgedacht. Meistens ging es um irgendwelche Begebenheiten aus der Vergangenheit. Die erzählte er im Unterricht aller Fächer. Ich hatte Biologie und Erdkunde bei ihm.

Wenn Arbeiten geschrieben wurden ging das z. B. so: Schlagt den Atlas auf und sucht die Zuflüsse von Elbe und Rhein und schreibt sie ins Heft. Fertig? Nun tauscht das Heft mit dem Nachbarn. Tragt die Fehler ein (zum Beispiel vergessene Zuflüsse), zählt sie und schreibt sie drunter. Dann gebt die Note (z. B. kein Fehler 1, ein Fehler 1–2 u. s. f.) Nun gebt die Hefte wieder zurück!

Bis dahin war das ja nichts Besonderes. So was gab es bei anderen Lehrern auch. Nun aber kommt das Besondere: Dr. Müller hat nie geprüft, ob die Angaben, die nun jeder selbst vortragen musste und die ins Notenbüchlein übernommen wurden, auch stimmten. Wenn die Banknachbarn sich einig waren, konnten sie sich gegenseitig eine gute Note geben – auch wenn keiner der Beiden richtig gearbeitet hatte. Der Dr. Müller hatte zu uns und unserer Ehrlichkeit einfach Vertrauen. Und das hat uns imponiert. Da hat meines Wissens keiner von uns gelogen.«

Derartige »Eigenhürnigkeiten« werden von Lehrerkollegien allerdings nicht gern gesehen. Wenn sie dann noch gepaart sind mit Veröffentlichungen und öffentlichen Auftritten,

bei denen Müller, der die Auffassung hatte, »ein Lehrer sollte auch ein Kulturträger sein«, nie einen Hehl aus seinen Überzeugungen und – in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts – seiner Gegnerschaft zur Atomkraft machte, dann fällt er aus dem Rahmen wie weiland das weiße Schaf unter lauter schwarzen. Die soziologische Forschung hatte gerade in diesen Jahren herausgearbeitet, dass im öffentlichen Dienst das »Mittelmaß die Regel« ist »und wer über dieses Maß hinaus Leistung erbringt, der stört und wird über kurz oder lang subtil bestraft« (Lückert, H. R.: Das Leistungsprinzip. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht. 22/1975, S. 46).

Dr. Müller verbarg seine Überzeugungen nicht. Und als er sich öffentlich gegen den Bau von Atomkraftwerken aussprach, fragte ihn einmal der Wirtschaftsminister Eberle: »Herr Müller, wollen Sie vielleicht, dass die Lichter ausgehen?« Frau Noth schrieb mir am 25. August 2005 und brachte das Gemeinte auf den Punkt:

»Vater war Widerstandskämpfer im positiven Sinne. Er setzte sich für die Natur und die Gerechtigkeit ein. Er war ein freigeistiger Denker«.

Der unabhängige Sinn und das öffentliche Vertreten eines eigenen Standpunktes hatte Folgen. So wurde ihm zum Beispiel eine weitere Beförderung zum Studiendirektor oder gar Oberstudiendirektor verweigert. Die entsprechenden Beurteilungszeugnisse verschwanden. Der evangelische Müller hatte, so erklärte er seinen Kindern, Ursache anzunehmen, seine Arbeiten über die nicht immer positive Rolle der katholischen Kirche in der Geschichte hätten dies bewirkt.

Wenn sich Autoren mit ihren entsprechenden Texten gegen die Haltungen und Einstellungen der ideologisch tonangebenden Gruppen stellen, dann werden sie rasch in die Ecke gestellt, in der sich die Schmuddelkinder der Gesellschaft befinden.

Da möchte ich ein Beispiel aus dem Wissenschaftsbetrieb einer Pädagogischen Hochschule in Baden-Württemberg anführen:

In der ersten Hälfte der achtziger Jahre, als die Friedensbewegung großen Aufschwung nahm und sich unter anderem gegen die Aufrüstung der Nato mit Atomraketen wendete, stellten sich auch Professoren dieser Hochschule auf die Seite der Nachrüstungsgegner und damit gegen die Politik der damals herrschenden Politiker. Einer dieser Professoren zeigte mir den Brief des damaligen Kultusministers, der ihm mit dem Entzug der Prüfungsberechtigung drohte, wenn er sein Engagement nicht einschränke. Ein Kultusminister kann zwar einen Hochschullehrer nicht entlassen, wohl aber in seine kultur-hoheitlichen Aufgaben eingreifen. Und der Verlust der Berechtigung, staatlich anerkannte Examina abzunehmen, hätte dazu geführt, dass kaum noch Studierende seine Veranstaltungen besucht hätten. Denn die meisten gehen selbstverständlich nur zu den Hochschullehrern, die sie am Ende des Studiums auch prüfen werden.

Dieses Vorgehen eines Ministers war sicher rechtlich gedeckt. Es beweist aber, mit welchen Mitteln noch in unserer Zeit die Obrigkeiten gegen unbequeme, weil widerständige Bürgerinnen und Bürger vorgehen.

In vergleichbarer Situation befindet sich in diesen Wochen (Anfang 2006) jener Theologieprofessor und katholische Priester, dem die Lehrerlaubnis (von seinem Bischof) und die Prüfungsberechtigung für das Lehramt (von seinem hierfür zuständigen Minister) entzogen wurde. Ein Beweis dafür, dass tendenziell die Obrigkeiten stets gleich reagieren.

Rund zehn Jahre zuvor war auch Dr. Emil Müller-Ettikon von seiner vorgesetzten Behörde erklärt worden, dass er erst dann

mit einer weiteren Beförderung (zum Oberstudienrat) rechnen könne, wenn er seine kritischen Veröffentlichungen unterließe. Nun darf nicht unterstellt werden, dass Beamte des Oberschulamtes und wer sonst noch zu den Vorgesetzten gehörte, seine Schriften auch gelesen hatten. Dr. Müller-Ettikon selbst aber sah, wie oben erwähnt, die Ursachen für den Beförderungsstop in Interventionen von katholischen Kreisen in Waldshut. Dort war man damals offenbar verärgert darüber, wie die römisch-katholische Kirche und ihre Exponenten in den Zeiten von Reformation, Bauernkrieg und während der Salpetererunruhen von Müller-Ettikon dargestellt wurden.

Hier denke ich unwillkürlich an den Historikerkollegen Müller-Ettikons, an Karl Friedrich Wernet. Auch er ein Mensch, der sich als unabhängig empfand und sich so verhielt, forschte und schrieb. Und das alles noch zu den gleichen Gegenständen. Doch im Gegensatz zu Wernet, dessen Arbeiten er offenbar schätzte, berührten Dr. Emil Müller-Ettikon die Anfeindungen kaum. Er fand Zuflucht und Ruhe auf seinem schön gelegenen Grundstück, auf dem er für sich eine »Klause« errichtet hatte, um dort ungestört arbeiten zu können. Wie er sich selber sah, das hat er 1961 von diesem Ort aus in seinem eigenwilligen »Telegrammstil« an Frau Brigitte Matt-Willmatt geschrieben:

»Zum Wesen: Obwohl oder vielleicht gerade weil nur Wahlalemanne, tiefes Verwurzeln im Alemannentum. Rauhe, unbeholfene Schale mit etwas zu weichem Kern. Wie Richard Gäng von den Wäldern sagt, die wie ihre Tannen sind: gnodlig, gnatsig, weich im Holz. Will nichts wissen von der jüdisch-orientalischen Ansicht, dass der Mensch durch den Sündenfall zur Arbeit ›verdammt‹ sei. Weiss von den Eltern, was Arbeitsseligkeit ist. Wäre der Hof Eigentum gewesen, wäre ich selbstverständlich Bauer geblieben. Knecht mochte ich nicht sein. Habe noch genug Handarbeit nachmittags im großen Garten. Das Schriftstellern geschieht nicht, um damit Geld zu verdienen, sondern nur wegen der Freude an der Arbeit … Mein Arbeitsfeld nun die Schule. Tue meine Pflicht gerne, weil ich meinen Beruf für schön halte. Wenn der Arzt es nur mit dem kranken Menschen, der Richter mit dem Verbrecher zu tun hat, so haben wir es doch mit der Jugend zu tun, und das ist, wenn wir nicht verzweifeln wollen, doch noch das Wertvollste. Wenn also nicht Bauer, dann Lehrer.«

Schriftstellerisch trat er schon früh in Erscheinung. Dazu gehörten erste Gedichte in den vierziger und fünfziger Jahren – die er gern auch seinen Schülerinnen und Schülern im Waldshuter Gymnasium vortrug – und Erzählungen. Hier seien als Beispiele die Schriften über »Ritter Steinmar, den Minnesänger von Waldshut« oder das Buch mit den Erinnerungen von Adolf Glattacker genannt. In seiner Eigenschaft als Germanist gehörte seine Liebe dem alemannischen Schrifttum. Hier verdienen seine Darstellungen zu »Mundart und Dichtung« und die von ihm ausgewählten »Proben unserer Mundart und Volkspoesie« besondere Erwähnung (beide in: Der Kreis Waldshut. Stuttgart, 1975 S. 155)

Aufgefallen ist mir, dass in diesem umfangreichen Buch über den Landkreis Waldshut nicht er, sondern Paul Rothmund, damals Geschichtsdidaktiker an der PH in Lörrach, mit einem Aufsatz über die Salpetererunruhen vertreten ist. Und dies, obwohl sich doch Dr. Emil Müller bereits in den sechziger Jahren mit seinem Büchlein »Johannes Marder. Das Schicksal eines Salpeterers« und in zahlreichen Zeitungsartikeln als Kenner der Hauensteiner Geschichte ausgewiesen hatte. Aber auch durch das Büchlein »Dr. Balthasar Hubmaier, der Pfarrer von Waldshut«, das er 1955

bei der Fa. Zimmermann in Waldshut hatte drucken lassen und in dem er sehr kenntnisreich und detailliert das Engagement der Waldshuter Bürgerinnen und Bürger in der Reformation sowie das Schicksal des Führers der Wiedertäuferbewegung darstellte, war er bekannt geworden.

1979 erschien sein Salpetererbuch. Er gab ihm den Titel: »Die Salpeterer. Geschichte eines Freiheitskampfes auf dem südlichen Schwarzwald«. Damit erfuhren die Salpetererunruhen einmal eine Beschränkung auf die Begebenheiten im achtzehnten Jahrhundert und zum anderen eine Bewertung bereits im Titel. Denn ein Freiheitskampf ist im Verständnis unserer Zeit, in der Begriffe wie »Freiheit und Demokratie« positive Assoziationen auslösen, stets zu begrüßen. Müller-Ettikons Darstellungen lassen erkennen, dass er für die Salpeterer und ihre Anliegen Verständnis hat und selbst Partei ergreift, wenn er mit erkennbarer Ironie die Bemühungen ihrer Gegner, und hier besonders die des Benediktinerpaters Hergott, schildert. Müller-Ettikon vermied es jedoch, ganz im Gegensatz zu Jakob Ebner, in seinen Darstellungen eine Bewertung auszusprechen.

Recht ausgewogen erscheint mir die Quellenauswahl, wenn ich auch angesichts der vielen offenbar wörtlichen Wiedergaben der Quellentexte die entsprechenden Anmerkungen vermisse. Mir scheinen die Hinweise auf die Fundstellen recht willkürlich eingestreut. Es ist für mich nicht nachvollziehbar, wann Müller-Ettikon mit eigenen Worten erzählt und wann die Quellen »sprechen«.

Ein Beispiel: »In einem Bericht lesen wir, (dass) der Lüber … zuletzt auf des Kaisers und des Waldvogts Gesundheit getrunken (habe). Ihro Gnaden, der Waldvogt hat sich dafür bedankt«. Anlass für diese höfliche Geste war die Hinrichtung des Salpetereranführers Lüber. Ein direkter Verweis auf die Fundstelle fehlt. Ein ähnliches Versäumnis registrierte Konrad Sutter bereits, als er in einem Brief vom 20. Dezember darauf aufmerksam machte, dass unter anderem die doch recht schwerwiegende Aussage des Unteralpfener Müllers »Jetzt müssen Köpfe rollen« nicht belegt worden sei. Auch Renate Liessen hat in ihrer Rezension in der Stuttgarter Zeitung vom 19.05.1980 auf derartige Versäumnisse hingewiesen. Dr. Müller selbst aber sah dergleichen lässliche Sünden nicht, denn er versicherte in einem Brief (05.08.1978) an den Karl-Schillinger-Verlag in Freiburg: »Sie dürfen sicher sein, dass keiner kommen kann und Fehler nachweisen.«

Diese selbstbewusste Haltung spricht dafür, dass die recht informativen Schilderungen, die sich so detailliert bei keinem anderen Historiker über die Salpeterer finden lassen, auf schriftlichen Quellen beruhen, auch wenn er den Lesern nicht verrät, woher er die Informationen hat.

Ich suchte und fand zum Beispiel in seiner Schrift nach Berührungen zwischen der Stadt Laufenburg und den Salpeterern. Doch Hinweise auf Quellen seiner diesbezüglichen Ausführungen fehlen und müssen jetzt von mir selbst gesucht und geprüft werden. Ich gehe allerdings davon aus, dass Dr. Müller nichts von dem, was er schrieb »erfunden« hat, sondern alles gut hätte belegen können. Genau diese Annahme bestätigte sich, als ich im März 2006 im Generallandesarchiv die gleichen Blätter in den meist recht umfangreichen Aktenbündeln durchsah, die Dr. Emil Müller-Ettikon und vor ihm Dr. Jakob Ebner und Professor Günther Haselier durchgearbeitet hatten. Die Leistungen dieser drei Historiker, die die zum größten Teil schwer les- und deutbaren Handschriften in »Schriftdeutsch« übertrugen, sind nicht hoch genug einzuschätzen.

Die Rezensionen auf sein Salpetererbuch sind ausnahmslos freundlich ausgefallen. Geradezu enthusiastisch kommentiert Elmar Zimmermann im Albboten vom 31.12.1979 das Buch, wenn er u. a. schreibt, dass Dr. Müller diesen »umfangreichen Stoff in imponierender Weise gebändigt (hat) und in einer verständlichen, über weite Strecken packenden Sprache in triumphaler handwerklichen Präzision vor dem Leser ausbreitet«. Von Elmar Zimmermann erfährt der Leser auch: »Indem Emil Müller-Ettikon mit eigener unverstellter Stimme spricht, gehorcht er seiner blutsverwandten Seele«.

Dr. Helmut Bender meint »wegen der Zuständigkeit des Autors und der Gründlichkeit des Vorgetragenen wird keiner, der sich ernsthaft mit den Salpeterern, ja, mit dem Hotzenwald und seiner Geschichte beschäftigt, an dem hier vorgelegten Band vorübergehen können« (Bad. Heimat 2/1980, S. 346 und Südkurier v. 19.05.1980). Und Karl Kurrus spricht in seiner Rezension in der Badischen Zeitung vom 1./2. 3. 1980 von einer »in jeder Richtung wahrheitssuchenden Darstellung«.

Brigitte Matt-Willmatt bezeichnet in einer Würdigung des Schriftstellers dessen Stil in diesem Buch als »holzschnittartig«. Eine, wie ich finde, recht gelungene Zuschreibung. Günther Franz aus Stuttgart spricht in seiner kurzen Rezension (Quelle: Schillinger-Verlag Freiburg, Akte »Die Salpeterer«) in diesem Zusammenhang von einer »weitgehenden Anlehnung an die Sprache seiner Vorlagen« (gemeint sind die Akten im Generallandesarchiv. J. R.)

In früheren Schriften, so mein Eindruck, war seine Schreib- und Darstellungsweise flüssiger und, nicht selten auch, dramatischer. Ich denke hier zum Beispiel an den Aufsatz »Wie die Kadelburger den Ettikoner Hof aufteilen wollten«, der in dem ersten Band der Schriftenreihe »Heimat am Hochrhein« (1963/64) abgedruckt worden war. Diese Geschichte aus dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts führt dem Leser in kurzweiliger und anschaulicher Weise vor Augen, wie sich bäuerliches Leben in Abhängigkeit von grundherrlichen und niedergerichtlichen Zuständigkeiten einerseits und den dörflichen Eliten andererseits gestaltete. In den erzählenden Text hatte Müller mehrere Dokumente eingearbeitet, die erkennen ließen, dass seine Geschichte nicht frei erfunden war, sondern sich auf Quellen stützte. Für den historisch interessierten Leser aber ist die Enttäuschung groß, wenn er nach dem Fundort für die wörtlich wiedergegebenen Schriften sucht. Es sind keine angegeben. Während andere Beiträge in diesem Buch durchaus über einen entsprechenden »Anmerkungsapparat« verfügten, hatte Emil Müller darauf verzichtet. Dieser Verzicht schmälert zwar nicht den Unterhaltungswert und den Informationsgehalt dieses lesenswerten Aufsatzes, wohl aber verletzt er die Normen historisch-wissenschaftlichen Arbeitens.

Man mag einwenden, dass eine solche Arbeit auch nicht gefordert war. Das vermag ich nicht zu beurteilen. Dagegen aber finden sich in Müllers historischen Schriften, die ja auf sehr sorgsamen und umfangreichen Quellenstudien beruhen, auch später dergleichen bedauerliche Lücken wie oben bereits angesprochen.

Nun muss man ja nicht »Päpstlicher sein als der Papst«. Doch wer in der Zunft der Historiker ernst genommen werden will, muss auf derartige Sünden verzichten. Dass es auch anders geht, hatte ja Günther Haselier in seiner Arbeit über »Die Streitigkeiten der Hauensteiner« (Karlsruhe 1940) bewiesen. In dessen Dissertation finden sich zu den 123 Seiten Text 100 Seiten Anmerkungen und jeder Interessierte kann heute noch in den angegebenen

Fundstellen nachschauen, ob es nicht noch andere bemerkenswerte Informationen über die betreffenden Ereignisse gibt. Vielleicht liegen aber im Schreibstil der letzten Arbeiten und im Verzicht auf Normen für wissenschaftliche Arbeiten die Gründe der Zurückhaltung, mit der die Zunft der Historiker und Heimatforscher auf seine Veröffentlichungen zurückgreift. In der Dissertation von Martin Kistler zum Beispiel, der sich in Bezug auf die zu sichtende Literatur nach eigener Auskunft von Mitgliedern des Geschichtsvereins Waldshut hatte beraten lassen, wird keine Schrift von Dr. Emil Müller-Ettikon erwähnt.

Allerdings ist die Annahme nicht unbegründet, dass Dr. Müller-Ettikon selbst keinen Hehl aus seiner Skepsis gegenüber dem Wissenschaftsbetrieb von Historikern gemacht hatte. Denn Elmar Zimmermann vermerkt in seiner o. g. Rezension dass »Dr. Emil Müller-Ettikon von jeher darunter gelitten (hat), mit welcher Arroganz selbst ernstzunehmende Historiker die Salpetererkriege ignorierten«. Und um wie viel mehr musste es ihn schmerzen, wenn seine Kollegen aus der Heimatgeschichtsforschung seine Bewertung der Salpetererbewegungen als Freiheitskämpfe nicht teilten …

Ich habe beim Studium der Arbeiten Müller-Ettikons den Eindruck gewonnen, dass es Motive stilistischer und dramaturgischer Art gewesen sein können, die ihn dazu verleiteten, auf die doch sehr zahlreichen Anmerkungen, die nötig gewesen wären, zu verzichten. Auch in seinen frühen historischen Arbeiten fehlt, wie bereits bemerkt, der wissenschaftliche »Apparat«. Die Leserinnen und Leser seines »Johannes Marder« aber werden Verweise nicht vermissen. Statt dessen werden sie angerührt, ja gepackt durch die sprachlichen Mittel, mit denen Emil Müller sie in den Bann zieht, und sie das Schicksal dieses Mannes miterleben und mitleiden lässt. Auch seine »Geschichte des Dorfes Kadelburg« ist eine sehr eindrucksvolle, in lebendiger Sprache gefasste Geschichte des Dorfes, seiner Menschen und der sich ständig wechselnden Verhältnisse. Emil Müller vermochte es, diese verwirrenden Zuständigkeiten und Abhängigkeiten im Verlaufe der vielhundertjährigen Geschichte der Kadelburger und ihrer Nachbarn anschaulich und einprägsam zu beschreiben und bediente sich hierbei eines durchaus verständlichen und fließend lesbaren Stils. »Es fesselt seine ganz persönliche Art, sich in die Seele des Volkes hineinzudenken – und sicher tut er dies nicht unbeeinflusst von der Reihe seiner bäuerlichen und naturverbundenen Ahnen – uns geschichtliche Vorgänge aus dieser Sicht zu begreifen und aufzuzeigen …« (Brigitte Matt-Willmatt in »Alb-Bote« v. 24.11.1981). Insofern mögen von ihm also die eigenwilligen Stilelemente in seiner Salpeterergeschichte als dem Stoff angemessen erschienen und damit bewusst, einschließlich der sparsamen Verwendung von Verweisen, so gestaltet worden sein.

Diese meine Eindrücke bestätigten sich, als mir der Freiburger Verleger Karl Schillinger in einem Gespräch über Emil Müller-Ettikon am 7. September 2005 versicherte, dass tatsächlich Emil Müller und ausdrücklich diesen eigenwilligen Stil für die Salpeterergeschichte so gewählt und alle Kürzungen selbst und aus freien Stücken vorgenommen hatte. »Ich lektorierte den Text selbst. Prüfte ihn aber nur auf Schreibfehler. An Inhalt und Stil der Autoren, die ich verlege, ändere ich nichts«. Und in Bezug auf Müller-Ettikon meinte er, dass dieser sehr genau gewusst habe, was er wollte und warum er seine Salpeterergeschichte so und nicht anders geschrieben hatte. Herr Schillinger erinnerte sich gut an die Begegnungen mit Müller-Ettikon in dessen »Klause« in Ettikon

und dessen Kommentare. So habe er durchblicken lassen, dass in seinen Schriften der nachfühlende und kundige Leser manche Bezüge zu zeitgenössischen Ärgernissen würde auffinden können. Dr. Müller-Ettikon bekannte sich also zu der zeitlosen Erfahrung aller, die sich nicht dem Jetstream anpassten, von den definitionsmächtigen Eliten ebenso diskriminiert zu werden, wie weiland die Salpeterer als die Unruhestifter ihrer Zeit.

Eine weitere Erklärung für meinen Eindruck, dass das Buch »Die Salpeterer«, das er als sein Hauptwerk betrachtete, an einigen Stellen unvollkommen wirkt, weil über einige Schicksale und Handlungsstränge nicht weiter informiert wird oder weil die Gesamtdarstellung relativ abrupt endet, mag darin zu finden sein, dass er ja nur einen Teil seiner Schrift veröffentlichte. Wie einem Brief vom 5. August 1978 an den Schillinger-Verlag zu entnehmen ist, hat er sein erstes Manuskript um mehr als die Hälfte zusammengestrichen. – »Ich habe lange Jahre daran gearbeitet … (und) von ursprünglich 700 Seiten auf 282 Seiten gekürzt …« Und diesem »Streichkonzert« sind möglicher Weise die von mir vermissten Informationen zum Opfer gefallen.

Und damit nähern wir uns erneut Emil Müller-Ettikons Rolle als unbequemen Zeitgenossen und Mahner in unserer Region. Er selbst hatte sich in die Reihe jener Kulturschaffenden im »Dreyeckland« gestellt, die sich in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als »Salpeterer« bezeichnet hatten. Emil Müller-Ettikon hatte seine Arbeiten über die Salpeterer ausdrücklich in die geistigen Strömungen jener Jahre gestellt. Und nicht nur diese!

Verweilen wir zunächst noch ein wenig beim Grundsätzlichen und Allgemeinen heimatgeschichtlicher Betrachtungsweisen nach dem Zweiten Weltkrieg:

Heimatbünde, Geschichtsvereine oder andere, der Tradition verbundene Vereinigungen bekannten (und bekennen sich zum Teil noch) zu Vergangenem in eher konservativ-bewahrendem, um nicht zu sagen beschönigendem Verständnis. Sie pflegen mehr oder weniger gesicherte Überlieferungen in Brauchtum oder Tracht und musikalischen Ausdrucksformen. In vielen Regionen sind derartige Aktivitäten eng mit religiösen Bräuchen und den jeweiligen Kirchen eng verwoben, wie uns die »Fahnenweihen« und ähnliche Zeremonien unter Beteiligung von Priestern zeigen. Nicht selten, so geht es jedenfalls mir, wenn ich Festreden höre oder Jubiläumsschriften von Heimatvereinen lese, erinnern mich Sprache und Stil an meine Kindheit im Hitlerreich. Tatsächlich, und das lässt sich in den entsprechenden Jahrgängen der »Badischen Heimat« und des »Ekkhart-Jahrbuches« gut belegen, befanden sich Heimat- und auf (Groß-) Deutschland bezogene Texte in enger geistiger Verwandtschaft zur NS-Ideologie. Für unsere bekanntesten Heimatforscher und Dichter, Hermann Eris Busse und Hermann Burte aber auch für Adolf Glattacker war diese Geistesverwandtschaft, wie Dr. Emil Müller-Ettikon uns in seinem Buch über den Maler nacherleben lässt, gleichsam »natürlich« (Meister Glattacker erzählt« hrsg. von Dr. Emil Müller Ettikon. Binzen o. J.).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte diese geistige Verwandtschaft mehr oder weniger verdeckt nach, da in unseren Heimatzeitschriften eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Dritten Reich ebenso ausblieb, wie eine selbstkritische Stellungnahme jener Schriftsteller, Historiker und Funktionäre aus Heimatvereinen, die sich in den Dienst von Hitlerpartei und ihren Gliederungen gestellt und nicht einmal herauszuhalten versucht hatten (über die geistige Atmosphäre in der Nachkriegszeit in unserer Region vgl. den Aufsatz von Thomas

Schnabel: »Das Kriegsende in Freiburg«. In: Badische Heimat Nr. 3/2005, S. 349–360).

Emil Müller sei dagegen, nach der Einschätzung seiner Kinder, die allerdings keine persönlichen Erinnerungen an die Rolle ihres Vaters in der NS-Zeit hatten, auf Distanz geblieben und habe sich nicht von der »Blut- und Boden-Ideologie« mitreißen lassen.

Bei Emil Müller liegt nahe, in seiner Reserviertheit Heilslehren gegenüber, aus welcher weltanschaulichen Richtung sie auch kommen mögen, einen gleichsam »angeborenen« Drang nach Unabhängigkeit und Eigenständigkeit zu vermuten. Wenn sich eine derartige individuelle Autonomie auch nicht immer mit dem Streben nach sozialer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit verbinden lässt, wie es zum Beispiel bei seinen Freunden, dem Maler Alban Spitz oder Adolf Glattacker oder dem Schriftsteller Hans Matt-Willmatt zu beobachten war, so lässt die Unabhängigkeit sich doch im Geiste und im schöpferischen Tun pflegen. So auch bei Emil Müller. Einerseits war er durch sein Amt und dem damit verbundenen Eid gebunden und musste jenen Normen und Regeln Beachtung schenken, die zum Dienst im öffentlichen Schulwesen gehörten. Andererseits aber fühlte er sich geistig frei und füllte das, was im Schulrecht mit »pädagogischer Freiheit des Lehrers« umschrieben wird, in der Schule recht eigenwillig aus. Vor allem aber beschritt er mit seinen Forschungsgegenständen und den Akzenten, die er in seinen Veröffentlichungen setzte, eigene Wege.

Sobald aber ein Heimathistoriker zum Beispiel den Boden des unkritisch Bewahrenden und Aufarbeitenden verlässt und – wie er es tat – unter Berufung auf widerständige oder revolutionäre Persönlichkeiten und Bewegungen in der Vergangenheit nachweist, dass damals geforderte Veränderungen noch heute gültig sind, dann möchte eigentlich niemand etwas davon hören oder lesen.

Zum Verständnis der Persönlichkeit und den Motiven von Dr. Emil Müller-Ettikon gehört ein genauerer Blick auf sein außerberufliches Engagement in den siebziger Jahren. Er war es, der für den damaligen Bundespräsidenten Heinemann die Vorarbeit für einen von diesem gehaltenen Vortrag über die Geschichte dieser Region leistete. Darüber schrieb er an den »Karl-Schillinger-Verlag« in Freiburg am 21. Februar 1978: »… vor langen Jahren hat mich Bundespräsident Heinemann gebeten dafür zu sorgen, dass die Freiheitskämpfe der Hauensteiner im 18. Jahrhundert wieder mehr ins Bewusstsein der Bevölkerung zurückgerufen werden.« Diese Vorarbeiten veröffentlichte Müller-Ettikon als Sonderdruck (Waldshut o. J.) unter dem Titel »Mangelhaftes Geschichtsbewusstsein, als Beispiel: Die Salpetereraufstände«. Von »vergessener Geschichte« war darin die Rede.

Nun waren die Salpetererunruhen bei den Historikern keineswegs vergessen, wie Dr. Müller-Ettikon klagte. Haselier und Ebner zum Beispiel hatten ja Bücher darüber geschrieben, die Müller-Ettikon selbst gut kannte und die nach dem Zweiten Weltkrieg hätten ihre Wirkung entfalten können:

Ihre Wirkung zum Beispiel in Richtung auf mehr Mut zu einer demokratischen Mitgestaltung des eigenen Schicksals »von unten«. Zum Beispiel im Verständnis von direkter Mitgestaltung der sie betreffenden Angelegenheiten durch Bürgerinnen und Bürger.

Die Bürgerinnen und Bürger in der Bundesrepublik aber waren durch zwölf Jahre Diktatur, durch die Jahre der Dominanz der Besatzungsmacht und von den neuen tonangebenden Eliten an Bevormundung gewöhnt. Erst die studentische Bewegung der so genannten und erst jüngst (im Herbst 2005) wieder von

einem christlich-konservativen Innenminister aus Brandenburg geschmähten »68er« setzte einen allmählichen Wandel im Verhältnis zwischen Bürger und Staatsmacht in Gang. Vor allem in den Bürgerbewegungen der siebziger Jahre, als es unter anderem gegen die »Startbahn West« des Frankfurter Flughafens oder gegen den massiven Ausbau von Atomkraftwerken ging, zeigte es sich, dass Teile der »schweigenden Mehrheit« nicht mehr bereit waren, Entscheidungen aus Politik und Wirtschaft hinzunehmen, wenn sie sich in ihren elementaren Lebensinteressen bedroht sahen. »Mehr Mut zur Demokratie« oder »Mehr Demokratie wagen« waren Schlagworte aus jener Zeit, die auf die Mitverantwortung von Bürgerinnen und Bürgern zielten und ein immer wacher werdendes kritisches Potenzial bei diesen frei setzte. Außerdem begannen junge Historiker mit der Erforschung von Verhalten und Einstellungen ihrer Vätergeneration zur Zeit des Hitlerfaschismus und deren Verantwortung für Krieg und Kriegsfolgen, eine Arbeit, die noch heute nicht abgeschlossen ist (vgl. hierzu die ebenso informative wie detaillierte »Reise durch das 20. Jahrhundert« von Geert Mak: »In Europa«. München 2005; bes. die Seiten 589 ff).

Exponenten auf politischer und christlicher Seite für den Auftakt dieser Entwicklungen waren neben dem Bundespräsidenten Gustav Heinemann, sein Freund der Theologieprofessor Helmut Gollwitzer, der Zukunftsforscher Robert Jungk oder der Journalist Franz Alt …

Professor Gollwitzer liebte den südlichen Schwarzwald und machte gern auf dem Dachsberg, wo er ein Haus besaß, Ferien. In diesem Umfeld trafen sich bis weit in die achtziger Jahre hinein Gleichgesinnte. Einige siedelten sich auch auf dem Dachsberg an. Professor Gollwitzer war es dann auch, der, durch Zeitungsartikel auf ihn aufmerksam geworden, Dr. Emil Müller-Ettikon aufsuchte, um mit ihm über die geistige und politische Situation jener Jahre zu reden. Aus der ersten Begegnung entwickelte sich ein lebhafter Kontakt zwischen den Ehepaaren Müller und Gollwitzer.

Das ist auch kein Wunder, möchte ich im Rückblick sagen. Emil Müller-Ettikon und seine Frau führten ein gastliches, allen Freunden offenes Haus. Dort kamen die bildenden Künstler, die Musiker und Maler unserer Region zusammen. Über manche von ihnen, wie z. B. Alban Spitz, Adolf Glattacker, Karl Kurrus, Richard Gäng, Paul Eipper oder Hans Jakob Wörner verfasste Emil Müller aus entsprechenden Anlässen Beiträge in Tageszeitungen und Heimatzeitschriften.

Gemeinsam mit Fritz Schächtelin, seinem Schwiegersohn Herrn Nohl, Karl Friedrich Wernet, Herrn Konrad Sutter und anderen bereitete er bereits 1963 die Gründung des heute noch arbeitenden Hochrhein-Geschichtsvereins vor. Eine gewisse Kuriosität liegt in diesem Zusammenspiel von Schächtelin und Müller. Offenbar verband die beiden Historiker nur das Interesse, einen Verein für Freunde der Heimatgeschichte zu gründen – sonst müssen sie nicht viele Gemeinsamkeiten gehabt haben. Während Schächtelin der Auffassung war, mit der Verbannung habe Maria Theresia den Salpeterern noch viel zu viel Ehre angetan, befand sich Müller mit seinem Salpetererverständnis auf einer gegenteiligen Position. Mehr noch: er bezeichnete sich selbst als einen »Salpeterer«, identifizierte sich folglich mit jenen, die sehr kritisch auf alles schauten, was Obrigkeiten betraf. Thomas Lehner schreibt in seinem Büchlein über »Die Salpeterer« (Freiburg 3/2000, S. 122):

Fritz Schächtelin »und sein honoriger Geschichtskreis bekämpfen den erklärten »Salpeterer« (Müller J. R.). Dabei sehen sie den Dr. Emil Müller-Ettikon, der seine Vorträge über

die Salpeterer in den weniger honorigen Kreisen der Volkshochschule Wyhler Wald hielt und den Sänger Roland Kroell als linke Genossen an, die nur aufwiegeln wollen und Mao-Bibeln verteilen.«

Für seine Geschichte Kadelburgs aber wurde er dort, wie eingangs erwähnt, zum Ehrenbürger ernannt. Auch der Geschichtsverein erwählte den »linken Genossen« als Ehrenmitglied. Allzu links also ist er wohl nicht gewesen (ebenso wenig wie alle anderen Bürgerinnen und Bürger von Wyhl), sondern nur eigensinnig und vielleicht auch unbequem; und, folgen wir seinen eigenen Bekenntnissen aus dem Jahre 1961 und der Beurteilung seiner Kinder, dann war Dr. Emil Müller-Ettikon ein »Freigeist« mit eher traditioneller als revolutionärer Orientierung.

Sowohl Fritz Schächtelin als auch Thomas Lehner müssen mit ihren Einschätzungen »daneben gelegen« haben. Wie sonst ließe es sich erklären, dass Dr. Emil Müller-Ettikon von seinen Schülern erwartet hatte, dass sie die erste Strophe vom Deutschlandlied auswendig hersagen können mussten, wie mir Hubert Matt-Willmatt, der bei ihm zur Schule ging, berichtete. (Erinnerung von Hubert Matt-Willmatt in einem Interview mit mir am 27.04.2006)

Einen weiteren Beleg für eine Mischung aus national-konservativer einerseits und zukunftsorientiert-ökologischer Einstellung andererseits lieferte mir die Geschichtslehrerin einer Realschule in unserem Landkreis, Frau Christina, die Dr. Müller-Ettikon Ende der sechziger Jahre als Schülerin erlebt hatte. Sie erinnerte sich sehr genau an diesen Lehrer und an die vielen Geschichten vom Krieg in Italien, die er ebenso gern – und mit gewissem Stolz – während des Unterrichts erzählte.

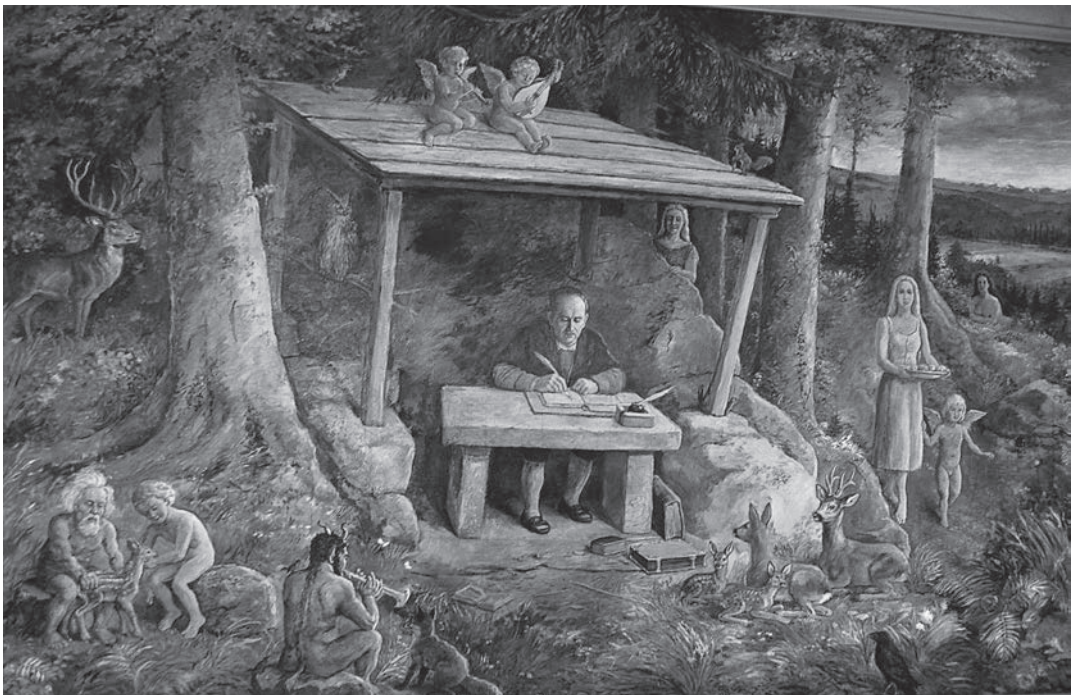
Diese ehemalige Schülerin wusste auch noch ganz genau, wie er seine Frau, ein Idealbild aus »nordischem Blut«, während des Krieges kennengelernt und nach dem Krieg geheiratet hatte. Diese und andere Lebenserinnerungen teilte er immer wieder seinen Schülerinnen und Schülern mit.

In den gleichen Jahren aber beklagte er sich bitter über die Industriealisierung der Landwirtschaft und die »Vergiftung« unserer Nahrungsmittel mit Hilfe der Chemie. »Er warnte uns davor, Äpfel ungeschält zu essen«, wusste Frau Christina zu erzählen und meinte, dass er weder ein verkappter Nazi noch ein Revoluzzer gewesen sei. Sowohl die Inhalte, die sie spontan assoziierte als auch ihre lebhafte Reaktion auf meine Frage, ob sie sich an Dr. Müller-Ettikon erinnere (»selbstverständlich, ... diesen Lehrer kann ich nicht vergessen, ... er war einfach ungewöhnlich, weil ich spürte, dass er ein Herz für seine Schüler hatte«„) bewiesen erneut, dass er nachhaltig auf seine Schülerinnen und Schüler gewirkt hat.

Es gehörte zu allen Zeiten Mut dazu, »gegen den Strom zu schwimmen« und jede/r, der das tut, muss bereit sein, die Konsequenzen zu tragen. Die Gesellschaft in der Bundesrepublik ist in den vergangenen dreißig Jahren offener geworden, die Regierenden reagieren nicht mehr so empfindlich wie früher auf kritische Äußerungen. Forschungen und deren Veröffentlichungen über düstere Perioden deutscher Geschichte und ihrer Repräsentanten sind heute in einem Umfang möglich und selbstverständlich, wie es noch vor vierzig Jahren undenkbar schien. Insofern ist das Klima im Großen und Ganzen liberaler geworden. Dr. Emil Müller-Ettikon würde sicher überrascht sein, wenn er die beiden Freilichtspiele über den Salpeterer-Hans und die Reaktionen der Zuschauer darauf erlebt hätte. Und dass die Salpeterer und ihre Anliegen mehr und mehr verstanden, ihre Motive und Bestrebungen nachempfunden werden, das ist

nicht zuletzt auf seine Arbeiten zurückzuführen. Sein Engagement trägt in dem Ausmaß Früchte, in dem sich nachfolgende Heimatforscher und Geschichtsfreunde seiner erinnern.

Werfen wir zum Abschied noch einen Blick auf Emil Müller-Ettikon, wie es Adolf Glattacker 1964 tat, als er seinen Gastgeber in dessen »Klause« malte:



Adolf Glattacker: Emil Müller-Ettikon in seiner Klause

Anschrift des Autors:
Joachim Rumpf
Hühnerbühl 7
79733 Görwihl

Die Mannheim-Besuche des Reichspräsidenten Friedrich Ebert

Dreimal kam der gebürtige Heidelberger als Staatsoberhaupt in die Quadratestadt

Sebastian Parzer

Am 11. Februar 1919 wurde der gelernte Sattler Friedrich Ebert in Weimar zum ersten Reichspräsidenten gewählt. Damit erreichte der Lebensweg eines Mannes seinen Höhepunkt, der nach der Revolution im Herbst 1918 entscheidend zur Stabilisierung der innenpolitischen Lage beigetragen und den Weg zur Demokratisierung Deutschlands geebnet hatte. Dem gebürtigen Heidelberger war eine außergewöhnliche Karriere gelungen, die ihn aus einfachen Verhältnissen in das höchste Amt des Staates führte. Dabei war Ebert wiederholt auch nach Mannheim gekommen, das er schon seit seiner Jugend kannte. Hier lebte sein Onkel Wilhelm Strötz, der innerhalb der Mannheimer Arbeiterbewegung eine gewisse Rolle spielte.[1] Nach Abschluss seiner Lehre hatte sich Ebert einige Wochen in der nordbadischen Industriemetropole aufgehalten.[2] Viele Jahre später sollte ihn sein Lebensweg als Staatsoberhaupt noch dreimal in die Stadt an Rhein und Neckar führen.

Friedrich Ebert (1871–1925). 1919 wurde der gelernte Sattler in Weimar zum ersten Präsidenten Deutschlands gewählt (Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg).

Explosionskatastrophe in der BASF

Zum erstenmal reiste der Reichspräsident im Herbst 1921 unvorhergesehen in die heutige Metropolregion. Am 21. September war es im Werk Oppau der BASF zu einer verheerenden Explosionskatastrophe gekommen, die 561 Tote und nahezu 2000 Verletzte gefordert hatte. Die gewaltige Druckwelle, die bei der Explosion eines Düngemittelsilos ausgelöst worden war, hatte weite Teil des Werkes und des benachbarten Ortes Oppau zerstört. Mehr als 7000 Personen waren obdachlos geworden. Selbst in Mannheim waren an zahlreichen Gebäuden Schäden zu verzeichnen.[3] In Anbetracht des Ausmaßes des bis dahin weltweit größten Unglücks in der Chemieindustrie machte Ebert von seinem Grundsatz, die von den Franzosen besetzen Gebiete nicht zu besuchen, eine Ausnahme und beschloss, an der Trauerfeier für die Opfer der Katast-

rophe in Ludwigshafen teilzunehmen. Die Reise war auch deshalb bemerkenswert, weil es in diesem Jahr das einzige mal war, dass das Staatsoberhaupt Berlin in offizieller Mission verließ.[4]

Aus der Hauptstadt fuhr Ebert in seinem Salonwagen nach Mannheim, der an einen fahrplanmäßigen Nachtzug angehängt wurde. Am Morgen des 25. September 1921 kam er um 10.27 Uhr in der Quadratestadt an.[5] Am Hauptbahnhof, der zum Teil von der Polizei abgesperrt worden war, wurde er vom badischen Staatspräsidenten Gustav Trunk, dem badischen Innenminister Adam Remmele, dem Mannheimer Oberbürgermeister Theodor Kutzer und dem Reichstagsabgeordneten Adolf Geck empfangen. Eingerahmt wurde der Empfang von 150 Schutzpolizisten, die eine Ehrenwache bildeten. Im Anschluss begaben sich das Staatsoberhaupt und seine Begleiter direkt nach Ludwigshafen, wo sie auf dem Hauptfriedhof an den Trauerfeierlichkeiten für die Opfer des Explosionsunglücks teilnahmen. Vor Beginn der Kundgebung traf Ebert General Adalbert François Alexandre de Metz, der ihm in französischer Sprache im Namen der interalliierten Rheinlandkommission das Beileid aussprach. Der Präsident antwortete dem Offizier: *Ich habe Ihnen im Namen der Reichsleitung des Reiches aufs herzlichste zu danken für die Worte warmer Teilnahme, die Sie uns ausdrückten. Daß am Grabe der Opfer dieser Katastrophe die Menschlichkeit sich über die Landesgrenzen erhoben hat, hat uns besonders wohl getan. Ich danke Ihnen.*[6] Nach den Ansprachen des Ludwigshafener Oberbürgermeisters Christian Weiß, des Reichstagsabgeordneten und Vorsitzenden des deutschen Fabrikarbeiterverbandes August Brey, des Obmanns des Arbeiterrates Friedrich Derringer und des Vorstandsvorsitzenden der BASF Carl

General Adalbert de Metz bekundet Reichspräsident Ebert das Beileid im Namen der Besatzungsmächte – eine Geste, die damals überregional Aufmerksamkeit hervorrief (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden).

Bosch wandte sich auch das Staatsoberhaupt an die mehr als 50 000 Trauernden: *Es ist mir ein dringendes Herzensbedürfnis gewesen, zur heutigen äußeren Feier teilnehmender Trauer hierher zu kommen, um den Hinterbliebenen, den Verwundeten und den Geschädigten auch von dieser Stelle nochmals die innige Teilnahme der Reichsleitung und, wie ich sagen darf, des ganzen deutschen Volkes an ihrem Unglück auszusprechen.* Ferner dankte der Reichspräsident für die Anteilnahme, die das Unglück auch im Ausland hervorgerufen hatte.[7] Gegen Mittag kehrte er nach Mannheim zurück, um im »Parkhotel« neben dem Wasserturm das Mittagessen einzunehmen.[8] Am Nachmittag fuhren Ebert und sein Gefolge erneut nach Ludwigshafen und besichtigten den Unglücksort bei Oppau. Dort traf das Staatsoberhaupt auch mit Vertretern des Angestellten- und Arbeiterrates des Chemieunternehmens zusammen. Danach besuchte er Verletzte der Katastrophe im Ludwigshafener und Mannheimer Krankenhaus.[9] Bei der Fahrt von Ludwigshafen nach Mannheim wurde die Wagenkolonne des Präsidenten

Das Mannheimer »Parkhotel« neben dem Wasserturm, in dem Friedrich Ebert als Präsident zweimal zu Gast war. In den 1920er Jahren war das Hotel das »beste Haus am Platz« (StadtA MA, Bildsammlung, Kleinformate, 00715).

an der Auffahrt zur Rheinbrücke von einem französischen Posten angehalten und auf eine andere Fahrspur umgeleitet; ein Vorfall, den der französische Stadtkommandant von Ludwigshafen sowie der französische Botschafter in Berlin später ausdrücklich bedauerten.[10] Nach der Visite der beiden Krankenhäuser nahm Ebert zusammen mit Staatspräsident Trunk und Innenminister Remmele beim Mannheimer Stadtrat Josef Levi das Abendessen ein.[11] Anschließend fuhr der Präsident wiederum mit einem Regelzug in die Hauptstadt zurück.[12]

Mannheim und der »Ruhrkampf«

Rund anderthalb Jahre später kam Ebert erneut nach Mannheim. Diesmal gab die politische Lage Anlass zum Besuch. Als Reaktion auf angeblich ausgebliebene Reparationslieferungen hatte französisches und belgisches Militär Mitte Januar 1923 das Ruhrgebiet besetzt. Am 19. Januar 1923 hatte die Reichsregierung daraufhin den »passiven Widerstand« verkündet und die Einwohner des Industriereviers aufgerufen, die Arbeit niederzulegen. Von den Ereignissen war auch die Stadt Mannheim betroffen. Infolge von Besetzung und Streik kam der Schiffsverkehr auf dem Rhein zum Erliegen. Ausbleibende Kohlelieferungen ließen die Produktion der Mannheimer Industriebetriebe stocken. Als die Franzosen wenige Tage später auch Offenburg und Appenweier besetzen, wurde zudem der Eisenbahnverkehr auf der Rheintalstrecke unterbrochen.[13]

Zur Aufmunterung der badischen Bevölkerung entschloss sich Ebert zu einem Besuch des deutschen Südwestens. Nach einer Visite der Hauptstadt Karlsruhe traf der Präsident zusammen mit Reichsinnenminister Rudolf Oeser, Reichsschatzminister Heinrich Albert und dem badischen Innenminister Adam Remmele am Vormittag des 13. Februar 1923 in Mannheim ein.[14] Im Rathaus der Zweiflüssestadt wurden die vier Politiker vom Bürgerausschuss und Vertretern der Berufsstände empfangen. In seiner Rede klärte Ebert über die Gründe seines Besuchs auf und bereitete die Bevölkerung auf eine Ausweitung des Konflikts vor: *Wir sind nach Mannheim gekommen, weil wir uns sagten, hier liegt der Brennpunkt des Wirtschaftsleben Badens, hier liegt der Brennpunkt des Landesverkehrs. Hier ist zu befürchten, daß sich der Kampf wirtschaftlich am stärksten, am fühlbarsten für unser Volk geltend macht. (…) Wir werden schwere Opfer bringen müssen, und insbesondere wird sich das in Mannheim geltend machen. Es ist auch möglich, daß der Gegner die Hand nach dieser Stadt ausstrecken wird. Da ist es mir ein Bedürfnis, gerade in Mannheim im Namen der Reichsregierung zu erklären, daß wir ohne Vorbehalt entschlossen und bereit sind, dem Lande und auch Mannheim bei allen diesen Eingriffen, bei allen den Schäden, die daraus entste-*

hen können, mit unserer Kraft brüderlich zur Seite stehen, zu helfen und auszugleichen.[15] Im Anschluss an den Auftritt vor dem Mannheimer Bürgerausschuss traf Ebert mit einer Abordnung der besetzten Pfalz zusammen, die sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzte. Es folgte eine Unterredung mit pfälzischen Pressevertretern. In Anbetracht des engen Zeitplans verzichtete der Präsident wohl aber darauf, sich in einer öffentlichen Ansprache an die Einwohner der Rhein-Neckar-Metropole zuwenden, wie er dies am Abend zuvor in Karlsruhe getan hatte.[16] Denn nach einem verspäteten Frühstück, das die Stadt im »Rosengarten« reichte, verließ das Staatsoberhaupt Mannheim bereits um 14:15 Uhr.[17]

Die Vorahnung Eberts sollte sich bestätigen. Nicht einmal drei Wochen nach seinem Besuch erreichte die politische Auseinandersetzung auch die Quadratestadt, als französische Truppen ab dem 3. März 1923 weite Teile der Mannheimer Hafenanlagen mit dem Güterbahnhof und anschließenden Stadtvierteln besetzten.[18]

Solidaritätskundgebung für die Pfalz

Auch der dritte Besuch Eberts in der nordbadischen Industriemetropole im folgenden Jahr geschah vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem »Erbfeind«. Im Spätjahr 1923 war in der Pfalz eine separatistische Bewegung entstanden, die offen von den französischen Besatzungsbehörden geduldet und gefördert wurde. Die Reichsregierung konnte nicht gegen die Separatisten einschreiten, da sie zur Wahrung der öffentlichen Ordnung keine Truppen in die französisch besetzte und entmilitarisierte Zone senden konnte. Dennoch brach die Erhebung innerhalb weniger Wochen am Widerstand der örtlichen Bevölkerung zusammen.[19] Zur moralischen Unterstützung der Pfälzer fand am 1. März 1924 eine als Pressefeier getarnte Pfalz-Kundgebung im Mannheimer »Rosengarten« statt, an der auch Friedrich Ebert teilnahm. In der Quadratestadt hatten rund 30.000 von den Franzosen aus der Pfalz Ausgewiesene mit ihren Familien Aufnahme gefunden,[20] so dass nicht nur die Lage in unmittelbarer Nachbarschaft zur Pfalz für die Wahl Mannheims als Ort für eine derartige Veranstaltung sprach. Ausgerichtet wurde die Veranstaltung von der Ortsgruppe Mannheim-Ludwighafen des »Reichsverbandes der deutschen Presse«, die neben dem Reichspräsidenten auch mehrere Reichsminister sowie Mitglieder der badischen, bayrischen und hessischen Regierung in die ehemalige kurpfälzische Residenzstadt eingeladen hatte.[21]

Am Tag des Pressefests kam das Staatsoberhaupt in Begleitung von Reichswehrminister Otto Geßler und des badischen Staatspräsidenten Heinrich Köhler mit dem Auto aus Karlsruhe, wo er der badischen Staatsregierung einen Besuch abgestattet hatte, gegen vier Uhr nachmittags in der Stadt an.[22] Anschließend traf Ebert im Rathaus mit Vertretern der Mannheimer Parteien und der örtlichen Wirtschaft zusammen. An den Gesprächen nahmen auf Seiten der Reichsregierung auch die Minister Eduard Hamm und Anton Höfle teil, die bereits am Vormittag in der Rhein-Neckar-Metropole eingetroffen waren.[23] Um 7 Uhr veranstaltete die Stadt zu Ehren der hohen Gäste ein Festessen im »Parkhotel«, an dem rund 100 Personen teilnahmen. Anschließend begab sich das Staatsoberhaupt zum Presseball in den »Rosengarten«. Das Programm der Festveranstaltung umfasste zahlreiche politische Reden, die von unterschiedlichsten künstlerischen Darbietungen begleitet wurden. Im Laufe des Abends ergriff auch das Staatsoberhaupt das Wort und dankte in

seiner Ansprache den Pfälzern, die in großer Zahl auf dem Pressefest erschienen waren, für ihren Einsatz bei der Wahrung der Einheit des Reiches: *So soll der heutige Abend unseren Mitbürgern aus der Pfalz und vom Rhein die Gewißheit geben, daß (…) das ganze deutsche Volk mit ihnen fühlt, zu ihnen steht und entschlossen ist, ihnen zu helfen …*.[24] Offenbar gefiel Ebert, der sich zu fortgeschrittener Stunde in das Weinzimmer des »Rosengartens« zurückzog, die Veranstaltung, denn er soll die Abreise wiederholt hinausgeschoben haben.[25]

Tod und Nachleben

Fast genau ein Jahr später verstarb Friedrich Ebert am 28. Februar 1925 an den Folgen einer verschleppten Blinddarmentzündung. Im Zuge eines der vielen Gerichtsverfahren, die der Präsident infolge der gegen ihn gerichteten Verleumdungskampagne führen musste, hatte er seine Gesundheit vernachlässigt, weil er in der Öffentlichkeit nicht als Drückeberger dastehen wollte.

In Mannheim wurde die Nachricht vom Tod des Staatsoberhaupts mit großer Bestürzung aufgenommen. Am Todestag wurde an sämtlichen öffentlichen Gebäuden der Stadt auf Halbmast geflaggt und auch einige Privathäuser zeigten Trauerflor. Zudem blieben an diesem Tag das Theater und die Lokale der Stadt geschlossen.[26] Am 2. März 1925 fand eine Trauerkundgebung für das verstorbene Staatsoberhaupt im Mannheimer Bürgerausschuss statt. Allerdings nahmen nicht alle Stadtverordneten an der Gedenkveranstaltung teil. Die DNVP war nur durch ein Mitglied vertreten, die Kommunisten blieben der Trauerfeier geschlossen fern. In seiner kurzen Gedenkrede ging Oberbürgermeister Theodor Kutzer zunächst auf den Charakter des Verstorbenen ein: *Ein Mensch, schlicht und natürlich, ohne Pose, (…), ein kluger Mann von einem ganz sicheren Auftreten, von einem ganz klarem Urteil, von offenbarer Größe, bei dem Vornehmheit wie selbstverständlich dem rein Menschlichem entquoll. Nichts von Überheblichem lag ihm*. Dann hob er die Verdienste Eberts nach

Grundsteinlegung der Friedrich-Ebert-Brücke im November 1925. Neben mehreren Zeitungen, einigen Publikationen über die Stadt Mannheim sowie Banknoten und Münzen der 1920er Jahre wurde in die Kassette des Grundsteins auch ein Bild des verstorbenen Reichspräsidenten eingelegt (StadtA MA, Bildsammlung, Kleinformate, 13133).

dem Zusammenbruch im November 1918 hervor, als er einen Bürgerkrieg verhindert, die Einheit des Landes bewahrt und die Wahl der Nationalversammlung in die Wege geleitet habe: … *nur ein so lauterer Mann von hoher staatsmännischer Einsicht, ein unbeugsamer entschlossener Charakter, vermochte gegen so Viele das Schiff aus Sturm und Brandung in den Hafen der Verfassung von Weimar zu steuern. Unser Reich, jedes Land, jede Gemeinde, jeder Deutscher müssen um dieser einen großen Tat willen, die deutsche Art und Kultur rettete, dem entschlafenen Reichspräsidenten unauslöschlichen Dank zollen.*[27]

Wenige Monate nach dem Tod des Reichspräsidenten entschied das Gemeindeparlament der Quadratestadt, die in der Planung befindliche dritte Neckarbrücke nach dem verstorbenen Staatsoberhaupt zu benennen.[28] Im November 1925 erfolgte die Grundsteinlegung und bereits im Dezember 1926 konnte das Bauwerk dem Verkehr übergeben werden.[29] Trotz der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und des Neubaus der Brücke zu Beginn dieses Jahrtausends führt das Bauwerk den Namen bis heute.[30] So bleibt der Name des ersten demokratisch gewählten Staatsoberhaupts Deutschlands in Mannheim lebendig.

Anmerkungen

1 Zu Wilhelm Strötz und der wahrscheinlichen Bedeutung Mannheims für den politischen Werdegang Eberts siehe: Jörg Schadt, Der erste Reichspräsident und Mannheim – Zur politischen Herkunft Friedrich Eberts, in: Mannheimer Hefte 1973, Heft 3, S. 20–26.

2 Vgl. Roland A. Münch, Von Heidelberg nach Berlin: Friedrich Ebert 1871–1905 (= Schriften der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 2), München 1991, S. 42f. und zuletzt Walter Mühlhausen, Friedrich Ebert 1871–1925 – Reichspräsident der Weimarer Republik, Bonn 2006, S. 45.

3 Vgl. Jeffrey Allan Johnson, Die Macht der Synthese (1900–1925), in: Werner Abelshauser (Hg.), BASF – Die Unternehmensgeschichte, München 2002, S. 117–219, hier S. 209f.; Elke Schneider, Die Oppauer Explosionskatastrophe von 1921, in: Geschichte der Stadt Mannheim, hg. von Ulrich Nieß/Michael Caroli, Band 3 1914–2007, Ubstadt-Weiher 2009, S. 64f.

4 Zu den Reisen Friedrich Eberts siehe: Bernd Braun, Integration kraft Repräsentation – Der Reichspräsident in den Ländern, in: Eberhard Kolb (Hg.), Friedrich Ebert als Reichspräsident – Amtsführung und Amtsverständnis (= Schriften der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 4), München 1997, S. 157–187, hier S. 163 und S. 185.

5 Mannheimer General-Anzeiger (infolge »MGA« zitiert), 26. September 1921, in: Stadtarchiv Mannheim (infolge »StadtA MA« zitiert), ZGS, S 1/2272.

6 MGA, 26. September 1921.

7 General-Anzeiger Ludwigshafen am Rhein, 26. September 1921; Pfälzische Post, 26. September 1921. Die Rede Eberts wurde auch im »Mannheimer General-Anzeiger« abgedruckt. Doch weicht die dortige Fassung von dem in Ludwigshafen veröffentlichen Text ab.

8 MGA, 26. September 1921, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

9 General-Anzeiger Ludwigshafen am Rhein, 26. September 1921; Pfälzische Post, 26. September 1921.

10 Bundesarchiv Berlin (infolge »BArch B« zitiert), R 601 (Büro des Reichspräsidenten/Präsidialkanzlei), 179 (Schreiben des Ludwigshafener Oberbürgermeisters Weiß an Ministerialdirektor Meissner [im Schreiben irrtümlich als Meister bezeichnet] vom 26. September 1921); Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin, R 118924 (Aufzeichnung Haniel an Minister, 29. September 1921sowie Haniel an Büro des Reichspräsidenten, 14. Oktober 1921).

11 Der Kaufmann Josef Levi (1863–1933) war in Mannheim Miteigentümer zweier Firmen für Schneiderbedarf. Er saß ab 1902 für die Sozialde-

mokraten als Stadtverordneter im Mannheimer Bürgerausschuss und übernahm kurze Zeit später auch den Fraktionsvorsitz. Von 1919 bis zu seinem Tod war er dann Mitglied des Mannheimer Stadtrats. Als Stadtrat vertrat er die Kommune in den 1920er Jahren in mehreren Wirtschaftsunternehmen und war auch im kulturellen Leben der Quadratestadt aktiv (Neue Mannheimer Zeitung [infolge »NMZ« zitiert], 15. Februar 1933, in: StadtA MA, ZGS, S 1/3963).

12 MGA, 26. September 1921, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

13 Vgl. Mühlhausen (wie Anm. 2), S. 606f.; Friedrich Walter, Schicksal einer deutschen Stadt – Geschichte Mannheims 1907–1945, Band 1, Frankfurt 1949, S. 392.

14 MGA, 13. Februar 1923, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

15 Friedrich Ebert, Schriften, Aufzeichnungen, Reden – mit unveröffentlichten Erinnerungen aus dem Nachlaß, hg. v. Friedrich Ebert jun., Band 2, Dresden 1926, S. 287–289, hier S. 288; siehe auch: MGA, 13. Februar 1923, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

16 Vgl. Mühlhausen (wie Anm. 2), S. 607.

17 MGA, 13. Februar 1923, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

18 Vgl. Walter (wie Anm. 13), S. 392–394; Wilhelm Kreutz/Hermann Wiegand, Kleine Geschichte der Stadt Mannheim, Karlsruhe 2008, S. 181. Erst nachdem unter Führung des Reichsaußenministers Gustav Stresemann eine Entspannung zwischen Deutschland und Frankreich einsetzte, räumten die Franzosen im Oktober 1924 die von ihnen besetzten Teile des Mannheimer Stadtgebiets.

19 Vgl. Mühlhausen (wie Anm. 2), S. 798.

20 Vgl. Christoph Popp, 1918–1933 – Die Weimarer Republik, in: Geschichte der Stadt Mannheim, hg. von Ulrich Nieß/Michael Caroli, Band 3 1914–2007, Ubstadt-Weiher 2009, S. 50–208, hier S. 67.

21 BArch B, R 601 (Büro des Reichspräsidenten/Präsidialkanzlei), 184 (Einladungsschreiben der Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen des »Reichsverbands der deutschen Presse« an Reichspräsident Ebert vom 28. Januar 1924).

22 MGA, 3. März 1924.

23 MGA, 1. und 3. März 1924.

24 Friedrich Ebert (wie Anm. 15), S. 319–322, hier S. 321; siehe auch MGA, 3. März 1924.

25 Eberts Salonwagen, mit dem er von Berlin nach Karlsruhe gefahren war, wartete in Heidelberg auf ihn, von wo aus er sich in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages zu einer mehrtägigen Kur nach Freudenstadt begab (BArch B, R 601 [Büro des Reichspräsidenten/Präsidialkanzlei], 184 [Schreiben von Oberregierungsrat Scheehl an Staatsekretär Meissner mit dem Reiseplan der geplanten Fahrt vom 27. Februar 1924]).

26 NMZ, 28. Februar 1925, in: StadtA MA, ZGS, S 1/2272.

27 NMZ, 2. März 1925, vgl. Friedrich Walter, Schicksal einer deutschen Stadt – Geschichte Mannheims 1907–1945, Band 2, Frankfurt 1950, S. 298.

28 Noch bevor der Stadtrat und der Bürgerausschuss im Juli bzw. August 1925 den Bau der Brücke durch Beschluss offiziell in Auftrag gaben, wurde die projektierte Brücke schon im Juni 1925 in der Presse als »Friedrich-Ebert-Brücke« bezeichnet (so NMZ, 22. Juni 1925, in: StadtA MA, ZGS, S 2/302).

29 NMZ, 28. November 1925 und 24. Dezember 1926, in: StadtA MA, ZGS, S 2/302.

30 Zwischen 1933 und 1945 trug die Brücke den Namen »Adolf-Hitler-Brücke«. Im Zuge des Wiederaufbaus wurde im April 1946 auch die an die Brücke anschließende »Kronprinzenstraße« in »Friedrich-Ebert-Straße« umbenannt. 1962/63 wurde das Bauwerk durch eine zweite Brücke erweitert und schließlich 2007 durch einen Neubau ersetzt.

Für Hinweise und Anregungen danke ich PD Dr. Walter Mühlhausen (Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte Heidelberg), Dr. Stefan Mörz (Stadtarchiv Ludwigshafen) sowie Dr. Hans-Joachim Perrey (Unternehmensarchiv der BASF SE)

Anschrift des Autors:
Dr. Sebastian Parzer
Im Valtert 23
74847 Obrigheim / Baden

In Wieden

Nach Aufzeichnungen von Conrad Gröber

Johannes Werner

Das alemannische Land hat vielerlei Täler, Ecken und Winkel. Aber jedes alemannische Tal, auch das engste, hat seine Öffnung nach der Welt …

Hermann Hesse, Alemannisches Bekenntnis (1919)

In Wieden, einem sonst nicht sehr bekannten Dorf im Schwarzwald, amtierte von 1884 bis 1892 der Pfarrer Konrad Gröber. Er stammte aus Meßkirch und hatte dort einen Bruder, der Alois hieß und Schreiner war; und dieser hatte eine Tochter und zwei Söhne, von denen einer wiederum Konrad hieß.[1] Auch dieser Konrad wollte Priester werden; der Vater war dagegen, der Onkel in Wieden aber dafür, und daher ging's dann doch von Meßkirch nach Konstanz aufs Gymnasium, nach Freiburg auf die Universität, und schließlich sogar noch nach Rom ins ›Collegium Germanicum et Hungaricum‹. Dort hat der junge Gröber von 1893 bis 1898 ein Tagebuch geführt, das ein Rom beschreibt, das es längst nicht mehr gibt; das aber auch, aus der Erinnerung, die Orte beschreibt, an denen er seine Kindheit und Jugend verbrachte – und so auch Wieden.[2]

Herrliche Ferien

»Herrliche Ferien beim ›Pfarronkel‹ in Wieden, einem stillverträumten Örtchen zwischen dem Belchen und Schauinsland. Einsames, langgezogenes Tal, abgeriegelt im Westen vom Wiedener Eck, das die Wasserscheide für die von Johann Peter Hebel besungene ›Wiese‹ bildet. Die Schwarzwaldhäuser liegen an den Abhängen zerstreut mit verwitterten, mächtig ausladenden Schindel- und Strohdächern und weißlich rauchenden Kaminen. Kleine, eingehegte Gärten blühen und reifen in den kurzen Sommermonaten davor. Ringsum ansteigende, gewellte, sattgrüne Matten, von wenigen Kartoffeläckerchen durchsprenkelt. Da und dort eine Tanne oder ein anderer vereinzelter wetterfester Baum. In der Talsohle der spiegelklare, forellenreiche Bach, der lustig murmelnd über die glattgewaschenen großen Steine springt. Die Kirche unten abseits der granitnen Landstraße, die sich in bequemen Kehren zum Wiedener Eck hinaufschlängelt. Daneben das Schulhaus und Pfarrhaus, einander leider nicht immer freundlich gesinnt. Namentlich an den südlichen Talhängen aber hoch oben in der Nähe des Tannenwaldes reifen im Sommer weite Strecken milchig blauer Heidelbeeren, um die sich kein Mensch zu kümmern scheint. Nicht einmal die kleinen schwarzweißen Schwarzwaldkühe, die, vermischt mit einigen langhaarigen, bärtigen Ziegen, auf den dorffernen Matten tagsüber grasen. Ihre wenig melodischen Glockenklänge und der lockende oder scheltende Ruf des Hirtenbuben und sein Blasen auf einem Horn aus gewundener Weidenrinde stören mich dann und wann in meiner seligen Träumerei. Ich sitze stunden-, ja halbe Tage lang auf einem einsamen verkrüppelten Baum und lese Wilhelm Hauff, Adalbert Stifter, K. Fr. Weber, Heinrich Hansjakob, Bolanden und alles, was

Konrad Gröber als Alumne des ›Collegium Germanicum‹ in Rom; vorne rechts, mit verschränkten Armen. Foto: Erzbischöfliches Archiv Freiburg

zu, wo schon einige andere seines Gelichters mit den Schnäbeln im Grase nach einem sich krümmenden Würmlein erbarmungslos stochern. Oder eine Elster schreckt mich auf, die ich, gleich meiner Mutter, abergläubisch hasse. Oder ich male mir meine Zukunft romantisch aus, oder ich ersinne unterhaltsame Geschichten, die immer an Erlebtes anknüpfen, oder ich fülle mein kleines verschwiegenes Notizbuch mit – wie mir dünkt – nicht üblen deutschen und lateinischen Versen. Oder ich schwelge ich an derartigem in der Bibliothek meines gastlichen Vetters entdecke. So beglückt wie damals war ich vorher beim Lesen noch nie. Das Gymnasium hatte mir Goethe und Schiller durch seine philologische Zerstückelung und weltanschauliche Verhimmelung verleidet. […] Hier aber war ich mein eigener Herr und König und konnte trinken, nicht nur löffelweise wie eine vom Doktor verschriebene Medizin, nein, trinken wie unten am Bach oder an der Röhre am Dorfbrunnen, so oft ich Durst hatte und so viel ich wollte. Wenn ich aber nicht las, lag ich stundenlang auf dem Rücken im weichen, warmen Gras und schaute hinauf zu der bergumsäumten dunklen Bläue oder zu den Wolken, die wie Schwäne über die Wälder, Berge und Täler lautlos dahinzogen oder wie riesige Segelschiffe, vom dunklen Osten kommend, der Rheinebene zu verschwanden. Arnika blüht in der Nähe. Ein Habicht kreist spähend in der Höhe. Ein Rabe krächzt widerlich im nahen Wald und flattert mit langsamen Flügelschlägen einer Wiese im Lob, das mir ein benachbarter Pfarrer für ein gut kopiertes Christusbild zollte, woran er die Bemerkung knüpfte, dass ich das Zeug für einen ›Kupferstecher‹ hätte. Der Stundenschlag auf dem holzverschalten Turm mahnt zur Heimkehr. Also auf! Und schnurstracks im Galopp über Stock und Stein in die Tiefe, wo der Pfarrhund, der ›Ami‹, mich schon erwartet und an meinen Knien hinaufspringt. Da stehen auch schon die beiden Brüder Walleser, Söhne des wackeren Waldhüters, vor der Türe, denen ich ›Stunden‹ in Latein als Stellvertreter meines Onkels zu geben habe. Es sind zwei kräftige, tüchtige, klare Schwarzwälder, die diesen Herbst bei den Kapuzinern im Elsass eintreten wollen. Baden hat ja bis zur Stunde nicht den Großmut, den Ordensleuten, Söhnen deutscher Stämme und Erde, eine bescheidene Niederlassung zu gestatten. Es war ›in der Wiede‹ einsam, aber schön!«[3]

Man sieht: Gröber war ein literarisch (und übrigens auch künstlerisch und musikalisch) überaus begabter Mensch; er schrieb gut,

auch weil er viel las, weit mehr als es von einem Kind einfacher Eltern und einstweiligen Schüler zu erwarten war.

Nach den letzten Ferien

Nach den letzten Ferien in Wieden, 1892, ging Konrad Gröber zum Studium nach Freiburg; d.h. er und sein gleichnamiger Onkel, der Pfarrer, gingen zusammen, zu Fuß. »Wir stiegen über die dem Fremden noch kaum bekannte Wiedener Höhe und dann über den langgestreckten Rücken des Schauinsland talwärts. Die Berge standen herbstlich sattgrün. Die Schwarzwaldhäuser duckten sich an den sonnenhellen oder beschatteten sanften Halden, die zerstreuten Herden weideten in den tiefen, fast baumlosen Mulden, die fernen Wälder hoben sich schwarz und gezackt vom tiefblauen Horizont ab. Stille ringsum, nur unterbrochen durch das unterhaltsame, bald ernst mahnende und aufklärende, bald heitere und humorvolle Wort meines priesterlichen Wohltäters. Und nun stieg der Freiburger Münsterturm vor uns auf. Wunderbar!«[4]

Der Onkel selbst

Der Onkel selbst galt »als seeleneifriger Priester, aber auch als ein origineller Kauz, als ein witziger Erzähler, der seinesgleichen im badischen Klerus sucht«. Und damit nicht genug. »In seinen freien Stunden, zumal im Winter, sägt er nach eigenen Entwürfen aus. Das ist seine ausgesprochene Liebhaberei. Er behauptet sogar, ein Steckenpferd müsse ein jeder geistliche Mensch, zumal in einer Landpfarrei, haben. Das bewahre nicht nur vor der Langeweile, sondern lenke auch von manchem Abwegigen, Gefährlichen und Törichten ab. Bessere Arbeiten als seine Sägereien habe ich bisher nirgendwo gesehen. Da steht in seinem ›guten Zimmer‹ das leibhaftige Freiburger Münster in genauester Nachbildung bis in die figürliche Einzelheit auch des wunderbaren Turms. Schade, dass er nur Dompfaffen darin beherbergt. Sie gefallen zwar durch ihr eitles Gewand, singen aber bekanntlich schlecht. Auch die Wellensittiche, die er früher darin zog, unterscheiden sich von ihnen nur durch ihre herrlich grüne Farbe.«[5]

Ein Pfarrer war, soziologisch gesehen, immer ein Außenseiter; einer, der von draußen und von droben kam. Aber er ermöglichte denen, deren Welt das Dorf war, den Blick und oft auch den ersten Schritt in eine andere Welt, zeigte und bahnte ihnen den Weg.[6] Darüber später mehr; denn hier kommen wieder die Brüder Walleser ins Spiel.

Die Brüder Walleser

Der Onkel gab ihnen Stunden in Latein, um sie so auf eine geistliche Laufbahn vorzubereiten; und der Neffe ging ihm gern zur Hand. Die Beiden wollten, warum auch immer, Kapuziner werden, aber die Orden, zumal die männlichen, waren damals in Baden verboten.[7] Die Kapuziner wichen ins Elsass aus und gründeten eine Schule in Königshofen bei Straßburg und ein Noviziat in Sigolsheim, und dort traf dann, nach einem Umweg über Sasbach und über Werne in Westfalen, zunächst der 1874 geborene Peter ein, der 1894 in den Orden eintrat und von nun an Salvator hieß. (Der jüngere Bruder Cölestin folgte ihm unter dem Namen Sixtus im Jahre 1900.) Nach verschiedenen Verwendungen in Deutschland ging er 1906 als Missionar in die Südsee, auf die Karolinen und Marianen; 1912 wurde er zu deren erstem Apostolischen Vikar und zugleich zum

S. Exzellenz Bischof Salvator Petrus Walleser O. M. Cap. Apostolischer Vikar von Tsinchow (Tienshui).

Titularbischof von Tanagra ernannt. Dort tat er sich, unter anderem, dadurch hervor, dass er eine Grammatik und ein Wörterbuch der Palau-Sprache verfasste. Da sich die deutschen Missionare nach 1915 aus der Südsee zurückziehen mussten, wirkte Walleser als Weihbischof in Brooklyn in den USA, ging aber 1922, wiederum als erster Apostolischer Vikar, nach Tsinchow (=Tienshui) in der chinesischen Provinz Kansu, wo er am Neujahrstag des Jahres 1946 starb und wo er auch begraben wurde.[8]

Perspektiven

Wie konnte der Sohn eines einfachen Wiedener Waldhüters – und er hatte ja noch neun Geschwister, von denen vier freilich früh starben – Bischof in China werden? Nur weil die katholische Kirche im ländlichen Raum nach Begabungen suchte und sie förderte, wo sie sie fand; ihre Agenten waren die Pfarrer, die oftmals denselben Weg gegangen waren.[9] Sogar die nachgeborenen Bauerntöchter, die nicht als Magd, als Dienstmädchen oder in der Fabrik enden wollten, konnten es weit bringen, konnten in einem Orden fast alles werden: Küchen-, Kinder-, Krankenschwester, ja sogar Missionsschwester in fernen Ländern. Die Kirche bot denen eine Perspektive, die sonst keine hatten. Die Zeiten haben sich geändert.[10]

In die Fabrik, eine Seidenfabrik, waren auch die vier Schwestern der Brüder Walleser gegangen, bevor sie bei den ›Schwestern vom Allerheiligsten Heiland‹ eintraten, deren Mutterhaus sich im elsässischen Oberbronn befand. Eine von ihnen wurde Provinzassistentin in Bühl, eine andere staatliche Industrielehrerin in Mundenheim, die beiden übrigen Oberinnen in Neustadt a.d.H. und in Heidelberg.

Und Gröber, der Sohn eines Schreiners aus Meßkirch? Kaum wusste er, wie ihm geschah, als er nach Rom gelangte; dass er aber 1932 noch Erzbischof von Freiburg werden würde, ahnte er nicht einmal.[11] Er werde, so dachte er damals, »voraussichtlich kein ›Held‹ und kein ›Großer‹ im Reiche der Kirche«, sondern, zumindest zunächst, als schlichter Priester im Schwarzwald wirken, wo im Oktober »der Schnee bereits fällt und die Wege und Weiten verweht«; und er stellte sich vor, dass er »etwa im Schwarzwald oder in der noch kälteren Baar in aller Herrgottsfrühe schon durch metertiefen Schnee in eine entfernte Filiale stapfen« müsse. So wie der Pfarrer von Wieden.

Anmerkungen

1 Die Schreibweise ›Conrad‹ nahm er erst viel später an.

2 Die folgenden Zitate sind, sofern nicht anders angegeben, diesem Tagebuch entnommen, das Gröber ein halbes Jahrhundert später wieder hervorgeholt und als hektographiertes Typoskript veröffentlicht hat – leider mit vielen, aus den Umständen erklärlichen Mängeln, die der Verf. aufgrund der erhaltenen Exemplare (u.a. BLB Karlsruhe, Sign. 048B7) und anderer, vor allem römischer Quellen weitgehend beheben konnte. In der von ihm erarbeiteten Fassung soll das Tagebuch im Frühjahr 2012 im Verlag Herder in Freiburg erscheinen.

3 Aber beschwerlich war es auch, besonders für den Pfarrer. Zur Gemeinde gehören das Dorf Oberwieden, die Weiler Hüttbach, Lailehäuser, Laitenbach, Neßlerhäuser, Säge und Warbach, die Zinken Bühl, Graben, Rütte und Ungendwieden, die Höfe Mittelbach, Neumatt und Schwaine und die Häuser Beckenrain, Eckle (Sommereckle), Königshütte, das sich zum Teil auch auf Utzenfelder Gebiet erstreckt, Niedermatt, Scheuermatt, Steinen, Wiedener Eck und Wiedenmatt. – Gröber starb, 57 Jahre alt, 1901 als Pfarrer von Hepbach bei Markdorf (Necrologium Friburgense in: FDA N.F. Bd.7 [1906], S.15). Wenige Jahre zuvor, 1898, hatte er seinem Neffen noch die Primizpredigt halten können.

4 Hirtenbrief vom 27. Januar 1942. In: Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 3/1942, S.13–23; hier S.16f.

5 Der Onkel hatte, aus seiner Sicht, recht. Auch der Regens des Münchner Priesterseminars, das Joseph Bernhart besuchte, »wußte von den leeren Stunden des Zölibatärs« und warnte vor ihnen. »Um mit Gefühlen der Vereinsamung fertig zu werden, brauche der Pfarrer irgendwelche Liebhaberei. ›Auf dr kleine Pfarrei werdet Täg kommen, da standet S'scho in der Früh um 8 Uhr unter der Haustür, d'Händ in da Hosentasch, und fraget S': Jatz, was tun mer heut?‹« (Joseph Bernhart, Erinnerungen. 1881–1930. Hrsg. von Manfred Weitlauff. Weißenhorn 1992, S.209).

6 Vgl. Johannes Werner, Respektspersonen. Pfarrer und Lehrer im Dorf. In: Allmende 26/27 (1990), S.165–172.

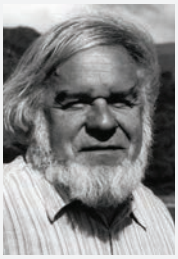
7 Vgl. z.B. Heinrich Hansjakob, Rede über Einführung religiöser Orden in Baden. Freiburg 1888; ders., Der Kapuziner kommt! Ein Schreckensruf im Lande Baden. Freiburg 1902.

8 Vgl. F. Schlatter u.a., Ein badischer Missionsbischof als Jubelpriester. In: St. Konradsblatt 33/1926, S. 441–443; Gonsalvus Walter O.M.Cap., Gotteskampf auf Gelber Erde. Festgabe zum Silbernen Bischofsjubiläum Sr. Exzellenz Salvator Petrus Walleser O.M.Cap. Paderborn 1938; bes. S.4, 32, 150–152; Art. ›Walleser‹ in: Badische Biographien Bd.4. Hrsg. von Bernd Ottnad. Stuttgart 1996, S.305–306 (Clemens Siebler).

9 Vgl. z.B. Gerhard Merkel, Studien zum Priesternachwuchs der Erzdiözese Freiburg 1870–1914. In: FDA 94 (1974), S.5–269.

10 Vgl. z.B. Johannes Werner, Die guten Schwestern. Aufstieg und Niedergang der Frauenorden in der Ortenau. In: Die Ortenau 89 (2009), S.361–370.

11 Dabei hat gewiss die mehrtägige Rundreise durch den Schwarzwald eine Rolle gespielt, die er 1929 mit dem Apostolischen Nuntius Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., unternahm. – Hier ist natürlich ein anderer zu erwähnen, der ebenfalls als Sohn eines Meßkircher Handwerkers (eines Küfers) zur Welt kam, über Konstanz (wo er Gröbers Schüler war) nach Freiburg kam und Priester werden wollte (es dann aber doch nicht wurde); der sich ebenfalls als halber Schwarzwälder fühlte und seine Laufbahn und sein Leben in Freiburg beendete: Martin Heidegger.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21
76477 Elchesheim-Illingen

Badische Schriftsteller und Denker über Russland und russisches Denken

Ursula Speckamp

Hinführung: Greif und Zarenadler

Die enge Verbindung zwischen Baden und Russland besteht seit langem. Doch zwischendurch war sie unterbrochen. Seit dem Ende der Sowjetunion sind russische Gäste und Bewohner wieder zahlreich vor allem in Baden-Baden anzutreffen. Trotz der Unterbrechung blieb das Bewusstsein über Baden-Baden in Russland aber lebendig. Schon allein dadurch, dass der Schulunterricht in klassischer Literatur, selbst in der sowjetischen Zeit, intensiv war, begegneten die jungen Russen immer wieder Baden-Baden.

Die Unterbrechung setzte jäh mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs ein. Von der Oktoberrevolution wurden die Wohlhabenden, die russische Schriftsteller von Weltgeltung nach Karlsruhe und Baden-Baden gezogen hatten, weggefegt. Nach dem Ende der Sowjetunion erschienen russische »Oligarchen«. Diese führten sich nicht immer erfreulich auf (Jelzin-Zeit). Inzwischen sind an deren Stelle reiche gebildete russische Gäste gerückt. Sie kaufen alte vernachlässigte Villen und lassen sie nach Denkmalsgesichtspunkten in altem Glanz neu erstrahlen. Doch leider werden die Russen von den heutigen Visums- und Aufenthaltsbestimmungen der Bundesrepublik Deutschland gegenüber anderen Staatsangehörigen benachteiligt. Die Aufenthaltsbedingungen, wie sie unter dem Greif gewährt wurden, sind bei weitem noch nicht wieder hergestellt. Demgegenüber trägt zu einer Vertiefung der deutsch-russischen Kulturbeziehungen u. a. der deutsch-russische Master-Studiengang der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg über Literaturwissenschaft seit dem Wintersemester 2008/09 bei. Gegenstand des Studiums sind die russisch- und die deutschsprachige Literatur im interkulturellen Vergleich. Im Freiburger Uni-Magazin 4/08 heißt es dazu: »Die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland blicken auf eine lange Geschichte zurück. Russland ist einer der wichtigsten Partner für Deutschland, sowohl in kultureller als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Insofern sind vertiefte Kenntnisse Russlands und seiner Kultur für deutsche Studierende von enormem Vorteil.« Die Freiburger und die Moskauer Studierenden verbringen ein Semester an der jeweils anderen Universität. Leiterin der deutschen Seite ist Prof. Dr. Elisabeth Cheauré.

Um die nach Baden-Baden »zurückkehrenden« und überhaupt die in Deutschland in wachsender Zahl anzutreffenden Russen besser zu verstehen, nehmen wir zunächst Bezug auf den Beginn der dynastischen Verbindungen zwischen dem Zarenhof und dem badischen Hof.

Von da aus – späterhin verfestigt durch weitere Eheschließungen zwischen den Höfen – entstanden gewichtige kulturelle, besonders literarische Beziehungen.[1] Karlsruhe, Baden-Baden und Heidelberg waren die bedeutendsten Orte badisch-russischer Begegnung. Karlsruhe war Residenzstadt; es besaß die erste deutsche Technische Hochschule,

die russische Studenten anzog; es hatte eine russische Druckerei. Dort erschienen Werke des Dichters und Übersetzers Žukovskij, erschien erstmals Lermontovs »Der Dämon«, ließ Turgenev eine fünfbändige Gesamtausgabe seiner Werke drucken. An der Universität Heidelberg studierten viele junge Russen vor allem Chemie, Physik, Medizin – und sozialistische Ideen, die von hier nach Russland eingeschleust wurden. Die russischen Studenten gründeten eine eigene Bibliothek. Sie wurde später der wertvolle Kern des Slawischen Seminars der Universität. Die badisch-russischen Beziehungen trugen dazu bei, dass sich in der Folge die russische Weltliteratur, russisches Denken in Deutschland verbreiteten und zahlreiche Leser, darunter viele Schriftsteller und Denker, beeinflussten. Dieser Weg wird von uns aus badischer Sicht verfolgt. Auf das Gewicht Russlands und des Russischen für Deutschland heute hinweisend hebt der »Bildungsplan 2004« Baden-Württemberg für das allgemein bildende Gymnasium hervor: »Russisch ist eine der Amtssprachen der UNO und Arbeitssprache des Europarats. Als Brückensprache zu der nach Zahl der Sprecherinnen und Sprecher größten europäischen Sprachfamilie, der der slawischen Sprachen, deren Bedeutung im zusammenwachsenden Europa ständig zunimmt, leistet das Russische einen wichtigen Beitrag zur angestrebten gesamteuropäischen Mehrsprachigkeit. Es eröffnet nicht nur den Zugang zu Russland und der neu entstandenen russischen Kultur in Deutschland, sondern auch zum gesamten eurasischen Sprachraum.«[2] Diesen Überlegungen folgend haben bereits viele Gymnasien Russisch als Fremdsprache eingeführt. Baden hinkt noch hinterher. Dabei kann gerade hier, wie unsere kleine Abhandlung zeigen soll, an Grundlegendes aus der Vergangenheit angeknüpft werden, das auf eine gesamteuropäische Zukunft hinleitet. Der Kürze halber greifen wir nur wenige Schriftsteller und Denker heraus.

1793 heiratet Großfürst Alexander von Rußland (1777–1825) die badische Prinzessin Luise (1779–1826), die beim Übertritt zum russisch-orthodoxen Glauben den Namen Elizaveta Alekseevna erhielt. Zarin Katharina II., eine Deutsche aus dem Hause Anhalt-Zerbst, die 1765 eine der Bürgen des Erbvertrags zwischen Baden-Durlach und Baden-Baden war, hatte die beiden Schwestern Luise und Friederike aufgrund ihrer vorher eingetroffenen und begutachteten Bilder aus Karlsruhe nach Petersburg kommen lassen. Ihre Wahl und die Wahl ihres Enkels Alexander fiel auf Luise. 1801 bestieg Großfürst Alexander aus dem Hause Romanov als Alexander I. 24-jährig den Zarenthron, an seiner Seite die 22-jährige Elisaveta.

Als Frankreich durch Napoleon und seine Armee einen großen Teil Europas mit Krieg überzog, wurde die Lage Badens, das aufgrund früherer französischer Expansion an Frankreich angrenzte, prekär. Umso wichtiger erwies sich die verwandtschaftliche Verbindung mit dem russischen Großfürsten- bzw. Zarenhaus. Die Entstehung des Großherzogtums Baden aus der Markgrafschaft Baden 1806 war zu einem beträchtlichen Teil dem Einfluss des Zaren zu verdanken. Als Mitglied des Napoleons Macht entsprungenen Rheinbundes war Baden schließlich gezwungen, für Napoleon Truppen zu stellen, die 1812 gegen Russland marschieren mussten. Nach dem Untergang der »Grande Armée« im Russlandfeldzug und nach erneutem Einfall Napoleons in Deutschland gelang es den Truppen der nun verbündeten Staaten Russland, Preußen und Österreich, Napoleons Armee zurückzudrängen. Baden schloss sich am 15. November 1813 den Verbündeten an.

In Freiburg trafen Dezember 1813/ Januar 1814 der österreichische (bis 1806 deutsche) Kaiser Franz II., der russische Zar Alexander I. und eine preußische Delegation unter König Friedrich Wilhelm III. zusammen. In den Stäben befanden sich führende Persönlichkeiten: Metternich, Schwarzenberg (Österreich); Nesselrode[3] , Razumovskij[4] (Russland); Hardenberg, Wilhelm von Humboldt (Preußen) u. a.. Gemäß den einige Wochen vorher in Frankfurt a. M. erzielten und in Freiburg i. Br. endgültig abgestimmten Vereinbarungen, die auf russischer Seite durch den Hof von Karlsruhe und die badenbürtige Zarin von badischen Interessen inspiriert waren, griff die Armee der Verbündeten die napoleonischen Truppen bei Basel durch die Burgundische Pforte an und überquerte bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz den Rhein. Die Verbündeten marschierten auf verschiedenen Wegen nach Paris, besiegten die französische Armee und nahmen Paris ein. Der 1806 erreichte Gebietsumfang des nach den Befreiungskriegen aufblühenden Baden wurde durch den Einsatz des Zaren gesichert. Er wurde als Bewahrer Badens gefeiert. »Hoch lebe Kaiser Alexander, er ist unser bester Verwandter!«, hieß es.[5] 1857 und 1863 wurden zwei weitere Ehen zwischen Mitgliedern des Zarenhauses und dem Hause Baden geschlossen.

1. Johann Peter Hebel (1760–1826)

1807 wurde Hebel zum Schriftleiter des »Badenschen Landkalenders« berufen, der ab 1808 unter dem Titel »Rheinländischer Hausfreund« erschien. Hebel war über viele Jahre hinweg dessen Hauptautor. Ihm ist es zu verdanken, dass der Kalender weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurde – Goethe bestellt 1810 eigenhändig einen »Rheinländischen Hausfreund« –, sich die Auflagenziffer mehr als verdoppelte und zeitweise bei 50 000 Exemplaren lag. Nicht überraschend, dass Russland und Russen Thema einer Reihe von Beiträgen Hebels im »Rheinländischen Hausfreund« sind: Damit trägt Hebel der Lage Badens und den geschichtlichen Ereignissen Rechnung. »Ein wohlgezogener Kalender«, schreibt Hebel, hat »ein Spiegel der Welt« zu sein.[6] Denn auch der Bauer mag gerne wissen, was außer seiner Gemarkung vorgeht, erörtert Hebel in seiner gutachtlichen Begründung des Kalenders.[7] Es gibt von Hebel neun Erzählungen, die in Russland spielen oder in denen Russen als Hauptpersonen vorkommen, acht von ihnen sind als Kalendergeschichten erschienen, davon fünf ins »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes« aufgenommen; eine Erzählung wurde in den »Rheinblüten« (Karlsruhe 1818) veröffentlicht.[8] In den meisten Erzählungen lässt Hebel Russen auftreten, die in irgendeiner Weise vorbildlich sind. Bei diesen werden wir länger verweilen.

Den Anfang der Russlanderzählungen macht »Glück und Unglück« aus dem »Rheinländischen Hausfreund« auf das Jahr 1808. Am Schicksal zweier russischer Matrosen »in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken« zeigt Hebel »Glück im Unglück, und Unglück im Glück«. (114) Der Kalender für 1809 bringt aus Hebels Feder »Der Fremdling in Memel«, worin Zar Alexander I. als leutselig und humorvoll gezeichnet wird. »Vor einigen Jahren« kam ein Fremdling in einem Schiff aus Westindien in Memel an. (137) »Damals war der russische Kayser bey dem König von Preußen auf Besuch. Beyde Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung … als zwey rechte gute Freunde, bey einander am Ufer.« (137) Treuherzig ging der Fremde auf die Beiden zu und begann

ein Gespräch mit ihnen. Leutselig unterhielten sie sich mit ihm. (137f.) Nach einer Weile fragte der Fremde den einen, wer er sei. Auf dessen Antwort, er sei der König von Preußen, machte der Fremde vor dem König »ein ehrerbietiges Compliment«. (138) Als aber der König auf seinen Begleiter deutete und sagte: »Dieß ist Se. Majestät der russische Kayser«, da meinte der Fremde, die Beiden wollten ihn zum besten haben: »Bin ich deßwegen aus Westindien hierher gekommen, daß ich euer Narr sey?« (138) Der Versicherung des Kaisers, dass er tatsächlich derjenige sei, gab er kein Gehör mehr. Doch erfuhr er nachher im »Grünen Baum« die Wahrheit, »da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.« (138)[9] Mit »Suwarow« im Kalender 1809 und »Der General-Feldmarschall Suwarow« von 1811 setzt Hebel dem durch seine Siege gegen Frankreich auch Badnern bekannten russischen General Suvorov (1729–1807) ein Denkmal. »Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer.« (156) Suvorov war nach Hebel ein solcher Mensch. An einer Begebenheit aus dessen Leben zeigt der Dichter, dass Suvorov, der ein »scharfes und strenges Commando« hielt, sich unter sein eigenes Kommando stellte, als wenn er ein anderer wäre. (156) So verlangte er von sich, was er von anderen verlangte. Das andere »Stücklein von Suwarow« vermittelt ein Bild von Suvorovs Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Zum Beispiel: »Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. (…) Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.« (266)

»Der betrogene Krämer« (von 1811) führt den Leser auf einen Moskauer Jahrmarkt, wo die Schlauheit eines Soldaten über die Unredlichkeit eines Krämers siegt. (271ff.)

Dem Imperialismus Napoleons war eine große Zahl badischer Soldaten zum Opfer gefallen – getötet in Schlachten, vernichtet beim Rückzug aus Russland durch Hunger und Kälte. Andere waren in russische Gefangenschaft geraten. Um diese geht es in »Der Schneider in Pensa« aus dem Kalender von 1815. Hauptperson ist Franz Anton Egetmeier, »gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden«, der sich in der russischen Stadt Pensa eine respektable Existenz als Schneider aufgebaut hatte. (524) Weit um Pensa herum ist er bekannt als Retter in der Not durch Trost, Rat und Hilfe, daher: »Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld.« (523) Dabei ein »froher heiterer Sinn« und »ein Gemüth treu und köstlich wie Gold«. (523) Mit dem russischen Statthalter steht er auf Freundesfuß: »Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt.« (525) Als im Jahre 1812 Massen von Kriegsgefangenen nach Pensa gelangten, »kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offizier … ermattet, krank …, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an«. (524) Egetmeier eilte zum Statthalter »und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. ›Anton‹, sagte der Statthalter, ›wann hab ich euch etwas abgeschla-

gen.«« (526) Unter der Obhut von Anton Egetmeier wohl versorgt verbrachten die sechzehn Offiziere die Zeit ihrer Kriegsgefangenschaft in Pensa, bis sie nach Baden zurückkehren durften. (528)

Im Kalender auf 1819 – zwischen 1816 und 1818 hatte sich Hebel fast ganz von der Arbeit an dem Kalender zurückgezogen – erschienen noch zwei Russland betreffende Erzählungen. In der einen, »Die lachenden Jungfrauen«, geht es wieder um deutsche Kriegsgefangene, um Deutsche, die sich in Russland ansässig gemacht hatten und um einen noblen russischen Statthalter. Schauplatz der Erzählung ist Saratov im Jahr 1812, wo sich viele tausend unglückliche Kriegsgefangene sammelten. (579) Dort begibt es sich, dass zwei deutsche Kriegsgefangene, ein wohlbetagter Hauptmann und ein junger Leutnant, von zwei deutschen Familien aufgenommen werden. (584) Denen gab »der menschenfreundliche Statthalter … gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bey sich zu behalten, bis auf ein Weiteres«. (584) Die beiden Gefangenen blieben dort »bis die Engel des Friedens kamen«. (584) Da kehrte der Hauptmann nach Deutschland zurück, der Leutnant aber nahm Abschied von seinem Regiment und heiratete die Tochter seines Gastgebers – sie war eine der lachenden Jungfrauen – und blieb in Russland. (585) An der Wahrheit der Erzählung, betont Hebel, darf der geneigte Leser nicht zweifeln, dafür bürgen des Kalendermachers Beziehungen zu einem, der beim Russland-Feldzug dabei war: »Der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegs-Obristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obristen aber hat sie der Hausfreund«, der schon manches Täublein mit ihm verzehrt und manches Schöpplein mit ihm getrunken hat. (585)

»Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk« erzählt vom Edelmut eines russischen Adligen und vom Leichtsinn zweier polnischer Offiziere. Eingangs bekräftigt Hebel die Wahrheit des Erzählten durch seine Bekanntschaften, die ihn gewissermaßen mit Russland verbinden: »Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs-Hauptleuten bekannt seyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn.« (571f.) Zwei kriegsgefangene polnische Offiziere, deren Transport sich auf dem Weg in den Kaukasus befindet, werden in einem russischen Dorf bis zum anderen Morgen einquartiert. (572) Hebel merkt an, dass »die Polen und die Russen auf den blosen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn« sollen. (572)

»Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder, oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern.« (572) Für den Weitertransport beschenkte er die Polen mit »fünfhundert Rubel russischen Geldes«. (573) Der nächste Tagesmarsch der Gefangenen ging »nach einer alt-russischen Gränzfestung, nahmens Bobruisk«. (573) Da es, dort angekommen, noch nicht spät war, spazierten die Polen im Ort herum und suchten dann ein Wirtshaus auf, um auf die Ge-

sundheit ihres russischen Wohltäters zu trinken. (573) Dort saßen »viele russische Herrn« beisammen, redeten, tranken und spielten um Geld. Auch der »Wohltäter« stieß bald zu der Wirtshausgesellschaft, denn er wollte einen vergnügten Abend verbringen. Wen sieht er am Spieltisch sitzen und ein Dutzend Rubel nach dem anderen verspielen? Die beiden polnischen Offiziere. Als die letzte Kopeke dahin ist, schleichen die Polen trostlos zur Tür, jener russische Edelmann ihnen nach. »Und mancher geneigte Leser … freut sich schon, wie er Justitz machen, und den russischen Stab wird walten lassen.« (574) Aber nein, er begegnet den Offizieren voll gütiger Ironie, entschuldigt sich, dass er ihnen Geld gegeben habe, obwohl sie, wie es scheine, besser bei Geld seien als er gestern geglaubt habe. (574) Darauf ersetzt er ihnen »mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust«. (574) Mit Tränen des Dankes und der Rührung küssen sie ihm die Hände.

»Der Herr Charles«, 1818 in den »Rheinblüten« veröffentlicht, stellt einen »edlen russischen Fürsten« (621), einen gutherzigen polnischen Fuhrmann und einen mitleidigen französischen Kaufmann, den Herrn Charles, vor. Alle haben sie teil daran, dass vier französische Kinder in Petersburg eine neue Bleibe finden. Das trug sich so zu: Beim Brand von Moskau hatte eine französische Witwe mit fünf Kindern ihr Haus verloren und ihre gesamte Habe. Da sie sich den französischen Okkupanten gegenüber zu freundlich gezeigt hatte, war sie den Russen verdächtig geworden und sollte Russland verlassen. Unter Entbehrungen und Leiden war sie mit ihren Kindern schon bis Wilna gekommen, da »traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreyhundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle.« (621)

Sie entschied sich für Petersburg und machte mit einem polnischen Fuhrmann aus, »daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauf legen«. (621) Unterwegs nach Petersburg starben ein Sohn und die Mutter. Der Pole brachte die Kinder richtig nach Petersburg zu einem Herrn, der denselben Geschlechtsnamen hatte wie die Kinder: Charles. Doch stellte es sich heraus, dass er nicht mit den Kindern verwandt war. Dennoch nahm er die Kinder auf und gab dem polnischen Fuhrmann, der angesichts der Tatsache, dass Herr Charles gar kein Vetter war, auf seinen Lohn verzichten wollte, die Summe, die er mit der Französin abgemacht hatte.

2. Heinrich Hansjakob (1837–1916)

Bei Hansjakob tauchen Russen und Russland in Erinnerungen früherer Schwarzwälder Generationen auf; Russen und Russisches begegnen ihm persönlich während seiner Zeit als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe; russische Gestalten und Verhältnisse beschäftigen ihn als Leser russischer Schriftsteller.

Dass im Zuge der Befreiungskriege russische Truppen im Winter 1813/ 14 nach Baden gelangten, wurde eingangs schon gesagt. Zur Erinnerung der Kinzigtäler gehörte der »Russenrumpel«. Dieser, berichtet Hansjakob aus seiner Jugendzeit, »wälzte sich auch durchs schöne Tal, brandschatzte und setzte die friedlichen Bewohner in große Angst und Pein, von der meine Eltern noch vieles zu erzählen wußten. Die Mutter bewahrte noch

einen Silberrubel, den ein russischer Offizier ihr geschenkt, nachdem er ihren Vater hatte töten wollen.«[10] Ausführlicher wird Hansjakob an anderer Stelle: Im Seebenhof im oberen Kinzigtal, saß man – es war im Dezember 1813 – beim Mittagessen, als russische Soldaten über den Kniebis ins Kinzigtal einbrachen und auch den Seebenhof heimsuchten. Xaver Kaltenbach, Hansjakobs Großvater mütterlicherseits, Krämer in Haslach, der gerade beim Seebenbur auf Hausierhandel war, riet, die Russen gut zu bewirten. Das schlug ein. »Als sie gesättigt waren, nahm der Xaveri aus seiner Kiste die vorrätigen Tabakspäckle und schenkte sie den wildfremden Soldaten, deren Freude jetzt vollkommen war.« (ESch 156)[11] Am nächsten Morgen zog der Xaveri mit diesen Russen ins Tal und nach Hause. Hier bekam er Einquartierung. Der »Russenrumpel« war dem Krämer Kaltenbach eine Quelle reichlicher Einnahmen. (ESch 156) Ein russischer Offizier aber, der im Hause Kaltenbach einquartiert war, wollte den Xaveri dazu bringen, eine falsche Rechnung auszustellen. Als der Xaveri sich weigerte, einen Betrug zu begehen, drohte ihm der Offizier mit dem Säbel. Der Xaveri flüchtete und hielt sich drei Tage lang verborgen, bis der Offizier weiter gezogen war. (ESch 157) Hansjakobs Mutter aber, damals zwei Jahre alt, war der Liebling jenes Russen und erhielt von ihm zum Abschied einen Silberrubel, den sie ihr ganzes Leben hindurch aufbewahrte. (ESch 157) Aus seiner nächsten Verwandtschaft überliefert Hansjakob noch folgende Begebenheit: Während des »Russenrumpels« hatte der Eselsbeck, Hansjakobs Großvater väterlicherseits, »einen unartigen Kosaken kurz vor dem Abmarsch in den Keller gelockt und ihn dort eingesperrt, bis die andern fort waren. Mit Hilfe seiner Nachbarn züchtigte er dann den … Reitersmann und ließ ihn am andern Tag seinen Kameraden nachreiten. Am Abend noch kam aber ein Detachement Kosaken zurück und fahndete auf den Eselsbeck. Der konnte sich flüchten, und sein Bruder Toweis versteckte ihn einige Tage in seiner Mühle.«[12] Auch dem »Vetter Philipp« (Philipp Pfundstein), mit dem der Bub Heiner ins Holz gegangen war, stiegen Erinnerungen an die Russen auf. Auslöser war das Schnapstrinken des Vetters Philipp während einer Arbeitspause, gegen das der Heiner einwandte, der Lehrer in der Schule habe gelehrt, dass der Schnaps Gift für junge und alte Menschen sei. »Jetzt wurde der sonst schweigsame Vetter lebhaft und sprach: ›Euer Unterlehrer ist ein junger Mann und hat nicht erlebt, was ich. Ich habe den Russenrumpel mitgemacht als Kriegsfuhrmann. Die Russen haben Schnaps getrunken wie man Wasser trinkt, und der Schnaps hat ihnen die Kraft gegeben, dem größten Potentaten, dem Napoleon, und den Franzosen den Meister zu zeigen.‹ Nun glaubte ich dem Philipp; denn vom Russenrumpel und vom Napoleon hatte ich schon oft gehört.«[13] Eine weitere Erinnerung an den »Russenrumpel« notiert Hansjakob hundert Jahre nach diesem Ereignis. Im Februar 1914 besuchte ihn in seinem Haslacher Alterssitz der Gärtner Alexander Schöner, alter Haslacher, angehender Siebziger. Dessen Großvater Christian vom Kaiserleshof im Sulzbächle habe seinem Enkel Alexander viel vom »Russenrumpel« erzählt: Der Kaiserleshof sei damals wochenlang jede Nacht voll Russen gelegen. Sie hätten eine ansteckende Krankheit zurückgelassen, an der die meisten Menschen im Sulzbächle gestorben seien.[14] Anderer Art waren die Erinnerungen des Baptist Schindele, die der Student Hansjakob beim Biertrinken im Haslacher »Bayrischen Hof« zu hören bekam. Der Baptist hatte – wie etliche andere Schwarzwälder – in Russland mit Uhren gehandelt, viel verdient und wusste

von Russland zu erzählen. »Der Baptist wurde aber teufelswild, wenn ich nach meinen geographischen Studien in der Untersekunda seine Angaben über Russland rektifizierte. Er schwärmte für das Zarenreich, trank zur Erinnerung daran zu jedem Glas Bier ein Gläschen Schnaps und redete im tiefsten Brustton und feierlich, wie ein Orakelpriester, von den Herrlichkeiten an der Newa. Widersprach ich ihm, so fuhr er mich regelmäßig an: ›Du bist ein vorlauter Studentenbub und hast noch keinen Rubel gesehen.‹ «[15]

Als Abgeordneter der Katholischen Volkspartei musste sich Hansjakob häufig in Karlsruhe aufhalten. Während einer Sitzungsperiode ging ihm ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: Am Sonntag, 16. Dezember 1877, erlebte er einen russisch-orthodoxen Gottesdienst in der Hauskapelle des Palais, das der Bruder von Großherzog Friedrich, Prinz Wilhelm und seine Frau, genannt Prinzessin Wilhelm, geborene Romanovskaja-Leuchtenberg, eine Nachfahrin Zar Nikolaus I., bewohnten. (Res 224)[16] Prinz und Prinzessin Wilhelm kannte Hansjakob von Schloss Kirchberg bei Hagnau her, auf dem das Ehepaar meist im Sommer weilte. Auf seinem täglichen Spaziergang, der hinter dem Schloss vorbeiführte – Hansjakob war zu jener Zeit Pfarrer in Hagnau –, kam es öfter vor, dass Hansjakob dem Prinzen und seiner Frau begegnete. (Res 225) Über Prinzessin Wilhelm schreibt Hansjakob: Sie »ist eine der geistvollsten Frauen, die mir im Leben begegnet sind«. (Res 225)[17] Die edle Einfachheit der Kapelle des Karlsruher Palais wirkte auf Hansjakob »durchaus katholisch«. (Res 226) Der Geistliche gab Hansjakob einen Platz in dem Bereich des Chores, den nur der Priester betreten darf, damit Hansjakob alle Zeremonien sehen konnte. (Res 226) Hansjakob ist begeistert. Die heilige Handlung habe ihn so angesprochen, dass, wäre er nicht römisch-katholisch, er russisch- bzw. griechisch-orthodox sein möchte. »Über alle Beschreibung schön … war der altslavonische Chorgesang; ich habe in meinem Leben nicht schöner in einer Kirche singen hören. Der lateinische Ritus muß entschieden gegen diesen … zurücktreten, welcher ihn an feierlicher Ruhe und äußerer Hoheit übertrifft.« (Res 226f.) Nach dem Gottesdienst war Hansjakob noch zur Tafel geladen. Dabei lernte er den russischen Geschäftsträger für Baden, Koloszyn,[18] kennen. Die umfassenden Kenntnisse und die hohe Bildung dieses Diplomaten beeindruckten Hansjakob. »Trotzdem dieser Herr geborener Kosake ist, spricht er nicht nur vortrefflich hochdeutsch, sondern auch alle süddeutschen Mundarten und ist über alle Verhältnisse in Deutschland, selbst über den Kulturkampf, besser auf dem Laufenden als mancher Abgeordnete. Die Geschichte der katholischen Kirche aber kennt er gründlicher, denn manche Professoren des modernen Staatsrechts.« (Res 228) Über das Verhältnis der katholischen Kirche zum Zarenreich, bzw. über das Verhältnis Russland-Polen hörte Hansjakob von Koloszyn der in Deutschland veröffentlichten Meinung Widersprechendes. Daraufhin nimmt Hansjakob »soviel als feststehend an, daß die Dinge in Polen vielfach anders liegen dürften, als wir sie in unseren Tagesblättern geschildert finden«. (Res 229)

Hansjakob war ein eifriger und umfassend interessierter Leser. Leider versagten ihm im Alter die Augen oft den Dienst: »Eine Lieblingsbeschäftigung war mir von jeher das Lesen. Aber dieses tut seit vielen Jahren auf die Dauer meinen Augen so weh, daß sie sich trüben und, wenn ich nur eine halbe Stunde lese, schmerzen. Trotzdem greife ich in freien Stunden, wenn ich nichts zu schriftstellern habe, immer und immer wieder nach den

Büchern, um sie nach kurzer Lesung wieder wegzulegen.«[19] Hansjakob bevorzugte Werke über historische Themen – er war promovierter Historiker –, Urkundensammlungen, Briefwechsel, Memoiren u. ä. eingeschlossen.[20] Soweit er sich in seinen Büchern zu seiner Lektüre äußert, ist zu sehen, dass sie auch Russland oder russische Autoren einbegriff. So beschäftigten ihn die Memoiren der Zarin Katharina II.[21] Ebenso scheint Hansjakob die Erinnerungen an 16 Jahre Sibirien des russischen Sozialisten Leo Deutsch (Stuttgart 1904), über dessen Schicksal er berichtet, gelesen zu haben.[22] Ausführlich setzt sich Hansjakob mit Bakunins sozialpolitischem Briefwechsel auseinander. Einer der Briefpartner ist Herzen.[23] Bakunin schwärmte für Freiheit und Gerechtigkeit »und war so närrisch, zu glauben, man könne in dieser Welt des Knechtsinns und der Ungerechtigkeit diese Ideale verwirklichen.«[24] Hansjakob zählt die Leiden auf, die Bakunin »für seinen schönen Wahn« erduldet hat: Jahrelange Gefängnis- und Festungshaft, Verbannung nach Sibirien. Dann gelang ihm 1861 die Flucht über Japan, Amerika nach Westeuropa. Er wirkte in England und in der Schweiz, wo er 1876 in Armut starb. Mag Bakunin auch zu den Narren gehören, ganz umsonst waren seine Hoffnungen und Leiden nicht: »Das muß gesagt werden, daß die Menschheit ihre politischen Freiheiten den Träumen und den Idealen und den Leiden und Martern dieser politischen Märtyrer à la Bakunin und Herzen verdankt. Andere ernten, was sie gesät, und insofern haben ihre Ideale und ihre Träume nur ihnen selbst geschadet; denn aus ihrer Narrheit – wuchs doch manches Stück Freiheit.«[25]

3. Otto Flake (1880–1963)

Im zweiten Teil seines Romans »Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden« lässt Flake, der jahrzehntelang in Baden-Baden wohnte und dort starb, die Bäderstadt der 1860er Jahre bis zum Ende des deutsch-französischen Krieges 1871 aufleben.[26] Dazu gehört das russische Baden-Baden und der russische Schriftsteller Ivan Turgenev, der sich hier von 1863 bis 1871 niedergelassen hatte. Er war der befreundeten Sängerin Pauline Viardot und ihrer Familie von Paris an die Oos gefolgt. Ab 1814, nach dem Sieg der Verbündeten über Napoleon, wurde Baden-Baden von zahlreichen Russen aufgesucht: Angehörige des Zarenhauses mit Gefolge nahmen hier Quartier, reiche Adlige verbrachten mit Familie und Bediensteten die Badesaison, kauften gar Anwesen wie die Fürsten Gagarin und Menšikov, Schriftsteller kamen. Der Dichter Žukovskij, der auch bedeutender Übersetzer ins Russische – z. B. Hebels – war, verbrachte seine letzten Lebensjahre in Baden-Baden. Gogol weilte 1836 und 1837 in der Stadt an der Oos, später kamen u. a. L. Tolstoj, Dostoevskij, Gončarov.

Turgenev und das Haus Viardot bildeten in den oben genannten Jahren den kulturellen Mittelpunkt der Bäderstadt. Bei Viardots verkehrten Musiker, Schriftsteller, Künstler vieler Nationen. Während der Saison gaben die Viardots sonntags Hauskonzerte vor illustrem Publikum. Da fanden sich etwa die Königin von Preußen und der Großherzog von Baden mit seiner Frau ein. Flake stellt Turgenev in dieser Gesellschaft vor und versucht sich dabei an das zu halten, was von Turgenev selbst oder über ihn bezeugt ist.

»›Herr Nachbar, Herr Doktor‹, grüßte neben ihm[27] eine Stimme, die das R hart aussprach. Es war der russische Schriftsteller, Herr von Turgeniew, der ein paar Schritte

weiter in der Schillerstraße wohnte. (…) Das schöne, schon weiße Haar fiel auf den schwarzen Pelzkragen und eine widerspenstige Locke tief in die Stirn.« (177f.) Der Leser erfährt, dass Turgenev sich ein Haus in Baden-Baden baut: Es war »als Schlößchen im reinsten französischen Stil gedacht. Es wuchs draußen im Tiergarten heran, dicht neben dem reizenden Holzhaus der Viardot.« (178) Die beiden Nachbarn »waren unterdessen weitergegangen auf dem Weg, der nach Lichtental führte. Der Deutsche war ein großer Mann, der Russe gab ihm nichts nach.« (178) Frau Viardot, teilt Turgenev seinem Begleiter mit, singe derzeit in London. »›Erst nach der Rückkehr wird sie zugeben, daß die Kunstbegeisterung der Engländer kein Beweis für ihr Kunstverständnis ist. Wir könnten‹«, fährt Turgenev fort, »›in einer der ländlichen Wirtschaften Lichtentals essen.‹« (179) Turgenev »liebte die Engländer nicht. Alle seine Freunde waren Franzosen oder Deutsche. Beide(r) Sprachen beherrschte er so vollkommen, daß er seine Erzählungen in ihnen hätte schreiben können; er würde sich aber nie dazu verstanden haben, ein Schriftsteller durfte nur seine Muttersprache benutzen.« (179) Einige der deutschen Freunde Turgenevs finden sich ebenfalls in Baden-Baden ein, z. B. Theodor Storm, der Publizist Pietsch aus Berlin, der bei Turgenev wohnt. (266ff.) Vom Gros der Baden-Badener Russen sucht sich Turgenev eher fernzuhalten, denn: »Die russischen Landsleute verfolgten ihn nicht nur mit ihrer Neugier, sondern auch mit ihren Vorwürfen: man wußte schon, daß er sie in seinem Roman, der drüben im Hôtel d'Europe spielte, gezeichnet hatte.« (188)[28]

Auch Dostoevskij tritt in »Hortense« auf. Er kommt eben aus der Spielbank, drängt sich durch die Menge, für die Jahreszeit viel zu warm gekleidet. Nach kurzer Zeit kehrt er zurück, offenbar hat er sich mit Geld versorgt. (240f.) Von Frau Viardot nach den wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnissen Dostoevskijs gefragt, gibt Turgenev folgende Auskunft: Dostoevskij lebe von der Hand in den Mund, neulich habe er sich mit einem 25 Jahre jüngeren Mädchen verheiratet. (241) »›Die Arme‹«, bemerkt Frau Viardot, »›vielleicht hat sie eben das letzte Goldstück hergeben müssen. Sie sollten doch versuchen, mit ihm zu sprechen.‹« (241) Turgenev weist das zurück: »›Es gibt Menschen, die Ihnen nicht verzeihen, daß Sie ihnen einmal ausgeholfen haben.[29] Wir stehen auch literarisch, oder wenn Sie wollen, politisch nicht zum besten,[30] und schließlich ist es nicht an mir, ihn aufzusuchen. Er weiß, daß ich hier wohne, und er kennt den Weg in die Schillerstraße.‹« (241f.) Flake schildert die Lebensweise des Ehepaars Dostoevskijs in Baden-Baden: »Sie gingen zusammen zur Post, um nach Briefen mit Geld zu fragen, die nie kommen wollten, dann lief der Mann ins Spielhaus. (…) Kaum eine Stunde verging, dann war der Mann schon wieder da, um Geld zu holen.« (260) Hortense, die Hauptgestalt des Romans, stellt Betrachtungen über die junge Ehefrau an: »Sie fragte sich, wie sie sein mochte. Wenn man nie ein böses Wort hörte, mußte sie den Mann so sehr lieben oder so stark an ihn glauben, daß Geldverlust und Nöte keine Rolle spielten.« (260) Hortense ersteht in der Buchhandlung Dostoevskijs »Aufzeichnungen aus einem toten Hause«; »Sie blieb die halbe Nacht auf und konnte die andere Hälfte nicht schlafen. Sie hatte nie etwas gelesen, das sie so stark erschütterte.« (261)[31]

4. Reinhold Schneider (1903–1958)

Von Kindheit an ist Russland für den im Baden-Badener Hotel »Messmer« aufgewachse-

nen Hoteliersohn Reinhold Schneider »gegenwärtig«: zunächst in Gestalt der russischen Gäste in Baden-Baden, später durch die sein Schriftstellerleben begleitende Auseinandersetzung mit der russischen Kultur. Schneider erinnert sich an die Zeit der Iffezheimer Rennen vor dem Ersten Weltkrieg: »In der Großen Woche wehten von unserem Hause die Fahnen aller Welt: Traumbild der Einheit. (…) Die russischen Fürsten ließen zu ihren Gartenfesten in Trachten gekleidete Leute von ihren Gütern kommen; sie tanzten auf dem Rasen.«[32] Mit dem Krieg ging diese Welt unter. Was sich in der Bäderstadt zusammengefunden hatte, trennte sich: »Als eine junge Russin, in der Empörung über den Siegesjubel im Kurgarten, den Tisch ihres Balkons auf das Dach der Terrasse schleuderte, forderte die Menge die Herausgabe der Russen. Die Weigerung meines Vaters wurde mit Steinwürfen beantwortet, die die Fenster der Terrasse zertrümmerten. Nachts reisten die letzten russischen Gäste – die Familie eines hohen zaristischen Beamten – weinend ab.«[33]

Schneider hat sich bemüht, einzelne Seiten der russischen Geschichte und Kultur zu erschließen. Dabei trug ihn die Einsicht, dass die Geschichte Russlands unabdingbar zum Leben der Deutschen gehört.[34] Aus dem griechischen Kulturkreis, von Byzanz, übernahm Russland das Christentum. Von dort kamen die Pfeiler des russischen religiösen Lebens: die Liturgie, die Ikonen, das Mönchtum. Wie die Chronisten überliefern, entschieden sich die Russen für die byzantinische Form des Christentums wegen der Schönheit seiner Liturgie. Christus ist schön und die Liturgie »der Himmel auf Erden, Erlösung, Befreiung, Verkündung in einem«.[35] Mit der Liturgie kamen die Ikonen. Die Ikone vergegenwärtigt Christus selbst oder einen Heiligen, der in seiner Nachfolge stand.[36] Das Mönchtum, behauptet Reinhold Schneider, war die Lebenskraft der Kirche in Russland.[37] Vom Mönchsberg Athos kam das Mönchtum nach Kiew; es entstand aus einer Einsiedelei des Kiewer Höhlenklosters, dessen Abt Feodossij dem Kloster die griechische Regel des Theodor Studita gab, die für alle Klöster Russlands gilt.[38] Neben den Klöstern gehörte zum alten, »eigentlichen« Russland nach wie vor der Einsiedler, der abseits menschlicher Siedlungen in Einsamkeit, Gebet, Askese lebte.[39] Solche Existenzen sind das Gegenbild zu denjenigen, die wie Faust an den Anfang die Tat setzen.[40] Klöster und Einsiedeleien waren schließlich über ganz Russland verbreitet. Nach Peter I., im 19. bis ins 20. Jahrhundert hinein entfalteten die Starzen – alte, vorbildliche Mönche –, eine starke Wirkung ins Volk hinein.[41] Eindrücklich zusammengefasst ist nach Schneider das, was altrussische Frömmigkeit ausmacht, in der Gestalt des altgläubigen Priesters Avvakum, Märtyrer des 17. Jahrhunderts: die Kraft, Leiden zu ertragen.[42] Russlands Geschichte regte Schneider zu zwei Erzählungen und zu einem Drama an. In den Erzählungen »Elisabeth Tarakanow« und »Taganrog«, sowie dem Drama »Zar Alexander«, gestaltet Reinhold Schneider Personen und Ereignisse aus dem Zarenreich zwischen 1750 und 1825 literarisch, wobei »Zar Alexander« das dramatisiert, was »Taganrog« in Erzählform fasst.[43] Die freie Bearbeitung historischen Stoffes dient Schneider dazu, das Problem von Macht, Gewalt und Gewissen anhand des russischen Kulturkreises darzustellen wie er es ähnlich anhand anderer Kulturkreise getan hat.

Im Brennpunkt von Schneiders Interesse an der russischen Weltliteratur steht Dostoevskij. Er gehört zu seinen ersten Lehrern.[44]

Schneider erinnert an den Aufenthalt Dostoevskijs in Baden-Baden: von hier aus richtete Dostoevskij in unfrankierten Briefen

verzweifelte Hilferufe um Geld nach Moskau und St. Petersburg.[45] In seinem Werk »Der Idiot« habe Dostoevskij »das radikale ›neue Wort‹ Rußlands gefunden«.[46] Fürst Myškin, der »Idiot«, ist ein Wurf zu Christus hin.[47] Dostoevskij versteht Christus als die lebendige Form des Sittengesetzes und Antwort an die Freiheit des Menschen.[48] – Demgegenüber, urteilt Myškin-Dostoevskij, verkündigt der Katholizismus den entstellten Christus, weil er glaube, dass eine Kirche, die nicht ein mächtiger Weltstaat ist, sich auf dieser Erde nicht wird behaupten können.[49] Darin setze der römische Katholizismus das Weströmische Imperium fort.[50] – Schneider schließt, dass Fürst Myškin in einer Gesellschaft, die »vor Geldgier von Sinnen« ist, nicht leben kann, daher in geistige Umnachtung sinkt.[51] In der Bahn Myškins liegt der Einsatz Reinhold Schneiders gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands und gegen die Atomwaffen. Entgegen den Hoffnungen Schneiders wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland keine Abkehr vom Militarismus vollzogen. Vielmehr ließen sich politisch und kirchlich führende Kräfte dahin drängen, für eine Wiederaufrüstung einzutreten.[52] Das Problem der Wiederaufrüstung verschärfte sich durch das Vorhandensein von Atomwaffen. In Presseorganen der Bundesrepublik Deutschland und in der Ostberliner Zeitschrift »Aufbau« bezog Reinhold Schneider Stellung gegen die beabsichtigte Remilitarisierung. Am 14.9.1950 erscheint in der katholischen Wochenzeitung »Der christliche Sonntag« ein offener Brief Schneiders. Dem Argument »Notwehr«, das von Befürwortern der Aufrüstung vorgebracht wird, hält Schneider entgegen, dass die Notwehr, die ein Überfallener Auge in Auge mit seinem Gegner vollzieht, nicht dem gleichgesetzt werden kann, »was ein moderner Staat verfügen muß, wenn er sich verteidigen will«. Daher gilt: »Unter dem ›Schild der Atombombe‹ ist nicht der Ort der Kirche.«[53] Mit den im Mai 1951 beginnenden publizistischen Angriffen auf Schneider wurde seine Haltung zum »Fall Reinhold Schneider« erklärt.[54]

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels nimmt Schneider zum Anlass, 1956 erneut öffentlich gegen Atomwaffen und Atomkrieg die Stimme zu erheben. Er tut es dreifach: Nach der Rede anlässlich des Preises in der Frankfurter Paulskirche am 23.9.1956 hält Schneider am 27.9.1956 eine zweite Friedensrede in Düsseldorf. Noch davor hatte er einen umfangreichen, historisch ausholenden Essay veröffentlicht, der denselben Titel trägt wie die Friedensreden: »Der Friede der Welt«.[55] Hier weist Schneider auf Tolstoj hin: Tolstoj hat versucht, dem Frieden zu dienen. Gewissermaßen in der Nachfolge von Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« ist Tolstoj zur Weltautorität geworden.[56] Die Gefahr eines mit Atomwaffen geführten Krieges war nach Schneider umso größer als sie mit Lügen über die Russen verkleistert wurde und die Erfindung und Herstellung dieser Waffen verquickt ist mit der neuzeitlichen Naturwissenschaft, Forschung, Technik und mit der Staatsmacht.[57]

Ebenso entschieden wie der Badener Reinhold Schneider ging der Elsässer Albert Schweitzer gegen die Atomwaffen vor. Im April 1957 (23.4.) und im April 1958 (28., 29., 30.4.) strahlte Radio Oslo weltweit Appelle aus, in denen der Friedensnobelpreisträger die verheerenden Folgen atomarer Rüstung und eines Atomkrieges beschreibt und die Atommächte zur Abrüstung und Abschaffung der Atomwaffen auffordert. Dabei, so Schweitzer, stehen vor allem die USA in der Verantwortung. »Heute ist Amerika, mit seinen in Europa aufstellbaren Batterien von … Rake-

ten-Atomgeschossen, militärisch mit großer Macht … gegenwärtig. Europa ist zu einem Zwischenland zwischen Amerika und der Sowjetunion geworden, als wäre Amerika, wie in einer Kontinentverschiebung, an Europa herangekommen.«[58] Wenn Raketen-Atomwaffen nicht mehr in Betracht kommen, dann wäre die unnatürliche Situation der dominierenden militärischen Gegenwart der USA in Europa beendet.[59] Reinhold Schneider stand mit Albert Schweitzer in Verbindung.[60]

5. Der russische Heidegger

Vorbemerkung

Dieser Abschnitt ist verfasst von dem Geschichts- und Kultursoziologen Prof. Dr. Franz Filser, Freiburg, der über die geistig-kulturelle Vernetzung der entwickelten Hochkulturen Eurasiens wissenschaftlich tätig ist.

Heidegger war beeinflusst von russischem Denken und russischer Literatur. Das folgt allein schon aus den intensiven Beziehungen Badens zu Russland.[61] »Die Geister, die den jungen Privatdozenten leiteten, waren Dostojewskij und Kierkegaard.«[62] Heidegger selbst erinnert an die »erregenden Jahre zwischen 1910 und 1914 … , die Übersetzung der Werke Kierkegaards und Dostojewskijs«.[63] Lange Zeit stand auf Heideggers Arbeitstisch ein Bild Dostoevskijs.[64] Im Zusammenhang von Ausführungen zum Nihilismus zitiert Heidegger ausführlich aus Dostoevskijs Vorwort zu dessen Puškin-Rede: Puškin, so Dostoevskij, habe den negativen Typ erkannt und plastisch darzustellen vermocht, diesen beunruhigenden Menschen, der sich nie zufrieden gibt, der Russland und sich selbst ablehnt und darunter leidet.[65] Ebenso verweist Heidegger auf Turgenev: dass dieser das Wort Nihilismus in Umlauf gebracht habe »als Name für die Anschauung, daß nur das in der sinnlichen Wahrnehmung zugängliche, d. h. selbsterfahrene Seiende wirklich und seiend sei und sonst nichts«.[66]

In »Sein und Zeit« § 51: »Das Sein zum Tode und die Alltäglichkeit des Daseins« bezieht sich Heidegger auf Tolstojs Erzählung »Der Tod des Ivan Il'ič«. (252ff.)[67] Der Tod wird in der alltäglichen Rede »man stirbt am Ende auch einmal« verstanden als ein unbestimmtes Etwas, das irgendwoher eintreffen muss, zunächst aber für einen selbst noch nicht vorhanden, daher unbedrohlich ist. (253) Sterben und Tod treffen zwar das Dasein, aber gehören niemand eigens zu. (253)

»Das verdeckende Ausweichen vor dem Tode beherrscht die Alltäglichkeit so hartnäckig, daß im Miteinander die ›Nächsten‹ gerade dem ›Sterbenden‹ oft noch einreden, er werde dem Tod entgehen und demnächst wieder in die beruhigte Alltäglichkeit … zurückkehren.« (253) In »Der Tod des Ivan Il'ič« hat Tolstoj die Erschütterung und den Zusammenbruch dieses »man stirbt« dargestellt. (254)

1967 sagte der zu einer Dichterlesung in München weilende sowjetrussische Lyriker Andrej Voznesenskij, er habe keinen größeren Wunsch als den, Heidegger kennenzulemen.[68] Die Münchener Gastgeber nahmen sofort Verbindung mit Freiburg auf: Heidegger sagte zu und schon am folgenden Tag traf Voznesenskij bei Heidegger in Zähringen ein. In Windeseile hatte sich in Freiburg die Ankunft des Dichters herumgesprochen und die kurzfristig für den Abend in einem der größten Hörsäle anberaumte Lesung fand in überfülltem Saal statt, Heidegger als Zuhörer in der ersten Reihe. Der Philosoph und der Dichter beschlossen den Tag in einer Freiburger Weinstube. Bei der Altstadtbesichtigung

am nächsten Tag wollte Voznesenskij das Fresko des hl. Georg auf dem Schwabentor sehen, das er aus einem Gedicht von Anna Achmatova kannte.[69] Der hl. Georg ist ein in Russland hoch verehrter Heiliger. Beim Dresdner Opernball Anfang 2009 bekam Putin einen hl. Georg aus achtzehnkarätigem Gold als sächsischen Dankesorden.[70] Der hl. Georg ziert das Moskauer Stadtwappen.

Zum 85. Geburtstag 1974 erhielt Heidegger den Brief einer russischen Philosophin aus Leningrad, von dorther, »wo viele Großentschiedenes in den Seelen tragen« und auf Heidegger, trotz aller Behinderungen, zu hören versuchten.[71] 1989 dann, noch zur sowjetischen Zeit, wurde von der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion ein Symposion zum 100. Geburtstag Heideggers veranstaltet. 1991 erschien von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben der Band, der die Beiträge des Symposions enthält.[72] Zusammenfassend wird in diesem Band Heidegger der größte Philosoph des 20. Jahrhunderts genannt. Damit zeichnete sich bereits eine Kehre im russischen Denken ab, die einen von altrussischem Volkstum geprägten Heidegger-Marxismus hervorbringt. Die russischen Bibliographien der Neuerscheinungen der 1990er Jahre enthalten jeweils Anzeigen der Übersetzungen von Arbeiten Heideggers, angefangen 1990 mit »Sein und Zeit« (Bytie i vremja). 2002 ist »Sein und Zeit« in 3. Auflage auf Russisch herausgekommen (Moskau 2002). Manche Schriften Heideggers sind in deutscher und in russischer Sprache publiziert worden. Überdies wurde ein Wörterbuch von Grundbegriffen der Philosophie Heideggers verfasst und 2004 in Deutsch und Russisch veröffentlicht.[73] Der an der Universität Freiburg lehrende und forschende Betreuer der Gesamtausgabe der Werke Heideggers, Friedrich-Wilhelm von Herrmann, veröffentlichte 1997 in Tomsk »Ponjatie fenomenologii u Chajdeggera i Gusserla« (Der Begriff der Phänomenologie bei Heidegger und Husserl). Maryse Dennes legte eine Untersuchung vor: Husserl-Heidegger. Influence de leur oeuvre en Russie (Der Einfluss ihres Denkens in Russland).[74] Dieser Einfluss, in erster Linie der Heideggers, setzte, wie gezeigt, schon in der Sowjetunion ein. 1989 dann schrieb Nadtotchi: Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ist Heidegger an die erste Stelle der Denker gerückt. (Dennes, S. 246) Er hat Marx, Lenin und Hegel überholt. Dies verbindet sich mit dem Wiederaufstieg der russischen religiösen Denker Dostoevskij, Tolstoj, Solov'ev. Allein von 1986 bis 1997 sind nach Dennes ca. 60 Schriften Heideggers ins Russische übersetzt worden.

Der russische Marxist Sergej Leonidovič Rubinstein aus Odessa am Schwarzen Meer promovierte 1914 in Marburg bei den Neukantianern Cohen und Natorp. Er hatte in Freiburg bei der Badischen Schule der Neukantianer mit dem Studium begonnen, wo Rickert und Lask lehrten. Bei Rickert hatte sich Heidegger habilitiert. Lask ist im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges gefallen. Heidegger hat ihm seine Habilitationsarbeit gewidmet. Wie zu jener Zeit in Freiburg studiert wurde, beschreibt Ludwig Marcuse, der damals ebenfalls in Freiburg studierte, in seiner Autobiographie: Nach dem Attentat in Sarajewo Ende Juli 1914 »traf ich einen meiner … Seminar-Genossen, Helmuth Falkenfeld, in der Goethestraße. Er sagte verzweifelt: ›Haben Sie schon gehört, was passiert ist?‹ Ich sagte …: ›Weiß schon, Sarajewo.‹ Er sagte: ›Nein, morgen fällt das Rickert-Seminar aus.‹«[75] Rüdiger Safranski kommentiert in seiner Schrift »Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit«[76]: »Dieser Freund bedauert den Kriegsausbruch, denn er bringt ihn um die Gelegenheit, sein

gründlich vorbereitetes Referat bei Rickert vorzutragen. Er wird schon in den ersten Tagen eingezogen und an die Front geschickt. Von dort schreibt er: ›Mir geht es nach wie vor gut, obwohl die Schlacht, an der ich am 30. Oktober teilgenommen habe, mit ihrem Kanonendonner von 24 Batterien, meine Ohren fast taub gemacht haben. Trotzdem … bin ich immer noch der Ansicht, daß die 3. Kantische Antinomie wichtiger ist als dieser ganze Weltkrieg und daß Krieg zur Philosophie sich verhält wie Sinnlichkeit zur Vernunft. Ich glaube einfach nicht daran, daß die Geschehnisse dieser Körperwelt unsere transzendentalen Bestandteile auch nur im mindesten tangieren können, und werde nicht daran glauben, selbst wenn mir ein französischer Granatsplitter in den empirischen Leib fahren sollte.‹« Paul Natorp, das Haupt der Marburger Schule des Neukantianismus, betrieb 1923 Heideggers Berufung nach Marburg, was für Heidegger ein Sprungbrett war, um nach Husserls Emeritierung auf den Lehrstuhl nach Freiburg zu kommen. Während Rubinstein in Freiburg war, brach Heidegger gerade das Theologiestudium ab. Es ist wahrscheinlich, dass sich die Studenten Rubinstein und Heidegger bei Vorlesungen und in den damals kleinen Seminaren getroffen haben. Sie waren auch genau derselbe Jahrgang: 1889. Der Neukantianismus ging im Ersten Weltkrieg zugrunde. Heidegger und Rubinstein schlugen verschiedene Wege ein, der eine in Deutschland, der andere in Russland. Während des Ersten Weltkrieges studierte Rubinstein noch im russischen Riga weiter, dessen Universität deutschsprachig war. Danach wurde er Lehrer in Odessa. Rubinsteins Doktorvater Cohen sah in der Ethik den Sozialismus begründet. Er ist einer der Väter der Theorie des »ethischen Sozialismus«. Von ihm ist der Marxist Rubinstein ganz erheblich beeinflusst. Der Heidegger-Marxismus hat ähnliche Wurzeln. Einige Zitate aus Rubinsteins Standard-Lehrbuch »Grundlagen der allgemeinen Psychologie«[77]: »Der eine hat Interesse für … Wissenschaft oder Kunst, ein anderer für Briefmarkensammeln, Mode und elegante Kleidung; das sind … keine gleichwertigen Interessen.« (780) Es geht darum, »eine allseitig und harmonisch entwickelte Persönlichkeit zu formen«. (806) Der Mensch darf nicht Werkzeug einer Teilfunktion bleiben. (Ebd.) Die entwickelte Persönlichkeit ist reich an tiefen Verbindungen mit der Welt und mit anderen Menschen. (835) Rubinstein warnt vor der Gefahr, dass die Person von ihrer Position absorbiert wird, so dass sie ihre menschliche Wesenheit vergisst. Dass ein Mensch herausfindet, was für ihn »wirklich bedeutsam ist«, um damit Aufgaben und Ziele selbst bestimmen zu können, bezeichnet Rubinstein als »Weisheit«. (839) Ganz entschieden wird der Marxismus heute als weltweite Bewegung des bildungshumanistischen Marxismus, die den dogmatischen Marxismus hinter sich gelassen hat, von Freiburger Denken beeinflusst. Ein starker Einfluss vorher übergangener Menschheitsstrebungen lässt sich aus einer programmatischen Schrift des russischen Kommunisten Gennadij Zjuganov erkennen. Sie unterstützt überlieferte Kräfte Russlands und verstärkt sie bildungshumanistisch-marxistisch. Die Schrift ist betitelt »Rossija i sovremennij mir« – Russland und die gegenwärtige Welt.[78] Zitate daraus[79]: »Das Kapital strebt nach der endlosen quantitativen Vermehrung.« (85) »Die Lösung der Probleme, vor denen die Menschheit heute steht, ist nicht möglich auf dem Weg der Verwandlung der westlichen Konsumgesellschaft in ein globales Modell der Entwicklung.« (Ebd.) »Die Zukunft der Menschheit ist keine fade Unifikation, sondern Einheit in Vielfalt.« (92) »Die Zukunft Russlands kann nur auf dem festen

Fundament der Tradition erbaut werden.« (93) Es ergeben sich bei Zjuganov folgende Hauptpunkte:

1. Qualitative Entwicklung der Welt statt quantitative ausbeuterische Entwicklung.

2. Um dies zu erreichen, müssen die Traditionen (der Einfachheit und der entwickelten Hochkultur) erhalten, gefestigt und wiedergewonnen werden.

3. An die erste Stelle – vor dem Klassenkampf – rückt der Kampf zwischen dem US-Amerikanismus sowie Islamismus einerseits und den entwickelten Hochkulturen der Welt andererseits. Zjuganov sei ein Freund der christlichen Religion, betont die Sängerin russischer Volkslieder, die den Kommunisten mit einer Ziehharmonika bei seinen Wahlkampfauftritten begleitet. Gemeint sind Dostoevskij und Tolstoj, sind die sittlichen Lösungen, die sie dem US-Amerikanismus und dem Islamismus entgegenstellen. Das heißt, das bildungshumanistisch-marxistische Denken verbindet sich in Russland mit dem christlichen Humanismus Russlands. Dieser strebt danach, die Verwandlung des Volkes in eine Ansammlung von Egoisten unbedingt zu vermeiden, das Reich Gottes auf Erden zu gründen.

Welche Bedeutung Heidegger gerade den Beziehungen zwischen Russland und Deutschland für die Zukunft beimaß, erhellt aus seiner während der sowjetischen Zeit erhobenen Forderung, die »Zerreibung des Russentums und des Deutschtums durch die Machenschaft« müsse verhindert werden, sonst werde Russentum und Deutschtum um seine Geschichte gebracht.[80] Denn der damalige Sozialismus ist keine russische Erfindung, erklärt Heidegger: Er sieht das Original im englischen Staat. Dieser ist nach Heidegger »dasselbe wie der Staat der vereinigten Sowjetrepubliken«.[81] Der Unterschied ist lediglich, dass in England der »Schein der Moralität … alle Gewaltentfaltung harmlos« wirken lässt, während bei Stalin »das neuzeitliche ›Bewußtsein‹ rücksichtsloser, wenngleich nicht ohne Berufung auf Völkerbeglückung, sich selbst im eigenen Machtwesen bloßstellt.«[82] Die Ausprägung im englischen Staat ist die Gefährlichste. »Ohne die Vernichtung dieser bleibt die Neuzeit weiter erhalten.«[83] Dieter Thomä referierte in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« v. 19.6.1999: »Das System, das Heidegger ›englischen Bolschewismus‹ nennt und das heute noch in der westlichen Welt herrscht, muß aus seiner Sicht der ›Vernichtung‹ anheimfallen.«[84]

Der mit Heidegger befreundete Schriftsteller Erhart Kästner, der sich viel mit dem Ostchristentum beschäftigt hatte, versuchte, Heideggers Blick auf die Theologie der Ostkirche zu lenken.[85] In einem Brief an Kästner äußert sich Heidegger über die Theologie der Ostkirche: »Gern hätte ich … mit Ihnen noch mehr über die Theologie der Ostkirche gesprochen.«[86] Deren Theologie ist wesentlich vom hl. Geist her bestimmt. »Hier«, schreibt Heidegger, »sehe ich, wenn überhaupt, eine verborgene Quelle der Erneuerung des theologischen Denkens.«[87] Was dieses Mitglied der Katholischen Kirche des Erzbistums Freiburg europäisch ostwärts als verborgen erkannt hat, konturiert sich nunmehr zunehmend offen in der Auseinandersetzung zwischen den entwickelten Hochkulturen Eurasiens einerseits und dem US-Amerikanismus und dem Islamismus andererseits, u. a. den unbedingten Vorrang der monogamen Gefährtenfamilie vor Polygamie und Promiskuität betreffend. Siehe das »Kompendium der Soziallehre der Kirche«, Freiburg i. Br. 2006 und die »Grundlagen der Sozialkonzeption der Russisch-Orthodoxen Kirche«[88], Moskau 2000. Die von Heidegger angesprochene (wenn nicht erhoffte) Erneuerung theologischen

Denkens durch die Ostkirche setzte also das Wiedererstarken der russischen Orthodoxie, der pravoslavie, voraus, die nach der Okkupation Konstantinopels und Anatoliens durch die Türken das Kraftzentrum der Ostkirche geworden war. Das Wiedererstarken der pravoslavie ist seit den 1990er Jahren im Gang und drückt sich aus neben der Zunahme der orthodoxen Gemeinden Russlands von 6000 auf derzeit über 20 000, der Zahl der Klöster von 16 auf derzeit über 700 und der Zahl der theologischen Lehranstalten von 5 auf 200 vornehmlich in der genannten Sozialkonzeption. Diese ist, wie gesagt, der Soziallehre der Katholischen Kirche vergleichbar. Daher überrascht es nicht, dass seit Dezember 2007 Opus dei in Moskau vertreten ist. Der am 1. Februar 2009 nach dem Tod des Patriarchen Alexij II. inthronisierte Patriarch Kirill gilt als »russischer Ratzinger«. Er ist der philosophische Kopf, der die von bestimmten Ländern her infiltrierten Menschenrechtsverletzungen, wie Kinderpornographie im Internet, thematisiert und deren Herkunft aus der libertären Ideologie oder das den Mittelstand enteignende Insolvenz(un)recht untersucht. Dabei bestehen enge Denkbeziehungen des »russischen Ratzinger« zum deutschen Bildungshumanismus.

Wegen Menschenrechtsverletzungen, für die unmittelbar die Regierung der Bundesrepublik Deutschland und andere öffentliche Einrichtungen in Deutschland verantwortlich gemacht werden, ist 2009 beim Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen in Genf vom Vertreter Russlands Beschwerde geführt worden. Sie betraf die Behinderung beim Reiseverkehr und der Niederlassung, die Nichtanerkennung von Qualifikationen, sowie die Zurücksetzung von Sprechern der russischen Sprache gegenüber Sprechern von Sprachen, die weitaus weniger Sprecher als das Russische in Deutschland aufweisen. (Dies schließt z. B. die Automaten der DB und der Freiburger Verkehrs AG mit ein.) Das anhaltende Abblocken von Investitionen russischer Firmen in Deutschland dagegen wird auf diplomatischer Ebene besprochen. Russland mit einer technisch hoch entwickelten Industrie ist nicht bereit, sich in Deutschland auf den Status eines Lieferanten von Rohstoffen und Energie einkesseln zu lassen. Bedauerlich ist zudem, dass die Einrichtung den Goethe-Instituten Deutschlands in Russland entsprechender Institute Russlands in Deutschland nicht vorankommt. Einer der herausragenden Plätze für ein solches Institut wäre Baden-Baden zusammen mit der Universität Freiburg, Heidelberg oder Karlsruhe. Für Freiburg spricht u. a. die Einrichtung des deutsch-russischen Master-Studiengangs der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg über Literaturwissenschaft seit dem Wintersemester 2008/ 09.

Folgerungen. Badens Beziehungen zu Russland heute leben also nicht allein mit den »reichen Russen« in Baden-Badens Villen wieder auf, sondern werden ebenso durch Studienbeziehungen wie über die trotz Behinderungen für den Aufenthalt russischer Bürger in Deutschland zunehmende Zahl anderer russischer Bürger hier erneuert und vertieft. Das geschieht darüber hinaus in beträchtlichem Ausmaß durch die etwa in Lahr »Russen« genannten Aussiedler samt deren russischstämmigen Ehegatten, Vorfahren und russisch sozialisierten Nachkommen, sowie Verwandten. Beim »Spiegel«-Gespräch 1966 fragte Heidegger, ob nicht eines Tages in Russland und in China uralte Überlieferungen eines Denkens wach werden.[89] Sie sind inzwischen wach geworden. Baden, Deutschland und die Welt haben kaum die Wahl, sie zu verschlafen.

Ergebnis

Was die von uns ausgewählten Schriftsteller über Russland und russisches Denken schreiben, spiegelt bei Hebel und Hansjakob vor allem das dynastisch-politische Verhältnis Baden-Russland, sowie wirtschaftliche Verbindungen. Die Russen in Hebels Erzählungen sind meist nachahmenswerte, großzügige Menschen, die sich z. B. gegenüber kriegsgefangenen (darunter auch badischen) Soldaten durch Hilfsbereitschaft auszeichnen. Bei den »russischen« Erinnerungen aus dem Kinzigtal, die Hansjakob notiert, spielt der »Russenrumpel« eine große Rolle. Er wurde erlebt als mit manchen Schrecken verbundener Durchmarsch mittlerweile mit Baden verbündeter russischer Truppen in Richtung Rhein gegen Napoleon. Dass Hansjakob Jahrzehnte später in Karlsruhe einen tiefen Eindruck von der russisch-orthodoxen Liturgie erhalten und Bekanntschaft mit einem russischen Diplomaten machen konnte, verdankte er den dynastischen und politischen Beziehungen zwischen Baden und Russland. Wie Badener wirtschaftliches Auskommen in Russland fanden, zeigt Hebels »Schneider in Pensa«, zeigen Erinnerungen Hansjakobs an den Schwarzwälder Uhrenträger Schindele. Der Demokrat Hansjakob liest Briefe Bakunins und anderer russischer Revolutionäre. Aus deren Leiden, von denen er hier erfuhr, wuchs, so schloss Hansjakob, manches Stück politische Freiheit.

In dem Jahr, als Hansjakob in Karlsruhe am russisch-orthodoxen Gottesdienst teilnahm, 1877, war Baden-Baden längst »Sommerhauptstadt Europas« geworden und wurde von zahlreichen Russen aufgesucht. Das Ende dieser Epoche beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges hält Reinhold Schneider fest, wie wir gesehen haben. Otto Flake vermittelt – mit Turgenev als russischer Hauptgestalt – ein Bild von der »Sommerhauptstadt Europas«. Der russische Schriftsteller Turgenev, voll Sympathie für Deutschland, hatte Verbindungen zu einflussreichen Deutschen, zu deutschen Schriftstellern, Publizisten, Künstlern, auf die Flake hinweist. Damit gibt er einen Fingerzeig auf die Bedeutung, die Turgenev für die Verbreitung und Kenntnis, d. h. zugleich Übersetzung russischer zeitgenössischer Literatur, darunter seine eigenen Werke, in Deutschland zukommt. Von 1860 bis in die 1880er Jahre war Turgenev in Deutschland der bekannteste und meistgelesene russische Autor. Während der folgenden Jahrzehnte fanden die Werke Dostoevskijs und Tolstojs die Aufmerksamkeit der deutschen Leser. Martin Heidegger und Reinhold Schneider berichten, wie überwältigend der Eindruck besonders Dostoevskijs auf sie war. Im Sinne von Tolstojs Friedensstreben, das Schneider herausstellt, wandte sich Albert Schweitzer gegen die atomare Bewaffnung und die drohende Vernichtung der Menschheit. Schweitzer machte deutlich, dass die atomare Aufrüstung der USA und die Stationierung von Atomwaffen bei deren europäischen Verbündeten eine vorher nicht bestehende Bedrohung der Sowjetunion bedeutete. Heidegger sah die Gefahr der Zerreibung der schon vorhandenen Verbindung zwischen Deutschland und Russland. Er forderte, die Zerreibung des Russentums und des Deutschtums durch die Machenschaft müsse verhindert werden.

Folgerungen

Für die aus dem Ergebnis gezogenen Folgerungen schließt sich die Verfasserin dem Schlussabsatz des soziologischen Abschnittes 5. an, der weit über die Ausführungen zu Heidegger hinaus die in der Untersuchung insgesamt erfassten heutigen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland einbezieht.

Anmerkungen

1 Vgl. Hermann Blaese, Zar Alexander I. und Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (= ZGO), Bd. 99 (1951), S. 507–567; Erich Hock, Deutsch-russische Begegnung in Baden, in: Oberrheinische Studien, Bd. II, hrsg. von Alfons Schäfer, Karlsruhe 1973, S. 28–47; Bernhard von Simson, Zu dem Aufenthalt der verbündeten Monarchen in Freiburg i. Br. im Winter 1813/ 14, in: ZGO, Bd. 53 (1899), S. 635–664; Hans Leopold Zollner, Greif & Zarenadler, Karlsruhe 1981; Renate Effern, Russische Wege in Baden-Baden, Baden-Baden 2007 (2. Aufl.).

2 Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg (Hrsg.), Bildungsplan 2004. Allgemein bildendes Gymnasium, Ditzingen 2004, S. 374.

3 Aus niederrheinischem Adel, wurde 1816 Dirigent des russischen Außenministeriums, 1828 russischer Vizekanzler.

4 Razumovskij (1752–1836) war russischer Botschafter in Wien. Er bestellte drei Streichquartette bei Beethoven, die 1804–1806 entstanden. Diese »Razumovskij-Quartette« ließ Razumovskij zunächst in seinem Wiener Haus, dann öffentlich aufführen.

5 Zollner, S. 127.

6 Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften II und III, hrsg. von Adrian Braunbehrens u. a., Karlsruhe 1990. Die Seitenzählung läuft von II nach III durch. In Bd. III setzen die Kalenderbeiträge Hebels auf S. 293 ein. Vorliegendes Zitat: S. 90. Die Nachweise im laufenden Text (in Klammern) beziehen sich auf diese Ausgabe.

7 Johann Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, hrsg. von Winfried Theis, Stuttgart 1981, S. 419.

8 Einige Beiträge Hebels im Kalender beschäftigen sich – meist unter der Überschrift »Weltbegebenheiten« – mit dem Verlauf napoleonischer Kriegszüge und den Befreiungskriegen. Sie werden hier nicht berücksichtigt, bedürften einer gesonderten Untersuchung.

9 Vermutlich trug sich dieses Begebnis 1807, z. Zt. des »Friedens von Tilsit« zu.

10 Heinrich Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit, Haslach i. K., 16. Aufl. 1986, S.250.

11 Dieses und die folgenden Zitate: Ders., Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, Haslach i. K., 15. Aufl. 2004 (ESch).

12 Ders., Wilde Kirschen, Haslach i. K., 17. Aufl. 1992, S. 174.

13 Ders., Allerseelentage, Waldkirch 1991, S. 237f.

14 Ders., Feierabend, Stuttgart 1918, S. 165. Hansjakob merkt an, dass es sich bei dieser Krankheit um Typhus gehandelt habe.

15 Wilde Kirschen, S. 302. Vgl. Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, S. 30; S. 103.

16 Dieses und die folgenden Zitate: Heinrich Hansjakob, In der Residenz, Waldkirch 1993 (Res).

17 Vgl. auch: Ders., Sonnige Tage, Waldkirch 1989, S. 585.

18 Ich halte mich hier an die in o. g. Ausgabe vorgefundene Schreibweise.

19 Heinrich Hansjakob, Allerlei Leute und allerlei Gedanken, Stuttgart 1913, S. 5.

20 Ebd., S. 357: »So lese ich zurzeit abwechselnd: Alban Stolz, ›Witterungen der Seele‹, Gfrörer, ›Gregor VII. und sein Zeitalter‹, Duhr, ›Die Geschichte der Jesuiten in den Landen deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert‹, Karl Schurz, ›Lebenserinnerungen‹ und das Buch ›Rokoko und Revolution, Lebenserinnerungen des Malers Johann Christian von Mannlich‹.« Ebd., S. 360: »Ich bin ein alter Memoirenleser.«

21 Heinrich Hansjakob, In der Karthause, Waldkirch 1989, S. 81.

22 Allerlei Leute, S. 335f.

23 Hansjakob gibt als Titel an: Michail Bakunins sozialpolitischer Briefwechsel. In der Karthause, S. 171ff.

24 Ebd., S. 172.

25 Ebd., S. 175.

26 Otto Flake, Hortense oder die Rückkehr nach Baden-Baden, Frankfurt a. M. 1970. Zitate nach dieser Ausgabe.

27 Gemeint ist die Gestalt Georg von Wierssen, badischer Beamter a. D.

28 Turgenevs Roman »Rauch« (Dym), in dem die Russen nicht gut weg kommen.

29 1866 hatte der in Spielleidenschaft verstrickte Dostoevskij von Wiesbaden aus Turgenev brieflich gebeten, ihm 100 Taler zu leihen. Turgenev sandte jedoch nur 50 Taler.

30 Turgenev war »Westler«, Dostoevskij Slawophiler, der den Slawen, besonders den Russen, einen bedeutsamen Platz in der moralischen Menschheitsentwicklung zuwies. Bei einem Zusammentreffen der Dichter in Baden-Baden, Sommer 1867, war es wegen jenes geliehenen Geldes und wegen »Rauch« zum Zerwürfnis zwischen Turgenev und Dostoevskij gekommen.

31 Das »Totenhaus« war das erste Werk Dostoevs-

kijs, das 1864 in vollständiger Übersetzung in Deutschland erschien.
32 Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, Frankfurt a. M. 1980, S. 19.
33 Ebd., S. 20; vgl.: Ders., Erfüllte Einsamkeit, Freiburg i. Br. 1963, S. 27.
34 Erfüllte Einsamkeit, S. 39.
35 Reinhold Schneider, Erbe und Freiheit, Köln 1955, S. 196f.
36 Ders., Pfeiler im Strom, Wiesbaden 1958, S. 34.
37 Erbe und Freiheit, S. 234.
38 Ebd., S. 200.
39 Ebd.
40 Reinhold Schneider, Macht und Gnade, München 1964, S. 135.
41 Erbe und Freiheit, S. 219f.
42 Macht und Gnade, S. 92.
43 Reinhold Schneider, Elisabeth Tarakanow, Leipzig 1939; ders., Taganrog, Freiburg i. Br. 1946; ders., Zar Alexander, Wiesbaden 1951.
44 Ders., Tagebuch 1930–1935, Frankfurt a. M. 1983, S. 437.
45 Ders., Der Balkon, Moers 1993, S. 102.
46 Pfeiler im Strom, S. 131.
47 Ebd., S. 134.
48 Erbe und Freiheit, S. 225.
49 Fjodor Dostojewskij, Der Idiot, Frankfurt a. M. 1999, S. 786; vgl. Pfeiler im Strom, S. 137.
50 Der Idiot, ebd.; vgl. Pfeiler im Strom, ebd.
51 Pfeiler im Strom, S. 134.
52 Anselm Döring-Manteuffel, Katholizismus und Wiederbewaffnung, Mainz 1981, S. 66ff.
53 Der christliche Sonntag v. 14.9.1950 (Freiburg i. Br., Verlag Herder).
54 Ingo Zimmermann, Reinhold Schneider, Berlin 1982, S. 161.
55 Reden und Essay in: Reinhold Schneider, Gesammelte Werke, Bd. 8, Frankfurt a. M. 1977.
56 Ebd., S. 118.
57 Ursula Speckamp, Hirt der Schöpfung – Hirt des Seins. Reinhold Schneiders Auseinandersetzung mit Martin Heidegger, in: Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. 121 (2001), S. 85–107, hier v. a. S. 98f.
58 Albert Schweitzer, Friede oder Atomkrieg? München 1958, S. 41.
59 Ebd., S. 41f.
60 Ursula Speckamp, Heroische Ethik. Albert Schweitzer und Reinhold Schneider, in: Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. 124 (2004), S. 101–137.
61 Vgl. Heinrich Wiegand Petzet, Auf einen Stern zugehen, Frankfurt a. M. 1983, S. 128.
62 Otto Pöggeler, Martin Heidegger, in: Helmut Engler (Hrsg.), Große Badener, Stuttgart 1994, S. 264.
63 Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 1, S. 56.
64 Petzet, S. 128.
65 Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 6.2, S. 24.
66 aaO, S. 23.
67 Zitate aus: Martin Heidegger, Sein und Zeit, Tübingen 1979.
68 Petzet, S. 128–130.
69 aaO, S. 130f.
70 Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 19.1.2009: »Eine Nacht mit dem heiligen Georg«.
71 Petzet, S. 229f.
72 Filosofija Martina Chajdeggera i sovremennost', Moskva 1991.
73 St. Petersburg 2004.
74 Paris 1998.
75 Aussage Marcuse bei Safranski, nächste Anmerkung.
76 Frankfurt a. M. 1997, S. 72f.
77 Berlin 1973.
78 Moskva 1995.
79 Übersetzung von Franz Filser.
80 Martin Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 69, S. 119f.
81 aaO, S. 208.
82 ebd.
83 aaO, S. 208f.
84 Heidegger spricht später von »Verwindung«.
85 Kästner schrieb u. a. über Klöster und Mönche des Athos: »Die Stundentrommel vom heiligen Berg Athos« (1956).
86 Martin Heidegger – Erhart Kästner. Briefwechsel, Frankfurt a. M. 1986, S. 22.
87 aaO, S. 23.
88 Osnovy socialnogo koncepcii pravoslavnoj cerkvi.
89 Spiegel-Gespräch mit Martin Heidegger, in: Günther Neske/ Emil Kettering (Hrsg.): Antwort, Pfullingen 1989, S. 106.

Anschrift der Autorin:
Dr. theol. Ursula Speckamp
Schubertstr. 4
79104 Freiburg

Carl Hermann – ein Tennenbronner Multitalent

Der Bäslecarl: Musikant – Liedermacher – erster Dorffotograf – Verleger – selbstständiger Schreiner

Heinz Nienhaus

Die ersten fotografischen Dorfansichten von Tennenbronn – ab 1. Mai 2006 Ortsteil von Schramberg – stammen aus der Zeit um 1890 (Abb. 1). Erkundigt man sich bei den nicht mehr ganz jungen Einwohnern Tennenbronns nach dem Fotografen dieser Bilder wird meist recht spontan mit »*Heinrich Martin – der Vater der bekannten, im Oktober 1999 verstorbenen Heimatforscherin, Mundartdichterin, Buchautorin und Tennenbronner Ehrenbürgerin Esther Haas*« geantwortet. Schaut man den so Antwortenden dann etwas verunsichert und ungläubig an, wird in aller Regel schnell nachgebessert: »*Ja, da war doch noch der Bäslecarl; ich glaube, der hat schon vor Heinrich Martin in Tennenbronn fotografiert.*«

Vater Barnabas (Bäsle) Hermann war der Namensgeber

Genau so ist es, Carl Hermann (geb. 24. Mai 1871, verst. 27. Januar 1947) ist weit über die regionalen Grenzen Tennenbronns hinaus zumindest bei der etwas älteren Bevölkerung auch heute noch als Bäslecarl bekannt. Auch die heimatgeschichtliche Literatur hat ihn nicht vergessen. Dort werden seine inzwi-

Abb. 1: Eine der ältesten und inzwischen sehr seltenen Fotografien vom seinerzeit noch gut überschaubaren Dorf Tennenbronn – um 1890, Fotograf: Carl Hermann.

schen recht selten gewordenen Fotografien als zeitgeschichtliche Dokumente genutzt.[1] Sagt doch ein Bild, insbesondere eine unverfälschte Fotografie, oft mehr als viele Worte.

Da Carl Hermann mehrere Blechblasinstrumente zu spielen verstand und auch als Musikant in und um Tennenbronn sehr bekannt war, wird vielfach angenommen, sein Name Bäslecarl sei auf das Blechblasinstrument Baß (Bäßle oder nach neuestem Duden: Bässle) zurückzuführen. Das ist jedoch falsch: Richtig ist, dass der Bäslecarl den ersten Teil seines Namens seinem Vater Barnabas – genannt Bäsle – Hermann (geb. 12. Mai 1834, verst. 18. Juli 1903) zu verdanken hat, der zweite Teil resultiert aus seinem eigenen Vornamen Carl.

Barnabas Hermann war Geiger und Mitglied einer in der Tennenbronner Gegend sehr bekannten Musikantengruppe, die nach Barnabas (Bäsle) Hermann unter dem Namen »Bäslemusik« (Abb. 2) bekannt war. Offenbar hat Barnabas Hermann seine Musikalität auch seinem Sohn Carl vererbt. Und nach dem Motto »einmal Bäsle, immer Bäsle« wurde der Name Bäsle vom Vater auf den Sohn und auch seine gesamte Familie übertragen. In Tennenbronn hieß die Familie von Carl Hermann (Abb. 3) »Bäsle«; die Hermanns waren eben die Bäsles. Selbst die erst vor wenigen Jahren verstorbenen Töchter von Carl Hermann Anna Moosmann und Martha Kaltenbacher wurden zeitlebens mit Bäsleanna und Bäslemartha angesprochen.[2]

Abb. 2: Die Bäslemusikanten um 1885; zweiter von rechts mit Vollbart Barnabas Hermann, genannt Bäsle (12. Mai 1834 – 18. Juli 1903). Von Bäsle abgeleitet, kam der Sohn von Barnabas Carl Hermann (24. Mai 1871 – 27. Januar 1947) zu seinem Namen Bäslecarl.

Abb. 3: Der Bäslecarl, Carl Hermann – Musikant, Liedermacher, erster Tennenbronner Dorffotograf, Verleger und selbstständiger Schreiner – mit seiner Familie während des Ersten Weltkriegs: links von der Mutter die Tochter Anna (Bäsleanna), vor dem Vater die Tochter Martha (Bäslemartha), auf dem Schoß der Mutter der Sohn Carl (Bäslecarl, jun.) in der seinerzeit typischen »Mode« für Mädchen und Knaben, im Kleidchen.

Die Bauernmusik der Bäslemusikanten

Über die Bauernmusik im Umkreis von Tennenbronn und St. Georgen berichtet schon Abt Georg II. Gaiser in seinen Tagebüchern.

Er schreibt unter dem 3. Februar 1638: »*Benedikt Haas, der Schiltacher* (gemeint ist Langenschiltach, seit 1973 ein Ortsteil von St. Georgen, der Verf.) *Vogt bringt die traurige Nachricht von meinem Untertanen Joh. Schultheiß, der gestern von einem Soldaten des Pappenheimer Regiments getötet wurde.*

Den bedauernswerten Menschen hatten einige zusammenzechende Soldaten herbestellt. Er verstand sich nämlich auf Bauernmusik (music rusticae). Nachdem nun der Tag mit Saufen hingebracht war, wollte der eine der Soldaten in seine Wohnung zurück und hieß Schultheiß ihn zu begleiten. Als dieser ihn nicht recht willfährig für seinen Wunsch fand, ging er ihm mit Schwertstichen zu Leibe, auch schon wollte er den Stich wiederholen, als jener auf Zurufen der Umstehenden entfloh und die benachbarte Höhe erkletterte, wo er am Hofe des Martin Kammerer angelangt, gerade an der Grenze des Hornberger und des St Georgener Gebietes zusammenbrach. Dort fanden ihn einige, die ihm gefolgt waren, zwar noch atmend, aber bevor irgend ein Gegenmittel zur Hand war, verschied er.«[3]

Auch nach diesem tragischen Ende des Langenschiltacher Musikanten gibt es immer mal wieder in unregelmäßigen Abständen Nachrichten über die einfache bäuerliche Musik bzw. über die Musikanten und den dazu Tanzenden. In aller Regel wurde in diesen frühen Zeiten mit der Geige, der Maultrommel und/oder dem Dudelsack musiziert.[4]

Das Musizieren und insbesondere das Tanzen war den Pfarrern ein ständiger Dorn im Auge. Sie waren der Ansicht, dass bei diesen Vergnügungen die Sittlichkeit und Moral ihrer Schäfchen sehr in Gefahr geriet. Schließlich erreichten sie, dass die sogenannten Zechhochzeiten und das öffentliche Tanzen im gesamten Oberamt Hornberg verboten wurde. Hiergegen erhob der Wirt Fleig aus Mönchweiler auch im Auftrag vieler seiner Kollegen Einspruch beim Herzog von Württemberg mit dem Ergebnis, dass Herzog Eberhard eine regional gültige Sondergenehmigung vom 5. Juni 1662 erließ, nach der das Musizieren und Tanzen insbesondere anlässlich der öffentlichen Hochzeiten wieder erlaubt war. Nach dieser Regelung, die vom Herzog, also von »oben herab«, kam, sprach man fortan von der »Oberab-Musik« oder auch von den »Oberab-Tänzen«.[5]

Wie schon kurz angemerkt, verdankte die zwischen etwa 1860 und 1910 im weiten Umkreis von Tennenbronn sehr populäre sogenannte »Bäslemusik« – um 1880 bestand sie aus zwei Geigern, zwei Klarinettisten und einem Bassisten – ihren Namen dem Geiger Barnabas (Bäsle) Hermann. Nach den Vätern ersetzten die Söhne der Gründer die Geigen durch die zwischenzeitlich in Mode gekommenen Blechblasinstrumente (Flügelhorn und Tenorhorn), unter ihnen der Bäslecarl (Carl Hermann) und Elias Staiger, weshalb die Gruppe gelegentlich auch als »Eliasmusik« bezeichnet wurde.[6] Diese Musikanten – die viele ihrer Lied- bzw. Tanzverse auch selbst erdachten - hatten in und um Tennenbronn einen dermaßen guten Ruf, dass sie auf keiner rechten (öffentlichen) Hochzeit fehlen durften. Gespielt wurde die »Oberab-Musik«.

Die Wiege dieser regionalen Bauernmusik um Tennenbronn und St. Georgen stand im Gasthaus »Grüner Baum« in Langenschiltach. Dieses Gasthaus war über lange Zeit Poststation und ein sehr wichtiger Stützpunkt der Linie Straßburg – Schaffhausen. Hier wurden die Gäste ständig von einer Hausmusik unterhalten.[7]

Auf keiner öffentlichen Hochzeit gefehlt

Vorrangiges Betätigungsfeld der Bäslemusikanten waren – neben gelegentlichen Auftritten in verschiedenen Gasthäusern – die öffentlichen Hochzeitsfeiern, die schon in der Frühe nach den obligatorischen Böllerschüssen mit der sogenannten Morgensuppe begannen und erst spät in der Nacht endeten – ständig begleitet von den Bäslemusikanten. Das galt schon für Barnabas Hermann, dem Bäsle (Abb. 2) und später auch für seinen Sohn Carl, dem Bäslecarl (Abb. 3).

Bei diesen traditionellen, sogenannten öffentlichen Hochzeiten ging es schon morgens bei der Vorfeier recht lustig zu. Nach den Böllerschüssen versammelten sich die Hochzeitsgäste, je nach Verwandtschaft im Elternhaus der Braut oder des Bräutigams zu einem Frühimbiss, der sogenannten Morgensuppe. Serviert wurde Weißbrot und Wein, gelegentlich auch Nudeln, Brot und Weinsuppe, später auch Kaffee und Gugelhupf. Während die Gäste mit Unterstützung der »Bäslemusik« sangen und oftmals auch schon tanzten, wurde die »Hochzittere« von der »Hippennaihere« (Trachtenschneiderin) angezogen und »zweg g'macht«. Nach dieser Tortur mischte sich die Braut im vollen »Hochzigstaat« unter die Gäste, die sie angemessen bewunderten und beglückwünschten (Abb. 4). Danach ging es unter Begleitung der Bäslemusikanten zur Kirche, wobei man unterwegs auf den Festzug des Bräutigams stieß. Nach Aussagen des Langenschiltacher Kronenwirts Laufer soll es vorgekommen sein, dass der ein oder andere der Musikanten schon bei der Morgensuppe dem Wein derart gut zugesprochen hatte, dass ihm der Weg zur Kirche recht schwer fiel; gelegentlich soll es auch vorgekommen sein, dass einer der Musikanten den Weg zur Kirche erst gar nicht angetreten hat.[8]

Abb. 4: Die Bäslemusikanten musizieren bei der »Morgensuppe« anlässlich einer Hochzeit auf dem Tennenbronner Hubbauernhof (erbaut 1654) am 25. Mai 1914. Bei den Musikanten von rechts: Bäslecarl, Stanislaus Müller, Andreas Kunz.

Nach der Trauung zog die gesamte Hochzeitsgesellschaft, natürlich dem Anlass gemäß, festlich gekleidet und unter den Klängen der Bäslemusik ins Wirtshaus. Bevor man dort einkehrte wurden noch die obligatorischen Erinnerungsfotos geschossen. Die Abbildung 5 aus der Zeit um 1900 zeigt eine solche Hochzeitsgesellschaft mit der Bäslemusik im Vordergrund. Obwohl die traditionelle bäuerliche Tracht um 1900 von den Männer kaum noch getragen wurde, erschienen sämtliche Frauen zu dieser Zeit noch in der regional üblichen, festlichen Tracht. Die Unverheirateten trugen den sogenannten Schäppel, die Brautkrone als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit.

Im Gasthaus eingekehrt, begann nun die eigentliche Hochzeitsfeier. Sie bestand im Wesentlichen aus vergnüglichem Tanzen nach den Klängen der Bäslemusik und gutem und reichlichem Essen und Trinken. Begonnen wurde mit dem Ehrentanz des frischvermählten Paares. Der zweite Ehrentanz gebührte den Eltern des Hochzeitspaares, und erst danach war der Tanzboden frei für den allgemeinen Tanz.

Die Bäslemusikanten waren musikalische Naturtalente; Noten waren ihnen nach Aussagen der Zeitgenossen, u. a. des Langenschiltacher Kronenwirts Laufer, fremd.[9] Gespielt wurden die sehr einfachen Oberabtänze, die oftmals auch mitgesungen wurden; hierzu einige wenige Textbeispiele[10]:

De Schuemächerles Bua
On der Schuemächerles Bua,
On der schläth Nägele in d'Schue
Hätt Löchle vergesse,
Mueß andere steche.
On der Schuemächerles Bua,
On der schläth Nägele in d'Schue.

S'Theresele
Theresele heiasa,
Theresele hopasa,
Theresele hätt en rote Rock aa,
Heijupa, Heijupa,
Schöns Hüetele uff,
Schöns Bendele draa,
Ons herzig Schätzele,
Des stoht em wohl aa!

De g'schecket Schimmel
Was machet denn mei g'scheckete Schimmel,
Was machet denn mei g'scheckete Gaul,
Er machet mir das Kopf Getümmel,
Kei Hei in de Scheier,
De Hawer isch teier,
Was machet denn mei g'scheckete Schimmel,
Was machet denn mei g'scheckete Gaul.

S'Holderbeerle
Die Holder Holderbeerle sinn zittig,
Die Holder Holderbeerle sinn reif,
Die Holder, die Holder,
Die Holder Holderbeerle sinn zittig,
Die Holder Holderbeerle sinn reif.

Hochzeitsfeiern mit 100 bis 150 Gästen waren keine Seltenheit. Es war üblich, dass, außer den nahen Verwandten der Brautleute, jeder Gast seine Zeche selbst übernahm.

Erst gegen Mitternacht ging das Hochzeitspaar »in d'Rueh«, womit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben war. Da die Bäslemusikanten oftmals auch auf Hochzeitsfeiern im weiten Umkreis von ihrem Zuhause auftraten und auch der in den Musizierpausen genossene Wein seine Wirkung tat, wurde der Heimweg in aller Regel erst am nächsten Tag angetreten.

In der Familie wurde viel gesungen und gelacht

Die Bäslemusikanten, die alle Wege zu den Hochzeiten zu Fuß zurücklegten, mussten aus den zuvor beschriebenen Gründen pro Hochzeit mindestens zwei, gelegentlich auch drei Tage einkalkulieren. Und bei den vielen Hochzeiten, nicht nur in Tennenbronn, sondern z. B. auch in Langenschiltach, St. Georgen, Lauterbach, Niederwasser, Reichenbach, Buchenberg usw., blieb für den selbstständigen Schreiner Bäslecarl, der diesen Beruf bei seinem Vater erlernt hatte, nicht allzu viel Zeit, in seinem Hauptberuf zu arbeiten. Das wirkte sich aber nicht nachteilig auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie aus, da mit dem Musizieren mehr Geld zu verdienen war als mit dem Handwerk. Bevor die Musikanten zum Tanz aufspielten und immer mal wieder zwischendurch gingen sie von Tisch zu Tisch, um für ihre Darbietungen zu kassieren. Es galt das ungeschriebene Gesetz: Nur wer zahlt, darf tanzen. Obwohl dieser Grundsatz nicht ganz so ernst zu nehmen war, verstanden es die Musiker immer wieder, gelegentlich auch mal mit spaßigen, in aller Regel aber

wirkungsvollen Bemerkungen, zu ihrem Geld zu kommen.[11]

Die beiden inzwischen verstorbenen Töchter Carl Hermanns, Anna Moosmann und Martha Kaltenbacher, erinnerten sich zeitlebens gern an die Zeit ihrer Kindheit und Jugend im Elternhaus und auch daran, dass der fast ausnahmslos gut gelaunte Vater oft bis zu drei Tagen mit der »Musik« unterwegs war. Auch auf die Mutter mussten sie oftmals einen ganzen Tag lang verzichten. Sie war Hebamme und musste, um ihren Beruf auszuüben, oftmals weite Wegstrecken zu Fuß überwinden. Wenn sich auf den weit abgelegenen Bauernhöfen Tennenbronns Nachwuchs anmeldete, ging schnell ein Tag ins Land.

Da Handwerkerfamilien auf dem Lande zur damaligen Zeit so gut wie immer Selbstversorger waren, d. h. »nebenher« eine kleine Landwirtschaft für den Eigenbedarf betrieben und ein bis zwei Kühe, zwei Schweine und etliche Hühner zu versorgen hatten, dazu noch einen Obst- und Gemüsegarten, waren Bäsleanna und Bäslemartha schon seit ihrer Kindheit an harte Arbeit gewöhnt. Dennoch strahlten ihre Augen, wenn sie über diese Zeit berichteten. Trotz gelegentlicher wirtschaftlicher Sorgen hat die Familie immer gut zusammengestanden, jeder tat sein Bestes, um die täglich anfallenden Arbeiten zu bewältigen und so blieb auch noch Zeit für regelmäßiges häusliches Musizieren. Überhaupt, so erinnerten sich die beiden Schwestern, »*wurde in unserer Familie vieles gemeinsam unternommen, gearbeitet, aber auch gesungen und gelacht*«.[12] Bezogen auf viele heutige Familien, in denen oft beide Ehepartner außer Haus beruflich tätig sind, hat sich diesbezüglich sicher einiges geändert.

In seiner Schreinerwerkstatt fertigte Carl Hermann vorwiegend Möbel nach den individuellen Wünschen seiner Kunden – häufig für die Aussteuer einer Braut. Aber auch viele hölzerne Weg- und Grabkreuze kamen aus der Hermann'schen Werkstatt. Selbstverständlich wurden die dabei anfallenden Schnitzarbeiten, wie auch die Bemalung und Beschriftung in eigener Regie ausgeführt.[13]

Mit sperriger Holzkamera und Glasplattennegativen

Das Interessenspektrum Carl Hermanns war sehr breit gefächert. Neben der Musik, dem Verfassen von Lied- und Tanzversen, wie auch der handwerklichen Betätigung als Schreiner, interessierte er sich schon sehr früh fürs Fotografieren. An eine eigene Kamera war allerdings zunächst nicht zu denken; dafür fehlte das Geld. Das änderte sich, als ihm ein Pfarrer schon einige Jahre vor der vorletzten Jahrhundertwende eine gebrauchte, aber komplette Fotoausrüstung schenkte. Sie bestand aus einer sperrigen Holz-Plattenkamera, mit der das Negativbild auf eine Glasplatte gebannt wurde, einem Stativ und dem obligatorischen schwarzen Tuch, das der Fotograf während des Fotografierens über seinen Kopf legte, um störenden Lichteinfall auszuschließen und das Bild auf der Glasplatte besser sehen zu können. Nun konnte Carl Hermann experimentieren und erste praktische Erfahrungen auf dem Gebiet der Fototechnik sammeln.[14]

Und da halbe Sachen nicht Carl Hermanns Ding waren, arbeitete er sich dermaßen tief in die Technik des Fotografierens ein, dass er schon bald recht passable Porträtfotos produzierte. Eines der ersten recht gelungenen Porträtfotos zeigt Abbildung 6 mit seinem Vater Barnabas (Bäsle) Hermann. Diese Aktivitäten sprachen sich in Tennenbronn natürlich schnell herum; immer mehr Einwohner baten

Abb. 5: Eine Hochzeitsgesellschaft um 1900 vor dem am 24. Oktober 1909 abgebrannten Mühlbachhof in St. Georgen-Peterzell. Bei den Musikanten im Vordergrund zweiter von rechts: der Bäslecarl.

Carl Hermann, ihr Konterfei im Bild festzuhalten.[15]

Diese positiven Erfahrungen animierten ihn zu weiteren fotografischen Aktivitäten. Schon bald beherrschte der Bäslecarl auch die Technik der sogenannten Momentaufnahme. Das heißt, er war nun in der Lage, durch sehr kurze Belichtungszeiten auch sich schnell bewegende Menschen, Tiere oder andere Gegenstände in klare Bilder umzusetzen, z. B. Festumzüge von Vereinen, Hochzeitszüge, Prozessionen oder Umzüge an kirchlichen Festtagen usw. So beispielsweise hielt Carl Hermann auch den Hochzeitszug des Tennenbronner Schreiners Heinrich Jäckle am 11. Februar 1902 im Bild fest.[16]

Wahrscheinlich veranlassten ihn alle diese fotografischen Erfolge, um 1900 den »Verlag Carl Hermann, Tennenbronn« zu gründen. Primär wurden Ansichtskarten produziert und vertrieben, die um diese Zeit mit dem auch im Schwarzwald boomenden Fremdenverkehr sehr in Mode kamen. Inzwischen sind die Karten vom Verlag Carl Hermann sehr begehrte Objekte von Sammlern, die in erster Linie lokalhistorisch interessiert sind.

Abb. 6: Ein vom Bäslecarl um 1900 fotografiertes und künstlerisch gestaltetes Porträt seines Vaters Barnabas Hermann, genannt Bäsle.

Die in diesem Beitrag vorgestellten Fotografien von Carl Hermann (Abbildungen 1, 6, 7 und 8) vermitteln einen kleinen Einblick in das fotografische Schaffen des Bäslecarl. Vergleicht man die Abbildung 1 mit der gegenwärtigen Bebauung Tennenbronns werden die gewaltigen Veränderungen innerhalb der letzten mehr als 100 Jahre deutlich sichtbar. Ähnlich dem Porträtfoto seines Vaters (Abb. 6) verewigte Carl Hermann viele Einwohner Tennenbronns und Umgebung auf Bildern. Den schmückenden floralen Rahmen der Bilder gestaltete Carl Hermann je nach Anlass der Fotografie individuell.

Von den vielen Dorfereignissen, die Carl Hermann fotografierte, sei hier ein für Tennenbronn so bedeutungsvolles wie negatives bildlich vorgestellt: Der große Dorfbrand am

Abb. 7: Die im Verlag von Carl Hermann (Bäslecarl) erschienene Ansichtskarte zeigt den Brandplatz des großen Tennenbronner Dorfbrandes am 12. Juli 1901. Sie belegt das verheerende Ausmaß der Brandkatastrophe. Inzwischen ist sie ein regionalgeschichtlich wichtiges und selten gewordenes Zeitdokument.

Abb. 8: Diese im Verlag von Carl Hermann (Bäslecarl) erschienene Ansichtskarte zeigt das nach dem Dorfbrand (Abb. 7) wieder aufgebaute Tennenbronn. Da die neue evangelische Kirche (eingeweiht am 4. Oktober 1903) zur Zeit der Aufnahme noch nicht errichtet war, wurde sie von Bäslecarl sehr originalgetreu in die Fotografie eingezeichnet. Das wiederum belegt u. a. die zeichnerischen Fähigkeiten des Bäslecarl, der auch viele in seiner Schreinerei gefertigten Schränke mit bäuerlichen Motiven bemalte.

12. Juli 1901, dem 24 Gebäude, einschließlich des Schul- und Rathauses von Evangelisch Tennenbronn, sowie der evangelischen Kirche aus dem 15. Jahrhundert, zum Opfer fielen.[17] Vergleicht man die Abbildungen 1, 7 und 8 wird das Ausmaß der Brandkatastrophe deutlich. Rechts in Abbildung 7 (Ansichtskarte) ist die Ruine der ehemaligen evangelischen Kirche aus dem 15. Jahrhundert[18] zu sehen und dahinter, zur Bildmitte hin, der Brandplatz, der sich bis zum Gasthaus zum Löwen (großes Gebäude mit spitzem Giebel im Hintergrund; 1917 abgebrannt) ausdehnte. Genau im Jahr der Brandkatastrophe erhielt die katholische Kirche, im Hintergrund links, ihren Turm. Mit etwas Phantasie ist das Baugerüst am Kirchturm noch zu erkennen. Das Foto für Abbildung 8 (Ansichtskarte) muss 1902/Anfang 1903 entstanden sein. Auf dem Brandplatz sind die neuen Gebäude bereits errichtet; es fehlt aber noch die neue, im Oktober 1903 eingeweihte evangelische Kirche. Ein Kuriosum: Sie wurde in dieses Foto sehr gekonnt und originalgetreu nachträglich von Carl Hermann eingezeichnet. Offenbar war der Bäslecarl nicht nur musikalisch, zeichnerisch und technisch begabt, sondern auch geschäftstüchtig, denn durch die nachgetragene Zeichnung der Kirche war die Karte wieder aktuell und konnte auch zukünftig verkauft werden.

Durch sein fotografisches Wirken schuf Carl Hermann viele aussagekräftige Bilddokumente von unschätzbarem regionalgeschichtlichem Wert. Er setzte auf die visuelle Aussagekraft des fotografischen Bildes. Ganz sicher ist das mit der Kamera und Fotoplatte gewonnene, unverfälschte Bild als Medium oftmals anschaulicher und überzeugender als das gesprochene oder gedruckte Wort.

In der heute insbesondere von vielen Jugendlichen bevorzugten »neudeutschen« Sprache würde man Carl Hermann bezogen auf das Texten und Vertonen von Liedern und seinem instrumentalen und gesanglichen Vortrag sicher als Entertainer bezeichnen, zutreffender für den Schreiner, Musikanten, Fotografen und Verleger ist die Bezeichnung »Multitalent«.

Anmerkungen:

1 Fütterer, Paul: Geschichte des Dorfes Tennenbronn, Selbstverlag der Gemeinde Tennenbronn 1979, S. 72, 82, 84, 85.

2 Persönliche Gespräche des Verfassers mit den inzwischen verstorbenen Töchtern von Carl Hermann (Bäslecarl) Anna Moosmann und Martha Kaltenbacher im Jahre 2002.

3 Tagebücher des Abt Georg II. Gaiser, Veröffentlichung des Stadtarchivs Villingen, zitiert bei: Gramlich, Wolfdieter: St. Georgener Heimatbuch, Villingen 1984, S. 180.

4 Gramlich, Wolfdieter: St. Georgener Heimatbuch, Villingen 1984, S. 180, 181.

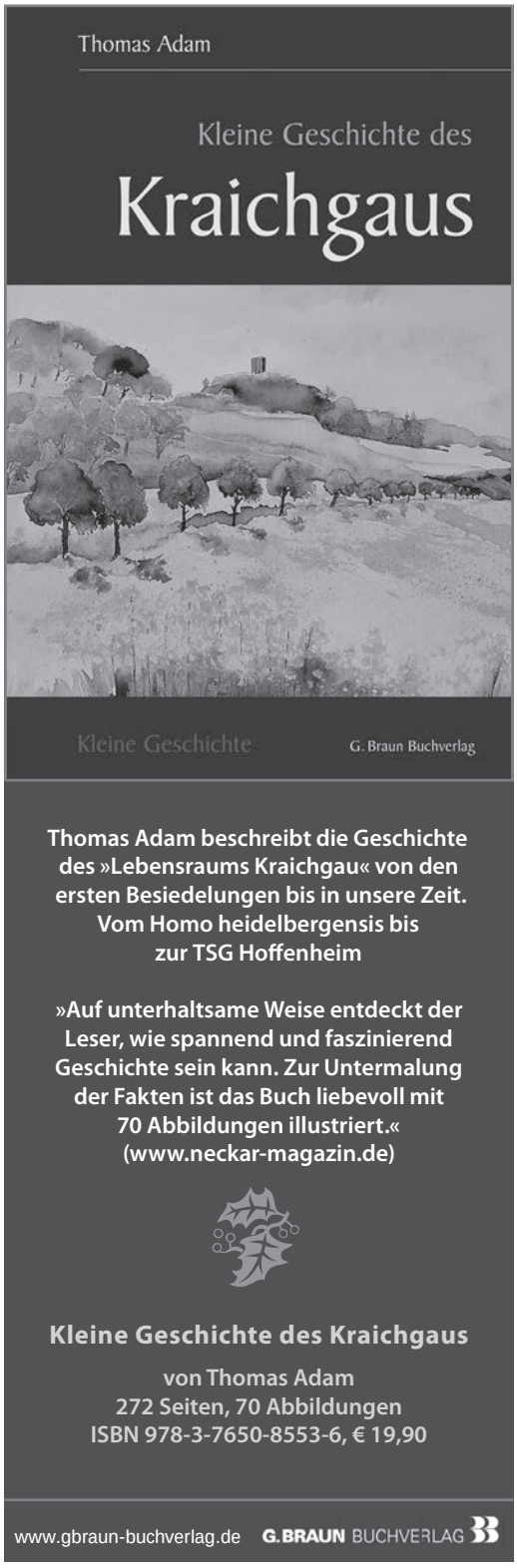
5 Ebd., S. 182, 183.

6 Mündliche Information vom Enkel des »Bäslecarl«, Karl-Heinz Moosmann, Tennenbronn.

7 Moosmann, Karl-Heinz (Enkel des Bäslecarl): Alte Lieder und Tänze aus der Raumschaft St. Georgen, o. J. (unveröffentlichtes maschinenschriftliches Manuskript).

8 Im Johannes-Kinzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg wird eine Tonbandaufnahme vom 25. Februar 1962 aufbewahrt, auf der 12 Musikstücke gespeichert sind, die ehemals von den Bäslemusikanten gespielt wurden und hier von der im Jahre 1927 von David Weisser gegründeten »Langenschiltacher Bauernkapelle« dargeboten werden. Abschließend ist ein Gespräch zwischen dem damaligen Langenschiltacher Kronenwirt Laufer (seinerzeit 73 Jahre alt) und dem Langenschiltacher Bürgermeister, Gründer und Dirigent der Langenschiltacher Bauernkapelle David Weisser aufgezeichnet, in der Laufer persönliche Eindrücke von der Bäslemusik und den Bäslemusikanten schildert (Kopie im Besitz des Enkels von »Bäslecarl«, Karl-Heinz Moosmann, Tennenbronn).

9 Tonbandaufnahme, wie Anm. 8, Gespräch zwi-



schen Kronenwirt Laufer und Bürgermeister David Weisser.

10 Tonbandaufnahme, wie Anm. 8, Gespräch zwischen Kronenwirt Laufer und Bürgermeister David Weisser.

11 Mündliche Information, wie Anm. 6.

12 Persönliche Gespräche, wie Anm. 2.

13 Persönliche Gespräche, wie Anm. 2.

14 Persönliche Gespräche, wie Anm. 2.

15 Eine Vielzahl von Glasplattennegativen mit Bürgern und Bauern aus Tennenbronn und Umgebung sind bis heute erhalten. Sie werden vom Enkel des Bäslecarl Karl-Heinz Moosmann, Tennenbronn aufbewahrt.

16 Haas, Erwin und Esther: Tennenbronner Heimatbuch, Hg.: Gemeinde Tennenbronn, Schramberg 1979, S. 121.

17 Ebd., S. 19.

18 Grießhaber, Martin / Wielandt, Bernhard: 100 Jahre evangelische Kirche Tennenbronn (1903–2003), Hg.: Evangelische Kirchengemeinde Tennenbronn, Hornberg 2003, S. 4.

Abbildungsnachweis

1, 2, 3, und 6: Karl-Heinz Moosmann, Schramberg-Tennenbronn; die übrigen: Archiv Nienhaus.

Mein Dank für viele Hinweise zum Leben und Wirken von Barnabas (Bäsle) Hermann und Carl (Bäslecarl) Hermann gilt dem Urenkel bzw. Enkel, Herrn Karl-Heinz Moosmann, Schramberg-Tennenbronn und posthum auch den Töchtern des Bäslecarl Anna Moosmann und Martha Kaltenbacher.

Anschrift des Autors:
Heinz Nienhaus
Ledderkesweg 4
46242 Bottrop
h.u.nienhaus@gelsennet.de

Ernst Köpfer (1878–1954)

Ein Pionier der Skifabrikation und des Skisports im Bernauer Hochtal

Rolf Fuhlrott

Das Bernauer Hochtal

Sanft nach Südosten abfallend zieht sich das Hochtal der Bernauer Alb vom Herzogenhorn, dem zweithöchsten Berg des Schwarzwaldes, in Richtung Sankt Blasien, kurz zuvor vereinigt mit der vom Feldberg kommenden Menzenschwander Alb. Darin eingebettet hat Bernau seine einzigartige und sonnenreiche Lage in einer Höhe von 900 bis 1000 m, wo die Teilorte »locker und gefällig hingestreut, wie von Gottes Hand« liegen, so beschreibt es der Wander-Schriftsteller Wolfgang Abel.

Das war nicht immer so, als vor etwa 10–12 000 Jahren das Feldberg- / Herzogenhorn-Massiv in der letzten Eiszeit noch von mächtigen Gletschern von 300 m Stärke bedeckt war. Als diese abschmelzend nach Südwesten abzogen, hinterließen sie ein abgeschliffenes von Moränen bedecktes Trog-Tal, wobei die ausschürfende Wirkung zum Ende des Gletschers erheblich abnimmt. Ganz allmählich hat sich dann im Laufe von tausenden von Jahren dieses U-förmige Tal durch die natürliche Sukzession in ein dichtes, geschlossenes Waldgebiet gewandelt, das sich lange der menschlichen Besiedlung entzog.

Erst spät, im beginnenden Mittelalter ging von den Klöstern die Urbarmachung dieser Waldgebiete aus. Um 1070 sandte die Bene-

Das Bernauer Hochtal bei Sonnenaufgang (Foto: Erich Spiegelhalter, Freiburg)

diktiner-Abtei St. Blasien – die Anfang des 9. Jh. aus einer Einsiedelei, der Albzelle, hervorgegangen ist und gemäß einer Urkunde von 983 von Kaiser Otto II. die Selbstständigkeit und Oberhoheit (genannt Zwing und Bann) über weite umliegende Gebiete erhalten haben soll – nun Klosterbrüder in diese Waldungen, um auf dort von ihnen errichteten Bruder- oder Mönchshöfen, durch Rodungen Neuland urbar zu machen und durch Landwirtschaft und Viehzucht die eigene Versorgung des Klosters zu sichern. Eine erste Kolonne gelangte an das Talende, dem heutigen Bernau-Hof. Ihr Anführer soll ein gewisser Berno gewesen sein, der diesem Siedlungshof den Namen »Au des Berno« = »Bernovva« gegeben haben soll. Der Name wurde 1173 nach der Einweihung eines dort errichteten Kirchleins urkundlich erstmals bestätigt. Diese Version wird von Fachleuten als wahrscheinlicher angesehen als die Namensherkunft von einer »Au der wilden Bären«. Im Laufe der Zeit siedelten sich immer mehr solcher Klosterhöfe im Tal an und bildeten den Kern der späteren Ortsteile. Das Tal wurde durch die Rodungen lichter und der Wald auf die umliegenden Höhenzüge zurückgedrängt. So konnte sich der Ackerbau ausbreiten, aber von den einzelnen Klosterbrüdern arbeitsmäßig nicht mehr bewältigt werden. Die Räume zwischen den Siedlungshöfen vergab das Kloster daher zur Urbarmachung und Bewirtschaftung dank ihrer Zwing- und Bannhoheit an Bauern. Sie erhielten als Leibeigene vom Kloster das Land als Lehen – wodurch ebenfalls die späteren Ortsteile ihren Namen bekamen, wie Ober-, Unter- oder Innerlehen Die Bauern erzeugten, was sie selbst zum Leben benötigten und was der karge Boden in dem rauen Klima hergab. Das waren vor allem Kartoffeln, Getreide wie Roggen und Gerste, Milch von den Kühen und Fleisch von den Tieren. Diese landwirtschaftlich genutzten Flächen bestimmten noch bis nach dem 2. Weltkrieg 1945 das Bild der Landschaft: im Sommer Felder bis zur landwirtschaftlichen Wachstumsgrenze, darüber Weiden für das Vieh bis an den Waldrand, im lang anhaltenden Winter schneebedeckte Flächen. Auch Kriege hinterließen ihre Spuren, im 17. Jahrhundert der 30-jährige Krieg, Ende des 18. Jahrhundert der Durchzug der Französischen Truppen. 1806 kam mit der Auflösung der Klöster auch das Ende der Leibeigenschaft Es kam die Zeit, da die Bevölkerung stärker wuchs als die landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Bernau war der bevölkerungsreichste Ort der Umgebung. Es musste Fehlendes hinzugekauft werden, wozu aber das Geld fehlte. Hungersnöte entstanden, was zu Aufständen führte und viele zur Abwanderung trieb, ins Elsass, ins ferne Banat und den Rhein abwärts auf die weite Reise über Bremen und Bremerhaven per Schiff ins gelobte Land nach Amerika. Nicht allen war das Glück beschieden, mancher überstand die Reise nicht, wurde krank und starb, manches Schiff ging unter und mancher verstarb vergrämt in der Fremde, andere kehrten später enttäuscht in die Heimat zurück.

Bernau als Zentrum der Holzverarbeitung

Neben kleineren Vorkommen von Bodenschätzen bestand der Reichtum des Bernauer Tales in seinen verbliebenen Waldbeständen. Die Menschen lernten mit Axt und Säge umzugehen und aus den Stämmen Häuser zu bauen. Es entstand das typische Schwarzwaldhaus unter dessen Dach Wohnen, Arbeiten und Viehhaltung möglich waren. In der bevölkerungsreichen Zeit des 19. Jahrhunderts drängten sich oft mehrere Familien

in einem Haus Die lange Winterzeit wurde genutzt, um Gegenstände des täglichen Gebrauchs zu fertigen wie Löffel, Teller, Schüsseln, Bottiche oder für die Feldarbeit Heurechen und -gabeln. Alles geschah unter dem einem Dach, in einem gesonderten Werkstattraum, die ganze Familie half mit, so dass schließlich mehr hergestellt wurde als man selber benötigte. Da kam der Gedanke des Handels auf, durch den man Geld verdienen könnte, um Fehlendes zu kaufen. Es entstanden die sog. Schnefler-Berufe wie Löffelmacher, Drechsler oder Kübler, Fertiger von Kraut- und Rübenhobel, von Fleisch- und Hackbrettern, von Bürsten, Holzschachteln und Spankörben, auch von Mausefallen und nicht zuletzt von Schindeln, um die Häuser zu decken und zu verkleiden. Als Verkäufer der Gebrauchswaren wurden zunächst die eigenen Kinder mit Handkarren losgeschickt, die in oft 12- bis 15-Stundenmärschen die umliegenden Dörfer und Märkte aufsuchten, Spätere Abnehmer waren die Wander-Verkäufer, die übers Land zogen und Waren kauften und verkauften, nicht selten aber auch Gaunern in die Hände fielen, die wussten, dass bei ihnen Geld zu holen war. Später im 19. Jahrhundert gründeten die Bernauer Hersteller eigene Ein- und Verkaufsgenossenschaften, z. B. die bis Anfang des 20. Jh. bestehende Compagnie Mayer & Co. im Ortsteil Altenrond, oder Frobin Thoma in Riggenbach, die das Material besorgten, was am Ort nicht vorhanden war, vor allem metallische Hilfsmittel, und die Fertigwaren abnahmen, um sie weiter zu verkaufen z. B. an sog. Trägercompagnien, die die Erzeugnisse des Heimgewerbes an zent-

Blick in eine Schneflerwerkstatt mit Schneflerwaren
(Foto: Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, Gutach)

ralen Orten lagerten, wie z. B. in Lenzkirch, von wo sie nach ganz Europa gelangten. Andere wurden mit von Ochsen oder Pferden gezogenen Fuhrwerken auf schwierigen Wegen zu Tal verbracht, z. B. als Eisenbahnen begannen den Schwarzwald zu erschließen nach Utzenfeld im Wiesental oder nach Seebruck am Schluchsee.

Um sich auch im Winter im tiefen Schnee fortbewegen zu können, nutzten findige Bernauer Schneereifen, die aus gebogenem Hartholz und geflochtenen Seilen und Lederriemen unter die Schuhe gebunden werden konnten, so wie die heute wieder in Mode gekommenen Schneeschuhe, wodurch, wenn auch mühsam, ein Fortkommen im Winter im tiefen Schnee möglich wurde. Weiteres und schnelleres Fortkommen allerdings ermöglichten erst die Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Skier. Aus Norwegen kommend, tauchten sie erstmals am Feldberg auf, dann auch in Bernau, wo ein aufmerksamer Knabe ihren Spuren folgte und eine zündende Idee hatte. Aber davon später. So wurde Bernau durch seinen Waldreichtum und die Fähigkeit seiner Bewohner, das gewachsene Holz umzuwandeln in hölzerne Gebrauchsgegenstände zum Zentrum der Holzbe- und -verarbeitung im Schwarzwald. Um 1850 gab es nicht weniger als 120 Schneflerbetriebe, 30 Schachtelmacher und fünf Drechsler, dazu noch etliche Schnitzer und Holzbildhauer. Ganz berühmt aber wurde Ende des 19. Jahrhunderts der Ort durch seine Ski-Fabrikation – heute wieder durch die Erinnerung daran.

Hans Thoma Elternhaus in Bernau, gemalt 1866

Bernau und die Kunst

Aber nicht nur das Holzgewerbe fand in diesem Tal eine besondere Ausprägung. Nein, dank seiner einzigartigen Lage in 1000 m Höhe über den Wolken, dem Himmel nahe, wie Dichter es sehen und jeder Besucher in sternenklaren Nächten sich von der Leuchtkraft des Himmels überzeugen kann – was die Großstädter infolge ihrer Lichtüberflutung schon lange nicht mehr kennen – nein, dank Öffnung des Tales durch Rodung und Rückdrängung des Waldes brachte dem Tal ein einzigartiges Sonnenlicht und weite Sicht bis zu den Alpen, was immer wieder Künstler anzog. Dass der hier geborene Hans Thoma trotz seiner überregionalen Bedeutung für die Malerei von dieser Landschaft und diesem Licht geprägt und zu *dem* Schwarzwaldmaler machte, ist nicht verwunderlich. Das nach ihm benannte Museum zeigt ständig einen Teil seiner Originalwerke. Der jährliche Hans-Thoma-Tag Anfang August hält die Erinnerung an ihn fest und der alle zwei Jahre gleichzeitig vergebene Hans-Thoma-Preis ehrt heutige Künstler, die in seinem Sinne gewirkt haben. Den Winter hielt der Maler Karl Hauptmann in seinen Bildern fest, dem ein eigener Raum im gleichen Hans-Thoma-Kunstmuseum gewidmet ist, wo auch die letzte Sonderausstellung unter dem Thema »Ein Wintermärchen« von .Dezember 2010 bis Februar 2011 stattfand. Schließlich sind aus dem Nachbartale der Menzenschwander Alb die Malerbrüder Winterhalter zu erwähnen, die mit ihren Prominentenportraits Weltruhm erlangten und in diesen Kreis der regionalen Künstler gehören. All dies mag der Vervollständigung der Talbeschreibung dienen mit ihrer Mischung aus Handwerk, Kunstgewerbe und Kunst. Aber kehren wir zurück zu den holzverarbeitenden Heimbetrieben und schauen dabei auf die Entwicklung des Skilaufs.

Das Köpfer-Geburtshaus um 1920 in Bernau-Kaiserhaus (Foto: Köpfer-Privatarchiv)

Der Weg zur Ski-Herstellung und zum Volkssport

Wie kam es nun zur ersten Skifabrikation an diesem Ort. Der oben erwähnte Knabe mit der zündenden Idee war der 12-jährige Sohn Ernst des alteingesessenen Schreinermeisters Karl Köpfer, der die, von seinem Vater gegründete Schreinerei in seinem Geburtshaus im Ortsteil Kaiserhaus betrieb. Ernst ging unten im Ortsteil Gass zur Schule und als er im Winter 1890 aus dem Fenster schaute, erblickte er sechs Männer, die mit langen Brettern an den Füßen sich im Schnee fortbewegten. Neugierig folgte er ihren Spuren und sah, dass die Männer in der Gastwirtschaft »Schwanen«, in der Nähe von Hans Thomas Geburtshaus eingekehrt waren und ihre Bretter vor dem Haus abgestellt hatten. Er machte sich einige Notizen und Skizzen und lief aufgeregt zu seinem Vater zurück und sprach den bis heute überlieferten Satz

»Vater, i ha öbbis gseh, un das hät mer gfalle, un des git bstimmt emol e Gschäft!«

Ernst Köpfer in seiner Werkstatt (Foto: Köpfer-Privatarchiv)

Der Vater war davon schnell überzeugt, und sie machten sich sogleich an die Arbeit, probierten verschiedene Hölzer aus, sägten die Bretter, hobelten sie und fanden nach mehreren Versuchen, die richtige Länge der Skier, die wegen der gebirgigeren Topographie kürzer sein mussten als bei den Norwegern, und auch der Radius der gebogenen Spitze musste kleiner sein. Die richtige Rundung erreichten sie durch Probebiegungen zuerst über bestimmte Wagenräder.

Eifrig machten beide die ersten Versuche, auf den eigenen Brettern zu laufen, nachdem eine einfache, selbst entwickelte Bindung dies ermöglicht hatte. Diese bestand zuerst aus einer aufgeschraubten Rindlederkappe, in die die Schuhspitze gesteckt wurde, dann folgte über die Zehenwurzeln ein Riemen mit Schnalle und zum Halt und gleichzeitig die Laufbewegungen des Fußes zu ermöglichen eine an jeden Schuh anzupassende Schlinge aus doppelt genähtem Fettgarleder, die die Ferse umschloss. Auch erhielten die ersten Skier gleich eine Taillierung, die mit 2 cm größer war als bei den Norwegern – quasi als Vorläufer der heutigen Carving-Skier! So machten sie diese Art, sich im Schnee fortzubewegen bei der Bevölkerung bekannt, nachdem erste Schneeschuhläufer bereits im Winter 1888/89 am Feldberg gesichtet wurden. Sie kamen aus Norwegen, wo wohl die ersten Skier gefertigt wurden und auch der Name herstammt. Der Todtnauer Arzt Dr. Tholus hatte sie in Norwegen kennengelernt und sich ein Paar nach Todtnau kommen lassen. Ferner erlief der französische Diplomat in norwegi-

schen Diensten, Dr. R. Pilet, mit solchen Skiern erstmals im Winter 1891/92 den Feldberg. Er quartierte sich im Feldberger Hof, einem Hotel am Fuße des Feldbergs, ein, wohin er mehrere Winter wiederkehrte. Er zeigte den Todtnauern, wie das Laufen mit diesen neuen Brettern geht. Unter ihnen war der Prokurist Breuer aus Todtnau, der von Pilet das Skilaufen lernte und so begeistert war, dass er mit Gleichgesinnten 1891 den Ski-Club Todtnau gründete, wobei die Firma Köpfer eifriger Befürworter dieser Gründung war. Ein weiteres Ereignis zum Bekanntwerden des Skilaufs in Deutschland war das 1891 in deutscher Sprache erschienene Buch des Norwegers Fridtjof Nansen »Auf Schneeschuhen durch Grönland«. Ihm trug man deshalb die Mitgliedschaft im Ski-Club Todtnau an, die er auch dankend annahm. Im Jahr 1895 wurde der Ski-Club Freiburg gegründet, der aber noch im gleichen Jahr im Ski-Club-Schwarzwald aufging. Zu ihm stießen als weitere Sektionen die von Neustadt, Lenzkirch und St. Blasien. Noch im gleichen Jahr schlossen sich auf Initiative des Karlsruher Geologie-Professors Wilhelm Paulcke in München alle deutschen Ski-Clubs zum Deutschen Skisport-Verband (DSV) zusammen und trugen damit wesentlich zum Bekanntwerden des Skisports in Deutschland bei. Paulcke war als Vater der Lawinenforschung bekannt und führte die Skier in den Alpinismus ein, wo er bereits 1903 mit Skiern erstmals einen 3000er erklomm, den Oberalpstock-Gipfel. Aber mit den langen Schneeschuhen und den herkömmlichen Bindungen war es in den Alpen schwierig. Da hatte der Österreicher Mathias Zdarsky in Oberbayern die Idee, die Skier wegen der steileren Alpenberge als im Schwarzwald noch stärker einzukürzen und mit einer Stahlbindung zu versehen, so dass man mit neuer Kurventechnik in den Alpen besser zurecht kam. Sein Lehrbuch über die neue Skilauf-Technik von 1897 galt mit 17 Auflagen bis 1925 als Bibel des Skilaufs. Nachdem auch andere Länder einen nationalen Skiverband gegründet hatten, tauchte schnell die Frage nach einem internationalen Verband auf. 1908 schlug bei einem Wettbewerb in Norwegen der norwegische Verband die Gründung einer Skikommission vor, die sich ein Regelwerk geben sollte. Und schon 1910 erfolgte dann die Gründung der Fédération Internationale de Ski (FIS), der Zusammenschluss von zunächst zehn Ländern, in denen Skisport betrieben wurde. Vorerst galten die Regeln nur für den Skilaufsport, aber bis heute wurden alle Disziplinen aufgenommen bis zum Snowboard, ja sogar Roll- und Gras-Skier.

So entstanden im Laufe der 1890er Jahre an verschiedenen Orten in ganz Deutschland Ski-Clubs, die alle ihren speziellen Beitrag zur Entwicklung des Skilaufs lieferten. Tatsache ist wohl, dass die ersten Skiläufer am Feldberg gesichtet wurden, in Todtnau bereits 1891/92 der Ski-Club Todtnau gegründet wurde und in Bernau die Skier nach Norweger Vorbild weiter entwickelt und serienmäßig produziert, während sie in Oberbayern für den alpinen Skilauf überarbeitet wurden. Bald konnten auch erste Wettbewerbe und Skirennen stattfinden. Der erste Schneeschuhwettbewerb ist 1896 am Feldberg dokumentiert. Relativ spät wurde in Bernau ein Ski-Club gegründet. Es war im Jahr 1924 als Ernst Köpfer die Initiative ergriff und die »Ski-Zunft Bernau« ins Leben rief als Sektion des SC Schwarzwald. Damit konnte nun auch in diesem schneereichen Tal die Ausbreitung des Skisports ihren Weg nehmen. Skilifte wurden gebaut, wobei der erste 1908 auf Robert Winterhalter in Eisenbach-Schollach zurückging, Rennen veranstaltet und später Langlaufloipen eingerich-

Flyer mit Köpfer-Porträt und den ersten Skiern

tet, ja sogar eine Flutlichtanlage gebaut, so dass Bernau ein wirkliches Wintersport-Zentrum wurde mit positiven Auswirkungen auf den Tourismus.

Wie aber ging es weiter im Hause Köpfer? Für den Sohn Ernst endete mit 14 Jahren die Schulpflicht und er begann sogleich 1892 eine Lehre bei seinem Vater. Im gleichen Jahr gründete dieser die Firma *Karl Köpfer Söhne, mechanische Skier- und Holzwarenfabrik,* mit der Abteilung A als erste und älteste Schwarzwälder Holzwaren-Fabrikation, die schon 1825 der Urgroßvater des Knaben Ernst gegründet hatte. Diese Abteilung, zu der auch der Einschlag des Holzes, das Sägen und Lagern gehörte, übernahm der Bruder Heinrich. Die Skiproduktion der Abteilung B war Sache des Vaters und des Sohnes Ernst.

Die Schwarzwälder Anfänge des Skilaufs breiteten sich schnell über ganz Deutschland aus und weckten einen Bedarf an Skimaterial, das nicht mehr durch Einzelanfertigung befriedigt werden konnte. Man musste sich auf eine Serienherstellung einstellen, bei der die ganze Familie mitarbeitete, zumal die Herstellung immer mehr verbessert und verfeinert wurde.

Neben der gefundenen Taillierung wurde auch das Längsprofil genau bestimmt. Am stärksten war der Ski unter der Fußsohle und flachte dann allmählich zur Spitze und zum Ende hin ab, und zwar nicht auf ganzer Breite, sondern es blieb ein Kern durch seitliches Abfräsen stehen. Dadurch kamen erstmals Maschinen zum Einsatz auch für das Ausfräsen einer Spurrille auf der Unterseite, die zum Spurhalten erforderlich war. Dann wurde die Oberfläche der Skier geschliffen und lackiert, die Unterseite den starken Beanspruchungen entsprechend behandelt. Zur Gewährleistung gleicher Qualität und Bauart stellte man Modelle her, sodass die Produktion in Serie beginnen konnte.

Das war auch der Zeitpunkt, da prominente Mitglieder der umliegenden Skiklubs Ernst Köpfer rieten, einen Antrag beim Kaiserlichen Patent- und Markenamt des Deutschen Reiches zu Berlin für seine Skier zu stellen. Dies erfolgte am 5. Februar 1906 durch Ernst Köpfer und bereits am 20. März 1906 wurde für die Firma Karl Köpfer Söhne für deren Skier »Marke Feldberg« der Eintrag in

Köpfers lenkbare Achsenbindung (Aus: Preisliste und Katalog der Fa. Karl Köpfer Söhne von 1906)

die Zeichenrolle vollzogen und es konnte die Markenproduktion in Serie gehen.

Damit lag bereits die äußere Form der Köpfer-Skier fest, an der sich in der Zukunft wenig änderte, außer dass die Kanten in den 40er Jahren mit Eisenprofilen verstärkt wurden. Wesentliche Weiterentwicklungen dagegen erfuhren die Bindungen. Brachten die Norweger ihre von Huitfeld erfundene Bindung mit, so entwickelte Köpfer diese weiter. Der Schuh kam auf eine auf- und abwärts bewegliche Platte aus 5-fach doppelt gedecktem Balata zu stehen, die für den Absatz ausgeschnitten war. Die seitlich angeschraubten Metallbacken (zum Lenken der Skier), an denen Lederriemen befestigt waren, die der Fußspitze Halt gaben, erhielten bewegliche Metallplatten für die Auf- und Abwärtsbewegung des Fußes. Die Schuhferse umschloss ebenfalls ein Lederriemen mit Schnallen, um der Schuhgröße angepasst zu werden (Ellefsenstrammer). Unter der beweglichen Balataplatte war auf dem Ski eine mit Aluminium verstärkte Gummiplatte montiert, die ein Ankleben des Schnees verhinderte. So war das Lenken der Skier und ein Abheben der Ferse während des Laufes erst möglich, wodurch Skibruch und Knochenverrenkungen weitgehend vermieden wurden. Für diese »Köpfers lenkbare Achsenbindung« erhielt die Firma am 20. Februar 1908 ebenfalls eine Eintragung beim Patent- und Markenamt. Nun hatte die Firma

Ernst Köpfer der Skilehrer
(Foto: Köpfer Privatarchiv)

Köpfer fast ein Monopol und im Laufe der nächsten 60 Jahre gingen ca. 10 000 Paar Ski von Bernau aus in alle Welt.

Neben der Produktion seiner Skier war ein großes Anliegen von Ernst Köpfer auch die Verbesserung des Skilaufs. Deshalb erlernte er auch gründlich das Skilaufen und erzielte bei Skiwettbewerben 40 Siege. Auch als Skikursleiter war er überall gern gesehen und wurde 1940 Staatlicher Skisportwart und erhielt 1952 die goldene Ehrennadel des Deutschen Skisportverbandes. 1953 legte er die Tätigkeit in seinem Betrieb aus der Hand und im folgenden Jahr bereits verstarb Ernst Köpfer, der berühmte Ski-Köpfer, gerade 76-jährig.

Der Skilauf in der Nach-Ski-Köpfer-Zeit

Der Wunsch von Ernst Köpfer war, dass der Skilauf im Schwarzwald immer eine Heimat haben möge. Das wurde in den Folgejahren dann auch zur Wirklichkeit. Der Skisport entwickelte sich zum Volkssport, und der aufkommende Wintertourismus ermöglichte eine zweite touristische Saison im Schwarzwald. Der Feldberg und der Feldberger Hof mit seiner berühmten »Feldbergmutter« wurden erste Anlaufstation. Aber auch Orte wie Bernau mauserten sich zu Zentren des Sports. Sieben Lifte standen hier, einer sogar mit Flutlicht, ein anderer mit Alpincharakter. So profitierte wie anderenorts auch hier der heimische Tourismus mit dem Wintertourismus. Inzwischen hat sich die Lage entscheidend geändert. Durch den Klimawandel ist die Schneesicherheit nicht mehr garantiert. Die Gäste wanderten ab in die schneesicheren Alpen und der alpine Skilauf reduzierte sich hier auf wenige Lifte, wohingegen die Langlaufloipen den Skisport im Ort noch ein wenig überdauern lassen. So wandelt sich Bernau ganz allmählich zu einem der historischen Orte des Skilaufs mit Ausstellungen, Museen und anderen Erinnerungen. Um diese hat sich in ganz besonderer Weise der Enkel des legendären Ski-Köpfer verdient gemacht. Walter Strohmeier hat seit etwa 25 Jahren, man darf sagen, Gott und die Welt in Bewegung gesetzt, um die Erinnerung an seinen Großvater, seine Taten und Erzeugnisse wach zu halten mit dem Blick in die Zukunft, dass in seinem Elternhaus in Bernau-Kaiserhaus, dem Geburtshaus seines Großvaters ein Museum des Bernauer Skisports eröffnet werden kann Dazu hat er von seiner Mutter, der Tochter des Ski-Köpfers, alle privaten und geschäftlichen Unterlagen übernommen und Stücke der ersten Skiproduktionen gesammelt und restauriert. Dann ist er mit ersten Ergebnissen an die Öffentlichkeit getreten, und das waren zunächst Ausstellungen; früher warben sie für die Verbreitung des Skisports – heute eher für die Erinnerung an seine Entstehung!

Die erste Ski-Köpfer-Ausstellung fand 1999 zum 75-jährigen Bestehen der Ski-Zunft Bernau statt. Im Jahr 2000 wanderte diese Ausstellung nach Waldshut und 2001 bekam sie überregionale Bedeutung als sie in Berlin in

der Landesvertretung Baden-Württemberg unter dem Titel »Geschichte der Skiherstellung« gezeigt wurde. Ein weiterer Höhepunkt wurde dann 2002 erreicht mit der dauerhaften Einrichtung einer Dokumentation über Ernst Köpfer und seine Bedeutung für die Skiherstellung im Haus der Geschichte in Stuttgart. 2003 konnte Walter Strohmeier die Ausstellung sogar im Hans-Thoma-Kunstmuseum von Bernau präsentieren.

Das alles zog natürlich die Aufmerksamkeit der Medien nach sich. Zeitungen wie der Schwarzwälder Bote, die Stuttgarter Nachrichten, die Schwäbische Zeitung oder Die Badischen Neuesten Nachrichten berichteten, zum Teil sogar auf der Titelseite darüber. Da ließ auch das Fernsehen nicht lange auf sich warten, zuerst wurde Walter Strohmeier vom SWR Baden-Baden in die Live-Sendung »Ich wünsch mir was« am 26. November 2002 eingeladen, um über den Ski-Köpfer zu berichten. Am 29. Januar 2003 folgte der regionale Fernsehsender Freiburg-TV über die Ausstellung im Hans-Thoma-Kunstmuseum zu Bernau, und dann noch einmal der SWR mit seinem Landesschaumobil zur besten Sendezeit; weitere folgten wie RTL und ProSieben.

Die Fernsehsendungen zogen natürlich auch die Prominenz an z. B. wenn im SWR Fernsehen in der Sendung »SamstagAbend« die bekannten Skisportler wie Markus Wasmeier, Rosi Mittermaier und Christian Neureuther zusammen mit Walter Strohmeier in historischer Ski-Tracht und den Originalskiern Marke Feldberg sich ein Stelldichein gaben. Auch Olympia-Sieger Georg Thoma war immer wieder dabei, zuletzt beim Auftritt im »Forum Holz« in Bernau im Februar 2011 als er über die Schwarzwälder Skigeschichte sprach. Ebenso zeigte sich gerne die politische Prominenz in diesem Sportumfeld und machte Besuche im Köpfer-Geburtsthaus wie die ehemaligen Ministerpräsidenten Erwin Teufel und Günther Oettinger, oder die damalige baden-württembergische Ministerin Anette Schavan, ebenso die früheren Außenminister Joschka Fischer und Klaus Kinkel waren schon zu verschiedenen Anlässen zugegen. Auch die Sportverbände nahmen zunehmend Notiz von der historischen Bedeutung Ernst Köpfers, so der Deutsche Ski Verband (DSV) oder das Internationale Olympische Komitee (IOC) vertreten durch seinen Vizepräsidenten und Fecht-Olympiasieger Dr. Thomas Bach.

Nicht zuletzt nahm sich die Wissenschaft dieser Thematik an. Zuerst bearbeitete das Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg in Maulbronn das Köpfer Archiv, sichtete, ordnete und mikroverfilmte das Material. Dann wurde es katalogisiert und in einem Findbuch erschlossen und ist jetzt im Gemeindearchiv Bernau für Interessierte zugänglich. Verschiedene Wissenschaftler machten davon bereits Gebrauch, so dass die Köpfer-Thematik in wissenschaftliche Arbeiten Eingang gefunden hat., wie z. B. in die Dissertation von Rüdiger Hitz über die »Entstehung und Entwicklung des Tourismus im Schwarzwald« oder auch in die Arbeit von

Die Skiprominenz von heute mit dem Köpfer-Enkel im Outfit von damals (Foto: SWR Baden-Baden)

Vera Mantinelli »Zwischen Telemarkbindungen und Sportkorsett« ebenso die Magisterarbeit der Sportstudentin Pomp 2004 an der Universität Freiburg.

Sogar bis nach Japan drang die Kunde vom Ski-Köpfer, wo in Nagai, Yamagata und Tokio Ausstellungen über Köpfer und die Entwicklung des mitteleuropäischen Skilaufs erfolgten, die alle von Walter Strohmeier präsentiert wurden. Als ganz besondere Auszeichnung ist anzusehen die Gründung der »Alpen-Ski-Gruppe Nagai-Ernst-Köpfer«, die die Jugend beider Länder über den Skisport einander näher bringen soll.

Historischer Skilauf in Bernau 2006

Der Ruf des Ski-Köpfer drang bis nach Japan (Foto: Mitsuo Endo, Nagai)

Aber auch im heimischen Bernau werden diese Aktivitäten mit Freude betrachtet, so dass es aus verschiedenen Anlässen zu Veranstaltungen wie historische Skiläufe in historischer Kleidung mit Originalskiern kam Die Errichtung eines Ernst-Köpfer-Gedenksteins 1999 neben der seit 1913 bestehenden Ernst-Köpfer-Wanderhütte oberhalb seines Geburtshauses am Kaiserberg war dann eine Selbstverständlichkeit. Wichtig für die Köpfer-Fangemeinde war auch die Einrichtung einer ständigen Köpfer-Ausstellung im Bernauer Heimatmuseum Resenhof.

Seit 2010 laufen nun Vorbereitungen der Gemeinde Bernau und des DSV für die Anerkennung einer Ski-Köpfer-Ausstellung als zertifizierte Ausstellung des Weltverbandes FIS. Damit verbunden sind die Bestrebungen des Köpfer-Enkels, Walter Strohmeier, im umgebauten Haus seiner Ahnen ein Ski-Köpfer-Museum einzurichten, das mit der FIS-Zertifizierung eröffnet werden soll.

So hat sich der Ort gewandelt von einem Zentrum der Skiherstellung und des Skisports heute hin zu einem Erinnerungsort für diesen Sport und gleichzeitig an einen Pionier, der diesen im ausgehenden 19. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts maßgeblich mitgeprägt hat – den legendären Ski-Köpfer aus Bernau.

Der schönste Blick auf das Bernauer Hochtal (Foto: Erich Spiegelhalter, Freiburg)

Was aber bleibt, ist nicht nur die Erinnerung an vergangene Zeiten, sondern die Sonne und das Licht in einem der schönsten Hochtäler des Schwarzwaldes, das dem Besucher oder Wanderer schauen lässt von der Passhöhe der Wacht oder von den Hängen des Herzogenhorns auf ein mit grünen Wiesen ausgefülltes Tal und den darin eingebetteten Bernauer Ortsteilen »hingestreut wie von Gottes Hand« wie es der eingangs zitierte Schriftsteller Abel bereits sagte, mit Blick über die höheren Baumwipfel hinweg auf die ferne Alpenkette und den Schweizer Jura – ein wahres Ferienparadies.

Literatur

Abel, Wolfgang: Oasen im Südschwarzwald, 5. Aufl. – Badenweiler: Oase-Verlag, 2009, 377 S.

Albinus, Torsten: Schwarzwald, wie es damals war. – München: Bucher 2010, 137 S.

Baden. Land–Staat–Volk 1806–1871. Hrsg. v. Generallandesarchiv Karlsruhe. – Karlsruhe: Verl. d. Ges. f. kulturhist. Dokumentation, Schriftenreihe Bd. 1, 1980, 231 S.

Beringer, Leo: Aus der Geschichte des Bernauer Hochtales – Waldshut: Buchdruckerei Zimmermann, 1960, 119 S.

Die Geschichte Baden-Württemberg. Hrsg. v. Rainer Rinker u. Wilfried Setzler. 2. Aufl. – Stuttgart: Theiss 1986, 353 S.

Genser, Hugo und Jürgen Grimm: Spuren der Eiszeit im Naturpark Südschwarzwald. Hrsg. v. Naturpark Südschwarzwald. – Feldberg: Eigenverl. 2007, 135 S. (Landeskundliche Reihe Bd. 1)

Helmolt, Christa von: Hans Thoma. Spiegelbilder – Stuttgart: Klett-Cotta, 1989, 220 S.

Hitz, Rüdiger: Entstehung und Entwicklung des Tourismus im Schwarzwald. Das Beispiel Hochschwarzwald 1864–1914. – Freiburg: Schillinger 2011, 444 S. (zugl. Diss. Uni Freiburg)

Vom Schwarzwald und seinen Dörfern. – In: Schilling, R.: Das alte malerische Schwarzwald-Haus. –

Freiburg: Freiburger Druck- u. Verl. Ges. 1915, S. 1–21

Stiefel, Karl: Baden 1648–1952. – Karlsruhe: Verein f. oberrhein. Rechts- u. Verw. Gesch., 2 Bde., 1977, 2104 S.

Unser Schwarzwald. Romantik und Wirklichkeit. Katalog zur Ausstellung 2011 im Augustinermuseum Freiburg. – Petersberg: Michael Imhof Verlag 2011, 215 S. ISBN 978-3-86568-641-1

Vorwerk, Horst Friedrich: Eine deutsche Kulturlandschaft in Geschichte und Gegenwart. – Freiburg: Herder 1992, 199 S.

Zickenheiner, Gerhard und Hans Güdemann: Dorfleben – Spaziergänge durch Geschichte, Landschaft und Dörfer im Naturpark Südschwarzwald. – Feldberg: Eigenverlag 2011, 224 S. (Landeskundliche Reihe Bd. 3)

Anschrift des Autors:
Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott
Berliner Str. 9a
76185 Karlsruhe
fuhlrott@ubka.uni-karlsruhe.de

Hinweise für die Autoren

Wegen der angespannten Personallage des Verlages und der hohen Beanspruchung der Redaktion bitten wir die Autoren, Beiträge nur dann per E-Mail an den Verlag zu senden, wenn sie vorher mit der Redaktion nach Bedarf und möglichem Termin der Veröffentlichung abgesprochen sind. Nach erfolgter Absprache mit der Redaktion können Beiträge dann per E-Mail an den Verlag gesandt werden (kuehnel@gbraun-buchverlag.de). Von den eingesandten Texten erwartet der Verlag, dass sie nach den heutigen Standard (Korrekturprogramm des PC) satzfertig eingereicht werden.

Illustrationen grundsätzlich auf CD-ROM. Bitte, keine Originalfotos einsenden! Etwaige Bilder zu einem Beitrag müssen vom Autor selbst besorgt werden, ebenfalls das Copyright. In Zukunft können Autoren nicht erwarten, dass unsachgemäß eingesandte Beträge von der Lektorin nachgearbeitet werden (Bislang in Einzelfällen bis zu einer Arbeitsstunde!).

Wir weisen auch die Autoren darauf hin, dass die Beiträge im Allgemeinen nicht mehr als 25 600 Zeichen (mit Leerzeichen) umfassen sollten (Eine Seite umfasst ohne Überschrift 3200 Zeichen).

Für unverlangt eingesandte Manuskripte ohne Rückporto übernehmen wir keine Verantwortung.

Die seit Jahren bekannten Redaktionstermine sind unbedingt einzuhalten (Heft 1: 15. Januar; Heft 2: 15. April, Heft 3: 15. Juli; Heft 4: 15.Oktober). Später eingesandte Beiträge können nicht berücksichtigt werden.

Auch bitten wir die Autoren, die üblichen Formen der Höflichkeit im Schriftverkehr mit Redaktion und Verlag einzuhalten. Textbeiträgen sollte ein Begleitschreiben mit Anschrift und Bitte um Veröffentlichung beigegeben werden.

60 Jahre Veritas in Muggensturm

Ein Mythos aus Baden: Die Geschichte der Veritas – Badische Automobilwerke Rastatt – in Muggensturm

Martin Walter

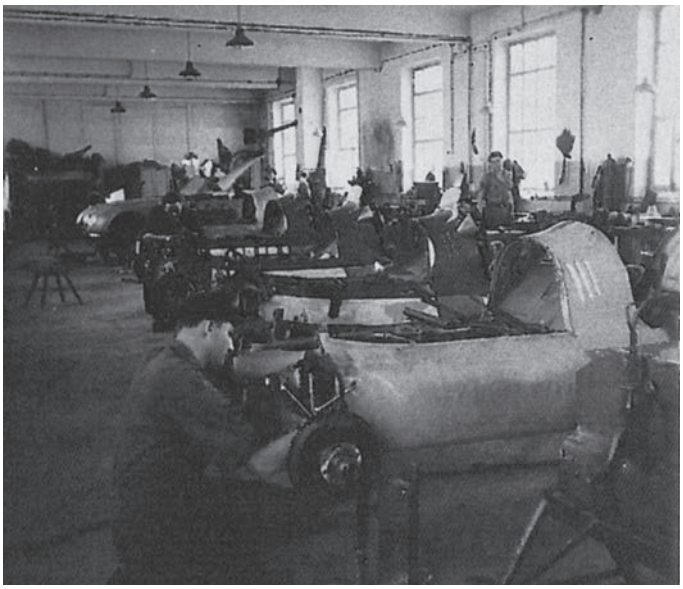
Allein in den Jahren von 1947 bis 1949 erzielten Renn- und Sportwagen der Marke Veritas 29 erste Plätze und acht deutsche Meistertitel. Veritas-Rennwagen wurden als erstes deutsches Fabrikat nach dem Krieg im europäischen Ausland eingesetzt. So erzielten die badischen Rennwagen beim Großen Preis von Frankreich in Reims, beim Grand-Prix-Rennen in Belgien aber auch in England und in der Schweiz gegen starke Konkurrenz hervorragende Plätze auf den Siegerpodesten.

Wer in diesen Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg mit einem Veritas bei einer Rennveranstaltung antrat, der konnte im Grunde sein Rennen nicht mehr verlieren, so die damalige Meinung der Verantwortlichen.

Die Firma Veritas war in der 2. Hälfte der 1940er Jahre der erfolgreichste Fahrzeughersteller in Deutschland. Von Rennerfolgen von Porsche oder den Silberpfeilen von Mercedes-Benz war in jenen Jahren noch nicht die Rede.

Trotz aller Erfolge im Rennwagenbereich und der Produktion wunderschöner Sportwagen ist der Name dieses Badischen Unternehmens heute nur noch Wenigen bekannt. Warum das so ist, das ist im Grunde einfach zu beantworten: Die Firma war nur wenige Monate, von März bis November 1950 in Muggensturm aktiv. Hinzu kam, dass Veritas einen großen Teil ihrer Arbeiter aus dem vormaligen Produktionsstandort Meßkirch mit gebracht hat. Dieser Personenkreis hat dann nach dem allzu schnellen Konkurs Muggensturm auch wieder verlassen. Und viele der ehemaligen Mitarbeiter, die aus der Region stammen, hatten und haben Veritas dann auch nicht mehr in guter Erinnerung, denn die letzten drei Monatsgehälter blieben bei den meisten bis heute unbezahlt.

Das Ende kam schnell, die Veritas-Werke, genauer die Badischen Automobilwerke Rastatt, Werk Muggensturm, mussten im November 1950 beim Amtsgericht Rastatt Konkurs anmelden.



Montage der Meteor Formel-II-Rennwagen in Muggensturm. Von diesen Fahrzeugen entstanden rund 10 Stück, vier sind heute noch erhalten.

Kommen wir aber zurück zu den Anfängen der Firma. Diese Anfänge liegen allerdings nicht auf badischem Boden. Im März 1947 riefen die ehemaligen BMW-Mitarbeiter, Ingenieur Ernst Loof, Rennfahrer Georg »Schorsch« Meier und der Kaufmann Lorenz Dietrich zusammen mit Werner Miethe die Firma unter dem Namen »Arbeitsgemeinschaft für Sportwagenbau« in einer ehemaligen Maschinenfabrik in Hausen am Andelsbach ins Leben. Die technische Basis lieferten zunächst BMW 328 Sportwagen, von denen man im wesentlichen die Technik entnahm und daraus Veritas-Rennsportwagen machte. Den ersten in Hausen gefertigten 2-Liter Sportwagen erhielt übrigens Rennfahrer Karl Kling, der mit dem Fahrzeug 1948 deutscher Meister in der entsprechenden Klasse wurde und auch in Muggensturm zum Klientel der Veritas GmbH gehörte.

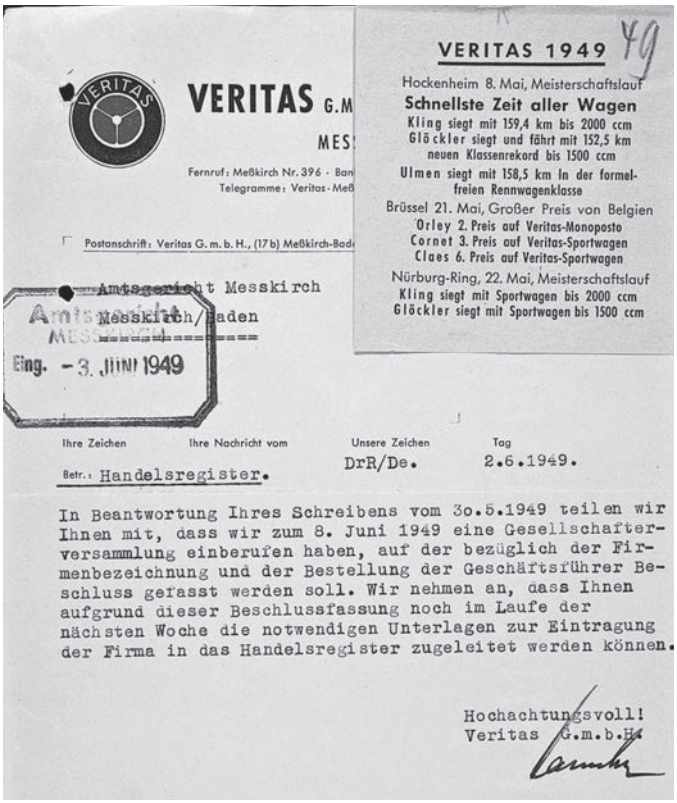
Zum ersten Mal wurde der Name »Veritas« einem weitem Publikum bekannt, als im Mai 1947 in Hockenheim der erste Nachkriegsmeisterschaftslauf der deutschen Sport- und Rennwagen gestartet wurde und die Rennwagen in mehreren Klassen gewannen. Mit Baden gibt es übrigens noch weitere Verbindungen. Im Juli 1946 fand mit dem Ruhestein-Bergrennen zwischen Baiersbronn und dem heutigen Naturschutzzentrum am Ruhestein, unmittelbar an der Grenze zwischen badischem und württembergischem Schwarzwald, das erste Rennen in Deutschland nach dem Krieg statt. Mit dabei war auch der Mille-Miglia BMW Sportwagen, den der Veritas-Chefingenieur Ernst Loof maßgeblich mitentwickelt und der ihn dann auch so gut präpariert hat, dass Lang damit die Sportwagenklasse gewinnen konnte.

Über die Entstehung des Firmennamens Veritas gibt es eine schöne Geschichte, die in der Zeitschrift »Der Spiegel« im Mai 1949 publiziert wurde. Als ein freundlicher älterer Herr vom alliierten Kontrollamt aus Frankfurt eines Tages in Hausen erschienen war und unvermittelt fragte, wie denn das neue Automobil heißen solle, da fiel dem kaufmännischen Direktor Lorenz Dietrich in Anlehnung an den Namen an eine halbstaatliche Firma, die in Frankreich technische Produkte prüfte, das Wort »Veritas« eben die Wahrheit, ein. Und so hießen dann die ersten Fahrzeuge »Veritas-BMW«.

Die expandierende Firma zog kurz darauf, im März 1948 nach Meßkirch um. Dort entstanden im Laufe des nächsten beiden Jahre zahlreiche wunderbare Renn- und Sportwagen. Platz- und Kapazitätsprobleme in Meßkirch waren wohl ausschlaggebend für den Umzug der Veritas nach Muggensturm. Vorbereitet wird dieser schon im Laufe des Jahres 1949. An Heiligabend reisten zwei bis dahin in Rastatt unbekannte Herren, ein Dr. Bandel, seines Zeichens Syndikus der Veritas GmbH, und ein Dr. Weißpfennig nach Rastatt und sprachen bei Oberbürgermeister Jäger vor. Dieses erste informative Gespräch diente wohl zunächst dazu, herauszufinden, wie sich die Stadt an der Murg den Zielen und Erwartungen einer eventuellen Ansiedlung eines Automobilproduzenten gegenüber verhalten würde. Die Herren machten im Vorfeld deutlich, dass sie bei den Ministerien der Wirtschaft und Arbeit in Freiburg bereits vorstellig geworden waren und sich von dort umfangreiche Finanzmittel erhofften. Jäger stand dem Ansinnen natürlich äußerst positiv gegenüber, denn ihm wurde eine Beschäftigtenzahl von 700 bis 800 Arbeitern versprochen. Und das zu Zeiten, als die gesamte deutsche Automobilindustrie noch am Boden lag und bei Benz in Gaggenau gerade 1200 Mitarbeiter entlassen wurden.

Die Produktion sollte zwar in Muggensturm aufgenommen werden, der juristische

Sitz der Firma und da setzte sich der Rastatter OB durch, sollte Rastatt sein. Das hatte zudem aus Sicht der Stadt den Vorteil, dass auch die Gewerbesteuereinnahmen ins Rastatter Stadtsäckel flossen. Die von Veritas vorgetragenen Planungen sahen zunächst auch sehr vielversprechend aus. So nahm man sich vor die Fertigung des Chassis, also des Fahrwerks, und die Entwicklung der Fahrzeuge in Muggensturm zu platzieren und die Karosserien in Rastatt in eigener Regie herzustellen. Die Karossen sollten zunächst auch in den Gebäuden der Berlin-Gubener Hutfabrik an der Rastatter Ritter- bzw. Friedrichstraße, mitten im Rastatter Dörfel, produziert werden.



VERITAS 1949

Hockenheim 8. Mai, Meisterschaftslauf
Schnellste Zeit aller Wagen
Kling siegt mit 159,4 km bis 2000 ccm
Glöckler siegt und fährt mit 152,5 km neuen Klassenrekord bis 1500 ccm
Ulmen siegt mit 158,5 km in der formelfreien Rennwagenklasse
Brüssel 21. Mai, Großer Preis von Belgien
Orley 2. Preis auf Veritas-Monoposto
Cornet 3. Preis auf Veritas-Sportwagen
Claes 6. Preis auf Veritas-Sportwagen
Nürburg-Ring, 22. Mai, Meisterschaftslauf
Kling siegt mit Sportwagen bis 2000 ccm
Glöckler siegt mit Sportwagen bis 1500 ccm

VERITAS G.M
MES
Fernruf: Meßkirch Nr. 396 · Ban
Telegramme: Veritas-Meß
Postanschrift: Veritas G. m. b. H., (17 b) Meßkirch-Bad

Amtsgericht Messkirch
Messkirch/Baden
Eing. - 3. JUNI 1949

Ihre Zeichen | Ihre Nachricht vom | Unsere Zeichen DrR/De. | Tag 2.6.1949.

Betr.: Handelsregister.

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 30.5.1949 teilen wir Ihnen mit, dass wir zum 8. Juni 1949 eine Gesellschafterversammlung einberufen haben, auf der bezüglich der Firmenbezeichnung und der Bestellung der Geschäftsführer Beschluss gefasst werden soll. Wir nehmen an, dass Ihnen aufgrund dieser Beschlussfassung noch im Laufe der nächsten Woche die notwendigen Unterlagen zur Eintragung der Firma in das Handelsregister zugeleitet werden können.

Hochachtungsvoll!
Veritas G.m.b.H.

Nur wenige Schriftstücke haben sich in den Archiven und in privaten Sammlungen erhalten. Die Veritas GmbH erlaubte sich Ende der 1940er Jahre den Luxus, eigene farblich gestaltete Briefköpfe auf bestem Papier drucken zu lassen.

Der kaufmännische Kopf der Firma, Lorenz Dietrich, ließ sich aber von der Idee einer Teilfabrikation der zukünftigen Veritas-Wagen in Rastatt nicht abbringen. Er suchte Kontakt zu dem renommierten Karosseriebauer Drews aus Wuppertal. Dieser sollte die Veritas bei der Einrichtung eines Produktionsbereichs »Karosseriebau« in Rastatt unterstützen. Zu einer Einigung kam es allerdings nicht. Die Zusammenarbeit mit der Wuppertaler Firma blieb eine Episode.

Kommen wir aber zurück zu dem, was dann tatsächlich in Muggensturm geschehen ist. Der Umzug von Meßkirch nach Muggensturm fand einem Bericht des Badischen Tagblatts zufolge in der ersten Märzwoche 1950 statt. Die Presse berichtet: »Im Gegensatz zu vielen bisherigen Veröffentlichungen legt das Werk sein Hauptaugenmerk nicht auf den Rennwagenbau, sondern auf die Fertigung von Personenwagen, deren wesentliche Eigenschaften mit den Begriffen »sportlich und schnell« umschrieben werden können. Außerdem wird ein Kleinwagen mit der Lizenz der französischen Panhard-Werke gebaut. Der Rennwagenbau soll die bisher gesammelten wertvollen Erfahrungen ergänzen und den Namen Veritas auch weiterhin bekannt machen.« Soweit das Badische Tagblatt.

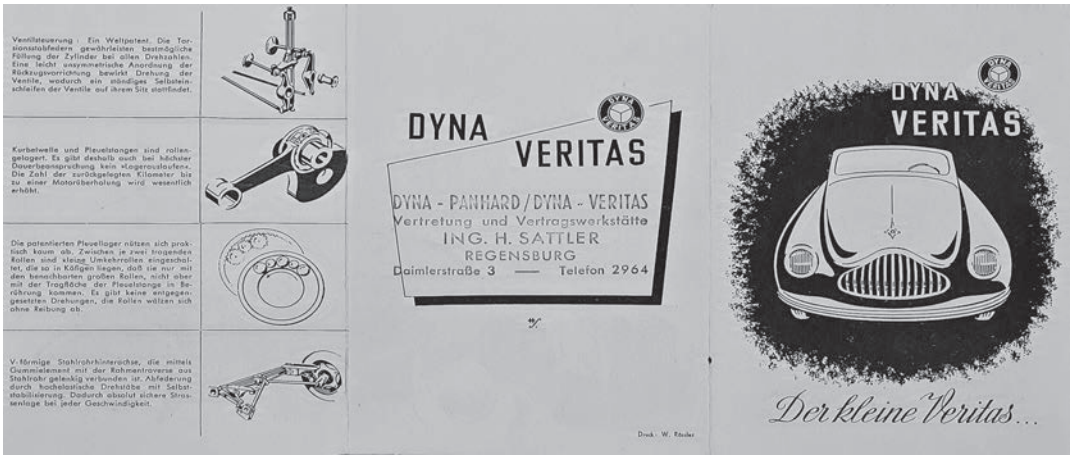
Mit diesem Pressebericht sind wir nun schon gewissermaßen mittendrin bei der Beantwortung der Frage, was denn nun überhaupt in den wenigen Monaten in Muggensturm entstanden ist.

Sehr selten ist diese Aufnahme des Veritas Coupés vor den »Werkhallen« in Muggensturm. Markant an diesem Fahrzeug ist die seitlich lang horizontal verlaufende Sicke. 11 Veritas Coupés haben bis heute überlebt.

Zu den faszinierendsten Rennwagen der Veritas gehört dieser vollverkleidete Meteor aus Muggensturm, den Karl Kling als Einzelstück fertigen ließ. U. a. pilotierte auch die baden-württembergische Rennfahrerlegende Hans Hermann dieses Fahrzeug, für das nach einem Unfall eine andere Karosserie angefertigt wurde.

Bei der Veritas schien man rechtzeitig erkannt zu haben, dass nur mit der Produktion eines bezahlbaren Sportwagens, dem Dyna Veritas, die wirtschaftliche Zukunft des Unternehmens gesichert werden kann. Erste Ideen hierzu entstanden schon 1949 in Meßkirch. Aber erst in Muggensturm wurden diese Planungen realisiert. Am 12. Mai 1950 wurde das Dyna Veritas Sportcabriolet auf der Automobilausstellung in Reutlingen der Öffentlichkeit vorgestellt. Bis dahin entstanden etwa vier Prototypen, wobei für diese Fahrzeuge nicht geklärt ist, ob sie zur Gänze in Muggensturm entstanden ist. Bis August entstanden weiter etwa zehn Fahrzeuge, bis Oktober waren insgesamt 35 Fahrgestelle von Pauhard geliefert. Bis zum Produktionsende 1953 wurden rund 176 Exemplare davon gebaut, elf davon haben sich erhalten, und wiederum vier davon sind fahrbereit. Die Wahrscheinlichkeit einem Dyna Veritas auf der Straße zu begegnen, wird daher nicht sehr groß sein. Im Landkreis befinden sich übrigens zwei dieser genannten elf Fahrzeuge. Ein Exemplar davon brannte vor Jahren in Lörrach ab und wird nun zur authentischen Wiederherstellung des zweiten dienen. Dieses Exemplar wurde 1966 umgebaut, mit Teilen von Porsche und Volkswagen versehen. Der damalige Besitzer hatte in jenen Jahren keine Möglichkeit die Technik des Dyna Veritas in den Griff zu bekommen. Ersatzteile waren keine verfügbar und von der Technik hatte in Deutschland niemand entsprechendes Know-how. Zur Zeit steht der Veritas bei einem Karosseriebauer in Rastatt.

Im Auftrag von Veritas entstand bei der Firma Baur, einer Karosseriefirma in Stuttgart, neben den Dyna Veritas Sportcabriolets im Verlauf des Jahres 1950 zudem ein Prototyp eines wunderschönen Roadsters auf Basis des Panhard Dyna X. Über den heutigen Verbleib des Fahrzeuges, der einem Jaguar XK 120 ähnelte, ist leider nichts bekannt. Ein Einzelstück eines Vans bzw. kleinen Lieferwagens entstand bei der Rastatter Waggonfabrik. Das Fahrzeug gilt als verschollen. Hoffen wir, dass die genannten Fahrzeuge irgendwo in einer alten Garage in Baden-Baden schlum-



Werbeprospekt für das Dyna Veritas Sportcabriolet. »Der kleine Veritas« bewegte sich leistungsmäßig und preislich an den frühen Porsche. Mit 8 500 bis 10 000 DM war das Fahrzeug kein billiges Vergnügen. Dafür gab es Ledersitze, Radio und das Gefühl eines der modernsten und besten Sportcabriolets zu Beginn der 1950er Jahre zu fahren.

mern und auf ihre Wiederauferstehung warten. Letztendlich geriet der Dyna Veritas zu einem Verkaufsschlager für Veritas-Verhältnisse. Wahrscheinlich wären die Stückzahlen deutlich höher gewesen, wenn auch der Preis etwas niedriger gewesen wäre. Das Fahrzeug war für über 8 000 DM zu haben. Ein VW Käfer kostete fast die Hälfte, ein Porsche etwas über 9 000 DM. Dafür gab es im Veritas Ledergestühl, einen Radio und eine Zeituhr. Sonderwünsche der Kunden wurden natürlich gerne berücksichtigt.

Eigene Typennamen erhielten die Veritas Sport und Rennfahrzeuge erst ab März 1950 in Muggensturm. Die Firma war kreativ und so erdachte man sich Namen wie Comet, Saturn, Meteor oder Scorpion. In Druck ging ein wunderschönes blaues Faltprospekt und ein recht luxuriöser Katalog, den es in zwei Sprache in deutsch und in französisch gegeben hat. Ein »Griff nach den Sternen« war aber auch die Preisgestaltung, ein Scorpion Cabriolet kostet 18 350 DM und der Rennsportwagen Comet S kam auf 25 500 DM. Das entsprach dem 100-fachen Monatsverdienst eines gut bezahlten Angestellten. In heutiger Kaufkraft entsprach dies Beträgen zwischen 180 000 und 250 000 €

Nach wie vor nicht geklärt werden kann die exakte Produktion der Veritas in Muggensturm. Wahrscheinlich entstanden sechs Meteor-Rennwagen, von denen sich bis heute vier Exemplare erhalten haben. Diese zigarrenförmigen, damals sehr modernen Fahrzeuge, besaßen ein eigenes entwickeltes Leichtmetall-Triebwerk mit 140 PS Leistung, das bei der Heinkel AG in Stuttgart gebaut wurde. Die Produktion aller anderer Typen wird die 20 sicher kaum überschritten haben. Die Herstellung wurde von Hand vorgenommen, war also sehr zeitintensiv.

Neben der Entwicklung und Produktion eigener und neuer Fahrzeug, übernahm Veritas auch die technische Betreuung der Renn- und Sportwagen. So gingen damals wie heute sehr bekannte Rennfahrer wie Karl Kling oder Hermann Lang in Muggensturm ein und aus. Karl Kling soll ein sehr vornehmer Mensch gewesen sein, der seine Rechnungen auch immer umgehend bezahlte. Hermann Lang da-

gegen machte aus seinen Gemütszuständen des Öfteren kein Geheimnis. So sagte er einmal im besten Schwäbisch: »wenn's Wägele lauft, no zahl i au« Und wenn das Wägele, also der Veritas, mal nicht gelaufen ist, dann hat der Lang halt auch nicht bezahlt.

Die Erscheinungsbild der Veritas-Werke in Muggensturm darf man sich nicht allzu luxuriös und mondän vorstellen. Erhalten hat sich lediglich eine Aufnahme aus einer zeitgenössischen Zeitung. Die Firma bestand im Grunde aus einigen einfachen Hallen. In einer Halle war die technische Abteilung mit zwei Stenotypistinnen, dem Ingenieursstab mit Ernst Loof und Ingenieur Dorls sowie weiteren drei oder vier Technikern untergebracht. Etwa genauso viele Mitarbeiter gab es in der kaufmännischen Abteilung, die in einer benachbarten Baracke untergebracht war. Zudem gab es eine Modellschreinerei und die eigentliche Fahrzeugabteilung. Die Mitarbeiter stammten zum Teil aus Meßkirch, zum Teil wurden Sie von der ORAG, der »Oberrheinischen Automobil Gesellschaft mbH« übernommen, die zuvor auf dem Werksgelände vor allem alte Volkswagen aus Militärbeständen aufgekauft hat und nach grundlegender technischer und optischer Instandsetzung an Zivilpersonen weiter veräußerte. Insgesamt wird die Belegschaft die Zahl von 30 bis 40 Mitarbeitern nicht überschritten haben. Auch wenn andere Quellen Zahlen von bis zu 150 Mitarbeitern für Muggensturm nennen.

Heute sind Personen bzw. Zeitzeugen, die bei der Veritas beschäftigt waren, nach mehr als 60 Jahren, kaum noch aufzuspüren. Viele Mitarbeiter sind heute nicht mehr am Leben, hinzu kommt, dass sich so gut wie keine Firmenunterlagen erhalten haben. Manchmal hilft da nur der Zufall weiter. Einer dieser Zeitzeugen ist Walter Knörr. Er hatte zuvor als Lackierer bei der ORAG gearbeitet

Von den Dyna Veritas Sportcabriolets wurden 176 Exemplare gebaut. Die Karrosserie fertigte die Firma Baur in aufwändiger und meisterlicher Handarbeit. Die Technik liefert Panhard aus Paris. Auch sportlich waren die Dyna Veritas erfolgreich. Carl Baumeister aus Stuttgart gewann damit u. a. 1951 die knapp 700 km lange Schwarzwaldrundfahrt. Alle Bilder: Kreisarchiv Rastatt bzw. private Sammlungen

und wurde von der Veritas im Frühjahr 1950 übernommen. Knörr hatte seine Ausbildung zum Lackierer bei Mercedes-Benz in Gaggenau absolviert und kam 1949 im Alter von 19 Jahren nach Muggensturm. Bei der Oberrheinischen Automobilgesellschaft versah er vor allem Volkswagen Käfer mit einer neuen Lackierung.

Bei der Veritas lackierte er von nun an rassige Sportwagen und exklusive Coupés. In der Lackierabteilung arbeitete rund zehn Fachkräfte. Walter Knörr wurde rasch Vorarbeiter und wurde für das makellose Finish der Veritas-Fahrzeuge verantwortlich. Die Qualität der Blechner- und Karosseriebauarbeiten war seiner Einschätzung nach hervorragend. Damals lackierte man übrigens mit gesundheitsgefährlichen Nitro-Lacken, die bis zu 95 % Lösungsmitteln enthielten. Die Arbeitszeit betrug in der Regel 10 bis 12 Stunden am Tag, und dies auch am Samstag.

Mindestens ein Holzmodell im Maßstab 1:1 entstand in der Schreinerei. Da es nach Berichten von Zeitzeugen, kleiner als die Renn- und Sportwagen gewesen war, wird es sich um

das Modell für den Dyna Veritas Sportwagen gehandelt haben.

Bereits im August treten die wirtschaftlichen Schwierigkeiten offen zu Tage, die Gehaltszahlungen an die Mitarbeiter bleiben aus. Zu Beginn des September 1950 erhielten die ersten Angestellten nach nur fünfmonatiger Beschäftigung die Kündigung. So flatterten den Angestellten am 4. September die ersten Kündigungen ins Haus. Diese Unterlagen, die sich zum Teil in Privatbesitz erhalten haben, bieten aber einen guten Einblick in die wirtschaftliche Schieflage der Veritas in Muggensturm. So schreiben die Verantwortlichen in einem Arbeitszeugnis: »Frau XY scheidet aus unserer Firma aus, weil die bei uns herrschenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Fortführung unserer Arbeit gefährden.«

Lorenz Dietrich, der Kaufmann und Prokurist der Firma fand ähnliche Worte: »Die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Firma geben uns nicht die Sicherheit dafür, dass wir Sie in Zukunft für Ihre Tätigkeit prompt entlohnen können.« Für viele der ehemaligen Beschäftigten war dies ein bitteres Ende. Denn viele warten bis heute auf ausstehende Gehaltszahlungen.

Chefingenieur Ernst Loof konstruierte und baute unter dem Markennamen »Veritas Nürburgring« am Nürburgring noch etwa 20 weitere faszinierende Sportwagen. Lorenz Dietrich gründete u.a. die Dyna Veritas GmbH als Firma mit Sitz in Baden-Baden. Zudem wurden zwei Vertriebsgesellschaften die Dyna Süd und die Dyna West gegründet, die im Hauptgeschäft Fahrzeuge von Panhard in Deutschland verkauften. Aber auch hier war 1953 Schluss. Ernst Loof starb an Krebs 1956. Die Veritas wurde zur Geschichte und letztendlich zum automobilhistorischen Mythos.

Der Name Veritas wurde allerdings in anderen Bereichen weiter tradiert. Es entstanden Blechmodelle der Veritas Rennwagen, die bis weit in die 1950er Jahre hinein gebaut wurden. Diese hatten einen Federmotor, wahlweise gab es Modelle nur mit Vorwärts- aber auch mit zuschaltbarem Rückwärtsgang. Zudem wurden Brettspiele mit Veritas-Illustrationen hergestellt. All das trug zur Verbreitung des Markennamens der Muggensturmer Veritas bei.

Um die Veritas-Szene ist es heute ein wenig ruhig geworden. Weltweit gibt es heute noch rund 70 Veritas-Fahrzeuge. Viele davon befinden sich inzwischen in Sammlerhand, in renommierten Museen und nur wenige werden regelmäßig gefahren. 1990 fand das Vierte internationale Veritas-Treffen in Muggensturm statt. Damals fanden zwölf Veritas Renn- und Sportwagen den Weg zu einem ihrer Ursprünge. 2004 trafen sich noch sechs Fahrzeuge beim bisher letzten Veritas-Treffen in Meßkirch. Neu belebt wird die Marke durch die Firma Vermot AG am Nürburgring. Dort entsteht der Super-Sportwagen Veritas RS III in Anlehnung an das historische Vorbild der Veritas.

Der bereits genannte Dyna Veritas ist übrigens der einzige im Landkreis Rastatt. Der Zeitplan sieht eine Fertigstellung der Karosseriearbeiten für März 2013 vor. 2014 werden die restlichen Arbeiten soweit wieder abgeschlossen sein, dass der Wagen nach über 60 Jahren wieder aus eigener Kraft fahren wird. Dann wird er wieder in Muggensturm zu erleben sein.

Der Autor sucht nach Unterlagen, Bildern, Prospekten, Emailleschildern oder technischen Dingen zu Veritas. Angebote telefonisch an M. Walter, Tel. 0 72 25 / 98 54 38.

Anschrift des Autors:
Kreisarchiv Rastatt
Martin Walter
Am Schlossplatz 5
76437 Rastatt

»Die heilige Anna – Stadtpatronin von Staufen«

Sie wird seit Jahrhunderten am 26. Juli verehrt

Werner Schäffner

Einleitung

Seit Jahrhunderten feiern die Staufener Bürgerinnen und Bürger am 26. Juli – bzw. an dem darauf folgenden Sonntag – das Annafest. Seit den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts besuchen Staufener, die in anderen Orten wohnen, aus diesem Anlass oftmals ihr Heimatstädtchen. Heutzutage kommen zahlreiche Touristen und Menschen aus vielen Nachbarorten Ende Juli nach Staufen, um das bekannte Volksfest mitzufeiern.

Seit wann wird in Staufen das St. Annafest gefeiert?

Die Ursprünge des Staufener Annafestes lassen sich nicht genau ermitteln, denn im Jahre 1690 verbrannten u.a. sämtliche Kirchenbücher der Pfarrgemeinde St. Martin.

Tatsache ist, dass die Mutter Anna, wie die Heilige auch noch genannt wird, bereits vor über 520 Jahren schon in Staufen verehrt worden ist. Denn in den Folgejahren nach der Grundsteinlegung der heutigen St. Martinskirche im Jahre 1487 wurden im Kreuzrippengewölbe über dem Altarraum vier Schlusssteine angebracht. Einer davon zeigt die heilige Anna zusammen mit ihrer Tochter Maria und dem Christuskind. Die Darstellung dieser drei Personen nennt man auch »Anna Selbdritt«. Dieser Anna-Schlussstein ist das älteste Zeugnis dafür, dass in Staufen die heilige Anna seit Jahrhunderten verehrt wird. (Vgl. Abb. 1) Etwa um die gleiche Zeit entstand die »Anna-Selbdritt-Skulptur« des Hans Sixt von Staufen (Vgl. Abb. 2)[1]

Die heilige Anna wird in Staufen vermutlich seit dem 12. Jahrhundert verehrt. Belege dafür sind nicht leicht aufzufinden.

Eine vom ehemaligen Stadtpfarrer von Staufen, Wilhelm Weitzel, gesammelte Sage trägt den Titel »*Gottfried von Staufen*« und könnte eine Bestätigung für diese Annahme sein. Denn in dieser Sage wird berichtet, dass jener Gottfried einer der besten und edelsten Ritter gewesen war. Er lernte bei seiner Kreuzfahrt ins Heilige Land unter Kaiser Barbarossa 1190 in Jerusalem die Spitalbrüder des hl. Lazarus und ihre segensreiche Tätigkeit zur Pflege der Aussätzigen kennen. Nach seiner Rückkehr stiftete Gottfried 1220 seinen Kirchenschatz und Widumhof zu Schlatt – heute ein Stadtteil von Bad Krozingen – zum ersten und einzigen

Abb. 1: »St.-Anna-Schlussstein« im gotischen Kreuzrippengewölbe der St. Martinskirche in Staufen, Foto von L. Geiges, a.a.O., S. 113

Aussätzigenheim (Lazaritenhaus) in Deutschland.[2] Es ist anzunehmen, dass er die Kunde von Anna und Joachim nach Staufen mitgebracht hat.

1336 taucht erstmals die Bezeichnung »*sant Martins Kilchun*« auf[3] – nicht etwa »Annakirche«!

Das Staufener Bürgertum soll die heilige Anna zur Schutzheiligen der Eltern, besonders der Mütter und des Kindersegens, erkoren haben. Es wird berichtet, dass das Basler Konzil im Jahre 1439 den »Annenkult« empfohlen habe.

Zur Vita der heiligen Anna und der kirchlichen Tradition

Welchen Bezug die Staufener Bewohner vor mehr als einem halben Jahrtausend zu dieser heiligmäßig lebenden Person hatten, deren Vita eigentlich auf tradierten Glaubensüberzeugungen beruht, lässt sich nicht ergründen.

Weder das Alte noch das Neue Testament berichten von Joachim und Anna, den Eltern Marias, der Mutter Jesu Christi.

Aber im sogenannten Protoevangelium des Jakobus, einer Apokryphenschrift – sie ist nicht Teil der offiziellen Bibel – werden die Eltern Marias, Joachim und Anna, genannt. Hier findet sich auch die Notiz, dass Maria als Zwölfjährige durch Losentscheid dem Witwer Josef in Obhut und als Braut gegeben worden sei.

Eine Apokryphenschrift kann aber einen quasibiblischen Anspruch erheben. Diese Schriften können als Quellen für das frühchristliche Zeitalter bedeutsam sein, weil sie die fromme Wissbegierde der Christen dieser Zeit über die Bibel hinaus repräsentieren.[4]

Vielleicht kann hier ein Blick in das Werk »*Augustin Bea – Der Kardinal der Einheit*« weiterhelfen. »*In seiner Korrespondenz taucht wiederholt der Gedanke auf, der Versuch, alles aus der Schrift allein, unter Vernachlässigung der Tradition beweisen zu wollen, sei abwegig.*«[5]

Abb. 2: »Anna Selbdritt«, Skulptur des Hans Sixt von Staufen; sie befindet sich in der St. Annakapelle (im Turm der Martinskirche Staufen); Foto W. Schäffner

Was versteht man hier unter dem Begriff der Tradition?

Es ist all das, was neben der Heiligen Schrift an Sitten, Gebräuchen, Moral, Kultur und Glaubensüberzeugungen innerhalb einer Gruppe – hier der Christen – an die nächsten Generationen weitergegeben wird. Auch wenn Anna in den Schriften der Bibel nicht ausdrücklich genannt wird, so ist es kirchliche Überlieferung, also Tradition, dass sie zusammen mit ihrem Ehemann Joachim in Jerusalem gewohnt hat.

Anlässlich einer zweieinhalbwöchigen Israelreise des Autors im Jahre 1999 besuchte

unsere Gruppe auch am 6. November die Altstadt Jerusalem. Hier der Auszug eines Tagebucheintrags des Autors vom gleichen Tag:

»*Wir betreten durch das Stephanstor – oder Löwentor genannt – die Altstadt Jerusalem … Unmittelbar nach dem Tor befindet sich die St.-Anna-Kirche … Unter der Kirche waren im 7. und 3. Jahrhundert v. Chr. Regenwasserbecken für den Tempel angelegt. Die Becken nannte man Bethesda-Teich. Hier soll das Haus von Anna und Joachim gestanden haben, wo Maria aufwuchs. …*«

Der Dumont-Reiseführer ISRAEL spricht von einem »*wunderbaren Beispiel der Kreuzfahrer-Architektur. Nach muslimischem sowie christlichem Volksglauben soll an der Stelle über der Krypta das Haus der Eltern Marias (Anna und Jojakim) gestanden haben.*«[6]

Es ist ein alter christlicher Brauch, dass die heilige Anna von Eheleuten um Hilfe angerufen wurde und wird. Sie gilt gleichzeitig als Schutzheilige für eine glückliche Heirat, für Kindersegen und eine gesunde Geburt.[7] So geht aus der Heiligenlegende und Überlieferung hervor, dass es sich bei den Eltern Marias um ein sehr gutes und vorbildliches Ehepaar gehandelt haben muss, das es verstanden hat, seine Tochter – die spätere Gottesmutter – zu einem wertvollen Menschen zu erziehen und heranreifen zu lassen.

Hat der Ritter und Kreuzfahrer Gottfried von Staufen im 12. Jahrhundert die Vita von Anna und Joachim nach Staufen mitgebracht? Haben Priester aus Staufen oder die Benediktinermönche aus St. Trudpert den Bergleuten diesen (Volks-) Glauben übermittelt? Haben sie über die Vita der heiligen Anna oder Barbara ihnen bei Gottesdiensten oder Festen berichtet? Dies ist anzunehmen, vor allem dann, wenn Priester nach Grubenunglücken tote Bergleute beerdigen und den Angehörigen Trost spenden mussten.

Die heilige Anna, Schutzpatronin der Bergleute und der Stadt

Der Staufener Chronist Rudolf Hugard macht uns in seinem Aufsatz »Bergbau und Eisenschmelze« auf die Tatsache aufmerksam, dass die Herren von Staufen Verwalter von alten Bergbaurechten waren:

»*Im Jahre 1028 überließ König Konrad II. dem Hochstift Basel das Recht der Erzausbeute im Breisgau, das aber auf die Dauer den Bergbau nicht aufrecht erhalten konnte und 1234 seine Rechte den Herzögen von Zähringen als Landesherren im Breisgau übertrug; von ihnen ging es erbschaftsweise an die Grafen von Urach-Freiburg und von diesen auf ihre Vasallen, die Herren von Staufen, über. Um eben diesen Bergbau zu schützen entstanden die Burgen Staufen und Scharfenstein*« [8] im Oberen Münstertal.

Unter dem Bergrecht (Bergbaurecht) versteht man die Gesamtheit der den Bergbau betreffenden Bestimmungen. Das Bergrecht regelt insbesondere die Berechtigung zum Schürfen *(Bergregal).*

»Für die Vorlande wurde 1783 eine «K. K. Kammer im Münz- und Bergwesen» bei der Regierung in Freiburg errichtet und die Bergbehörde mit größeren Vollmachten als bisher ausgestattet. (Die K. K. Kammer war eine »Kaiserlich-Königliche Kammer« im damaligen Vorderösterreich).

In Staufen bestand zwischen den Jahren 1738 und 1803 ein «Fürstlich St. Blasianisches Berggericht» für die Herrschaften Kirchhofen und Staufen, das dem Freiburger Bergamt unterstellt war…«[9]

»Im Münstertal im Schwarzwald bestand von 1684 bis 1730 ein Eisenschmelzofen am Hellenberg bei Staufen…«[10]

Abbildung 3 zeigt eine »Kuxe«, das ist ein Gewährschein für Grubenanteile an Berg-

werken im Breisgau aus den 1770er Jahren. Auf dem Stich sieht man ein Landschaftsbild der Stadt Staufen mit Schlossberg und Johanneskapelle, darunter Stollenmundloch und Schachthäuschen; rechts davon Schießhauer und Probierer am Ofen, im Hintergrund Bergleute bei ihrer schweren Arbeit unter Tage.

»Zahlreiche Bergwerke in aller Welt tragen die Namen von Joachim oder von Anna«[11]. Das ist ein Zeichen dafür, dass vor allem die heilige Anna schon seit vielen Jahrhunderten von Bergleuten als ihre Schutzpatronin angerufen und verehrt wird.

Wilhelm Weitzel berichtet in einer weiteren Sage vom Hauptfest der Bergleute, dem Barbarafest, welches früher bei der Staufen-Münstertäler Poche und Schmelze am Höllenberg gefeiert worden war. Von dort aus ging es in einer Prozession zur Klosterkirche St. Trudpert, wo ein Hochamt gefeiert wurde. *»War dies zu Ende, so begab man sich wieder auf den Sammelplatz, um die alten Regeln und Satzungen zu verlesen und ein förmliches Gericht über Zuwiderhandlungen abzuhalten;. zudem wurden strenge Ermahnungen gegeben zu einem rechten Leben. – Die zweite Hälfte des Tages aber war der Fröhlichkeit vorbehalten… In den zwanziger Jahren des 19. Jh. ging mit der Einstellung der Grubenarbeit auch das St.-Barbara-Fest ein.«*[12]

Dass am 26. Juli in Staufen seit Jahrhunderten das Sankt Annafest gefeiert wird, hat wohl auch damit zu tun, dass im ehemaligen Amtsstädtchen die Bergwerksverwaltung und das Berggericht ihren Sitz hatten. Hier wohnte deren Beamtenschaft. Die Bergleute aber hatten ihre Wohnungen eher in den umliegenden Dörfern und vor allem im Münstertal. Das Annafest aber wurde früher und wird heute von allen Bevölkerungsschichten – seien sie katholisch, evangelisch oder konfessionslos – mitgefeiert.

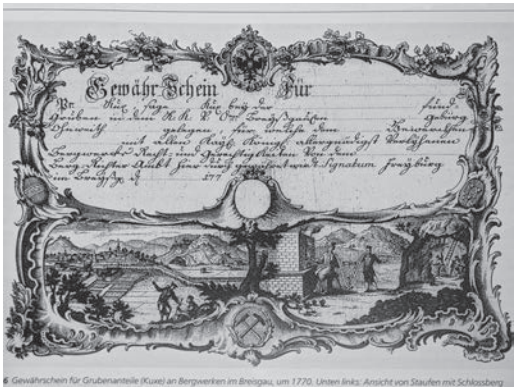


Abb. 3: Gewährschein (= Kux) für Grubenteile an Bergwerken im Breisgau aus den 1770er Jahren; vgl. Friedrich Metz, a.a.O., Seite 147 und Denkmaltopographie Baden-Württemberg, a.a.O., Seite 17

So kann man in den Kirchenbüchern der Pfarrei St. Martin in Staufen lesen:

»Ausgab-Geld 1723 Gulden Schilling Pfennig

Item St. Anna Tag dem Herrn Pfarrer und Kaplan und Hl

(Hochwohllöblichen) Schulmeister und Sigrist zahlen 1 – 9 – «

Die schweren Arbeiten der Bergleute vor Ort forderten zu allen Zeiten immer wieder großen körperlichen Arbeitseinsatz. Oft mussten sie viele 100 Meter oder gar Kilometer in den Berg hinein oder hinab gehen bzw. fahren, bei Kerzenlicht und Sauerstoffmangel das Mineral oder Erz vom Gebirge abschlagen und auf irgendeine Art und Weise mit eigener Körperkraft ans Tageslicht befördern. So manche Bergleute starben an ihrem Arbeitsplatz, weil sie dort ein Unglück ereilt hatte (Verletzungen, Wasser- und/oder Gaseinbrüche, Verirrungen bei Dunkelheit usw.).

Nicht von ungefähr grüßen sich die Kumpels, wie sich die Bergleute kameradschaftlich nennen, mit einem herzlichen **»Glückauf!«**, darauf vertrauend, dass ihnen kein Unheil zustoße.

Die eingangs gestellte Frage: »Seit wann wird in Staufen das Annafest gefeiert?« konnte nicht eindeutig beantwortet werden. Aber der Weitzelschen Sage über *Gottfried von Staufen* kann man einen gewissen Charme abgewinnen, weil diese Reise des frommen Kreuzfahrers ins Heilige Land und nach Jerusalem den Gedanken zulässt, dass Gottfried gewissermaßen einer der »Geburtshelfer« war für das Staufener Annafest. Denn der Burgherr Gottfried war in seiner Regierungszeit Herr von Staufen – auch wenn der Ort erst um 1280 zur Stadt ernannt worden war – und konnte als solcher die heilige Anna zur Ortspatronin auserwählen.[13]

Wenn diese Annahme zutreffen sollte, dann hätte Staufen im Jahre 2010 auf eine etwa 820-jährige Annafest-Tradition zurückblicken können!

Dinge und eine Einrichtung trugen und tragen den Namen der heiligen Anna

Ein Zeichen ihrer großen Verehrung sind die vielen Gegenstände und Kunstwerke, die heute noch an sie erinnern:

1. Die ehemalige Anna-Kapelle: Willibald Strohmeyer, ehemaliger – von den Nazis ermordeter – Pfarrer von St. Trudpert, sammelte auch Sagen. In einer erzählt er vom »St.-Anna-Käppele« bei der Galgenhalde in Grunern-Kropbach. Es stand neben der Landstraße von Staufen nach Münstertal in der Nähe der Gemarkungsgrenze. *»Es wird schon im Jahre 1585 erwähnt….. Im Jahre 1821 ist die Kapelle abgerissen worden, weil sie zweifelhaftem Gelichter Unterschlupf biete … Wahrscheinlich war es eine Armsünderkapelle, die dort bei der Galgenhalde erbaut wurde, damit für die Hingerichteten manchmal ein Vaterunser gebetet würde.«*[14]

2. Zu einer mehrere Jahrhunderte alten Einrichtung zählte einst die im Jahre 1681 gegründete »St.-Anna-Bruderschaft«; sie war eine Art Sozialstation ihrer Zeit. Fast 300 Jahre später wurde ihre Nachfolgeorganisation, die »*Katholische Frauengemeinschaft Sankt Anna*« gegründet, und zwar am 6. Februar 1979[15]. Man vergleiche auch das von ihr gestiftete St.-Anna-Fenster im Martinsheim! (Siehe 6 e).

3. Auf dem Rempart 7 befindet sich der »Annahof«. In diesem Gebäude war früher die Bierbrauerei Rieger, später (nach dem II. Weltkrieg) war hier eine von Lioba-Schwestern geleitete Hauswirtschaftsschule, dann der Kindergarten, und einige Jahre später das Goethe-Institut. Heute ist hier die Jugendmusikschule und im Kellergeschoss »Auerbachs Kellertheater«.[16]

4. Das Haus Nr. 30, 32 in der Krozinger Straße wurde im frühen 19. Jh. erbaut. Zwischen 1894 und 1906 befand sich hier ein Badebetrieb mit der Gaststätte »Am Annabad«.[17]

5. Das Martin-Luther-Haus musste im März 1984 dem Bau der neuen Sankt-Anna-Brücke weichen.[18] Über dem südlichen Brückengeländer thront eine in Buntsandstein gehauene St.-Anna-Skulptur. Sie wurde von dem Freiburger Künstler Jakob geschaffen.[19]

6. Weitere Sankt-Anna-Kunstwerke:

a) das Mutter-Anna-Bild des Barockmalers Simon Göser (mit einer Darstellung von Alt-Staufen) im rechten Seitenschiff. Vgl. Abb. 4!

b) Eine St.-Anna-Darstellung an der Monstranz (= vergoldetes Schaugerät, in dem die geweihte Hostie gezeigt wird);

c) eine St.-Anna-Statue, Prozessionsfigur aus dem 19. Jahrhundert (Vgl. Abb. 5).

d) Seit dem 19. März 1988 – damals war die Glockenweihe – erinnert die von Josef Obergfell gestiftete Sankt-Anna-Glocke mit

ihrem markanten Stundenschlag mindestens 156 mal täglich an die Stadtpatronin. – Der Stifter legte im strengen Winter 1942/43 bei der furchtbaren Schlacht um Stalingrad sinngemäß dieses Gelübde ab: »*Wenn ich Stalingrad überleben sollte, dann spende ich meiner Heimatpfarrei St. Martin die von den Nazis eingeschmolzene St.-Anna-Glocke!*« (Vgl. Badische Zeitung Nr. 67, vom 21.3.1988 und »Staufen vor und nach dem Fliegerangriff«, a.a.O., S. 203 und 354 f, wo ein bemerkenswerter Eintrag von Stadtpfarrer Weitzel ins Verkündbuch der Pfarrei St. Martin zu lesen ist; er berichtet dort über die »*Konfiszierung der Kirchenglocken!*«).

e) Das Sankt-Anna-Fenster im Foyer des Martinsheims (Pfarrgemeindehaus); anlässlich des 300-jährigen Gründungstages der »St.-Anna-Bruderschaft« stiftete deren Nachfolgeorganisation, die »Katholische Frauengemeinschaft St. Anna«, 1981 ein buntes Glasfenster. Die künstlerische Arbeit ist in der Werkstatt von Sigurd und Ingrid Burkhardt aus March entstanden.[19]

f) Im Juni 1942 komponierte der damalige Stadtpfarrer und frühere Freiburger Münsterorganist, Wilhelm Weitzel, das »St.-Annalied« für gemischten Chor. Es handelt sich um ein dreistrophiges »*Festlied zu Ehren der hlg. Stadtpatronin zu Staufen i. Bg.*«. (Das Original befindet sich im Archiv der Pfarrei St. Martin).

Abb. 4: »Mutter-Anna-Gemälde« aus dem Jahr 1795 von Simon Göser; Foto: W. Schäffner

Abb. 5: »Hl. Anna – Prozessionsfigur, vgl. L. Geiges, a.a.O., S. 113

Schluss

Jeder Annafest-Teilnehmer feiert dieses Fest auf seine eigene Art und Weise.

Ingeborg Hecht berichtet in einer heiteren Anekdote darüber, wie man das Annafest eigentlich nicht begehen sollte.

Vor Jahren oder Jahrzehnten lebte in Staufen der biedere Schuhmachermeister Räpple,

der in einem kleinen Häuschen in der Nähe der Martinskirche wohnte. Ihm war das stolze Glück widerfahren, eines schönen Jahres zu einem der vier »Himmels- (sprich Baldachin-) Träger« der feierlichen Sankt-Anna-Prozession auserkoren worden zu sein. Jeder wusste, dass er als ein frommer, ehrenwerter und hochgeachteter Bürger zu dergleichen herangezogen wurde. Vor lauter Ehre war er äußerst aufgeregt und schlief schlecht in der Nacht vorher. Im Morgengrauen stand er auf, um in die Frühmesse zu gehen. Dann schlich er durchs Städtle. – Wann war es denn endlich so weit? – Vor dem Eingang des Schlappen (ehem. »Gasthaus zum Schlossberg«, Auf dem Rempart) hörte er muntere Stimmen, roch gebackene Leberle und sah, wie sich die Mitbürger zum anstrengenden Prozessionsgang stärkten. Alsbald saß auch Schuhmachermeister Räpple unter ihnen, der Mutter Anna ein Viertele Finsterbacher weihend, und noch eins und wieder eins, bis es endlich an der Zeit war, sich zu formieren. Alles ging ordentlich seinen Gang, doch fand der Festordner immer mal Gelegenheit, diskret seines Amtes zu walten. Als sein Blick auf Meister Räpple fiel, wurde er sichtlich unruhig, denn der Schuhmacher schwankte, und mit ihm der Himmel. Der Festordner pirschte sich vorsichtig an die Unglücksstelle heran: »Vater unser, der du bist – Räpple, pass doch auf! – geheiligt werde dein Name – du wankst ja! – Herrgott, Räpple, du bist ja besoffen! – Dein Wille geschehe – Räpple, schämsch di nit???« – Der Schuhmachermeister gab sich redlich Mühe, die kurzen Beine in gerader Marschordnung zu halten, aber der Wein rumorte weiter, und der Himmel schwankte weiter. Dies veranlasste den verantwortlichen Ordner, seinen heiligen Zorn solange drastisch zum Ausdruck zu bringen, bis dem würdigen Himmelsträger der Geduldsfaden riss. Wütende Blicke schossen aus seinen weinseligen Augen. »Loss mi in Rueh, oder … trag du de Himmel selber!«[20]

Literaturverzeichnis und Anmerkungen

1 Hermann Brommer, »Katholische Pfarrkirche St. Martin, Staufen i. Br.« (Staufener Kirchenführer), 2001, Lindenberg, vierte Umschlagseite – (Foto: W. Schäffner).

2 Werner Schäffner, »Flurnamen, Straßennamen und Sagen von Staufen, Wettelbrunn und Grunern«, 2. Aufl., Selbstverlag, 2005, S. 95 f; Anmerkung:
Der Dritte Kreuzzug dauerte von 1189 bis 1192. Das Landheer wurde von Kaiser Friedrich I. Barbarossa angeführt. Verstärkt wurde dieses Heer durch die Flotten von König Richard Löwenherz aus England und derjenigen König Philipps II. Augustus von Frankreich. 1191 wird Akkon durch die Soldaten der beiden Flottenführer eingenommen. Richard schließt einen Waffenstillstand mit Saladin. Ergebnisse: 1. Gewinn des Küstenstreifens zwischen Tyrus und Jaffa: 2. Erlaubnis zu Pilgerbesuchen in Jerusalem. Vgl. »dtv-Atlas zur Weltgeschichte«, Bd. 1, 21. Auflage, 1986, München, Seite 150 f.

3 Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg, 1989, Stuttgart, S. 256 ff.

4 Vgl. die Artikel »*Apokryphen*« (S. 28) und »*Maria*« (S. 309) in: »Der Glaube der Christen – Ein ökumenisches Wörterbuch«, Band 2, Stuttgart, München, 1999.

5 Stjepan Schmidt, »Augustin Bea – Der Kardinal der Einheit«, Wien, Köln, 1989, Seite 239.

6 Michael Rauch, ISRAEL und Palästina, Dumont, ohne Jahr, Seite 89.

7 V. Schauber, H. M. Schindler, »Die Heiligen im Jahreslauf«, 6. Auflage, Augsburg, 1990, Seite 385.

8 Aufsatz in: »Staufen und der Obere Breisgau« von Leif Geiges, Karlsruhe, 1967, Seite 119 ff; Vgl. die Zeittafel: Seite 195 bis 199 mit der Anmerkung: »Stadtherren sind die Burgherren« S. 195

9 Friedrich Metz, »Vorderösterreich – Eine geschichtliche Landeskunde«, 2. Aufl., Freiburg, 1967, Seite 150.

10 F. Metz, a.a.O., Seite 152.

11 Vgl. V. Schauber, a.a.O., S. 385.

12 Vgl. W. Schäffner, a.a.O., S. 115.

13 Vgl. L. Geiges, a.a.O., S. 195.

14 W. Schäffner, a.a.O., Seite 115 f.

15 Vgl. die «Chronik der *Katholischen Frauenge-*

meinschaft St. Anna» vom 6. Februar 1979; – Anmerkung: In der kleinen Schrift »*300 Jahre Sankt-Anna-Bruderschaft Staufen – 1681 bis 1981*« – das Fest wurde am 12. und 13. September 1981 gefeiert – wird auf folgendes hingewiesen: »*Die Aufzeichnungen des damaligen Stadtpfarrers Johann Michael Wyest aus dem Jahre 1681 belegen einwandfrei, daß die Sankt-Anna-Bruderschaft schon lange vorher bestanden haben muß und sehr wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Gründung der Staufener Spitalstiftung im Jahre 1534 zu sehen ist.*«

16 Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band III.1.1 »Landkreis Breisgau/ Hochschwarzwald – Stadt Staufen – Münstertal/Schwarzwald«, Stuttgart, 2002, Seite 56.

17 Denkmaltopographie Baden-Württemberg, a.a.O., Seite 90.

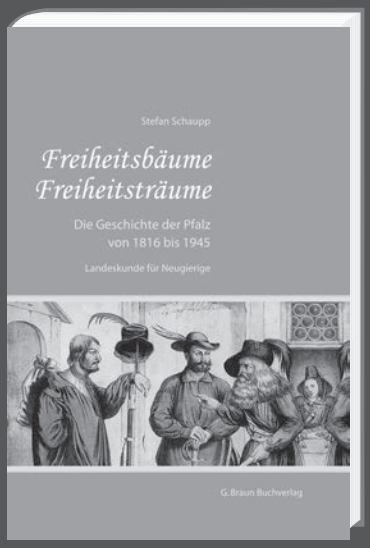
18 »Staufen vor und nach dem Fliegerangriff«, Staufen, 1988, Foto Seite 52 und Text Seite 341

19 W. Schäffner, a.a.O., Seite 77 f.

20 Ingeborg Hecht, »Trag' du de Himmel selber…«, Aufsatz in: »Staufen und der Obere Breisgau«, a.a.O., Seite 186 ff. (Der Text der Anekdote wurde leicht abgewandelt, ohne dass sich der Inhalt dadurch verändert hat).

Anschrift des Autors:
Werner Schäffner
St.-Martin-Allee 7
79219 Staufen/Brsg.
Tel. 0 76 33 / 8 16 23

www.gbraun-buchverlag.de



216 Seiten, 62 s/w-Abbildungen
1 Karte, 14,5 x 21 cm, geb.
22,90 €
ISBN 978-3-7650-8574-1

Stefan Schaupp
Freiheitsbäume – Freiheitsträume
Die Geschichte der Pfalz von 1816–1945

Wer neugierig ist auf die Geschichte der Pfalz in dieser Zeitspanne, der findet hier einen vielfältigen Überblick. Berichtet wird von bedeutenden historischen Ereignissen und Entwicklungen, den Bereichen Landwirtschaft, Handwerk, Industrie und Verkehr sowie von wichtigen Persönlichkeiten, die in kurzen biographischen Texten vorgestellt werden. Zudem erhält der Leser grundlegende Informationen zur Landeskunde, so dass ein abwechslungsreiches Porträt einer Landschaft entsteht, von der schon der bayerische König Ludwig I. behauptete, sie sei der »Garten seines Königreichs«.

G. BRAUN *Buchverlag*

Sankt Fridolin im Dreisamtal bei Freiburg, St. Erasmus zwischen Breitnau und Hinterzarten

Beispiele religiöser Frömmigkeit und Kleinkunst in bäuerlichen Hofkapellen

Hermann Althaus

Mächtig liegt er da: der »Breitehof« am östlichen Ausgang von Freiburg in Richtung Zarten, nahe an der alten Villinger Straße, sichtbar für die Menschen, die hinauf in den Schwarzwald mussten. Mit einer Fülle von 14 Fenstern – mit hübschen Blumen geschmückt – und mit einem kleinen Glöckchen im Dachreiter ist der steinerne Neubau von 1870 ein stattliches Dokument bäuerlichen Besitzes in der fruchtbaren Ebene. Ein bunter Bauerngarten umgibt das 5-stöckige Gebäude. Heiligenfiguren auf der Frontseite des Hauses im »Känsterle« sollen das Anwesen schützen. Aber der Hof selbst ist viel älter, wie man aus den Urkunden und den umliegenden Wirtschaftsgebäuden ersehen kann. Viele Generationen hatten dort Arbeit und Brot. Die Familie Steinhart bewirtschaftet den Hof in der 4. Generation.

Der »Breitehof« bei Kirchzarten

Das Bild in der Hofkapelle St. FRIDOLIN und sein »Sponsor« Urso

Die Inschrift weist auf das Jahr 1600 p. Chr. n. hin

Wie im Schwarzwald üblich, befindet sich neben Stall, Remise und Backhaus auch eine kleine Kapelle neben dem steinernen Wohngebäude, öfter zerstört und immer wieder neu errichtet, zuletzt 1970. Wer sich von den Blumen im gepflegten Bauerngarten anziehen lässt und vom Fahrrad steigt, um sie zu bewundern und das Haus zu fotografieren, riskiert vielleicht einen Blick in die Hauskapelle und wird überrascht sein.

Das Bild von 1600 in der Hofkapelle

Ein großes Gemälde auf der rechten Seite (1,35 x 1,10 m, Öl auf Holz) nimmt sofort den Blick gefangen. Ein Skelett, ist es der Sensenmann?, führt einen Mönch an der Hand. Erst im zweiten Rundblick achtet man auf die kleineren Dekore, Mitbringsel von Wallfahrten und Heiligenfigürchen, an den Wänden rundum.

Ist das auf Holz gemalte Ölbild eine Darstellung aus einem Totentanz, wie man diese Bilder aus dem Freiburger Alten Friedhof oder dem Kärner von Bleibach, neuerdings aus dem Augustinermuseum Freiburg oder gar aus Basel kennt? Wie käme das Bild in die Hofkapelle?

Am unteren Rand des Bildes hat sich der Stifter in reichem Gewande, betend, malen lassen mit seiner großen Kinderschar: 10 Jungen und 10 Mädchen und drei Frauen; alle in stilisierter Einheitstracht und mit Vornamen versehen: es ist wohl der Bauer Ulrich Hecht im Jahr 1600.

Im dusendt und sechshunderdt jar Hatt dise chappellen fürwar,

Ulrich Hecht lossen auff Bauen Zur Ehr gottes und unser lieben Fraven

Und dem lieben heiligen sand Frytlein. Der welle unser vyrbitter sein.

(Im tausendundsechshundertsten Jahr hat diese Kapelle fürwahr, Ulrich Hecht lassen aufbauen zur Ehre Gottes und unser lieben Frauen und dem lieben heiligen Sankt Fridolin. Der sollt unser Fürbitter sein.)

Die Großfamilie des Bauern Ulrich Hecht mit 20 Kindern und 3 Frauen

Der Wandermönch St. Fridolin und »sein Sponsor«

Zurück zum Gerippe und dem Mönch im schwarzen Habit: Bei näherem Hinsehen trägt der Tote einen gesiegelten Brief in seiner linken Hand. Hinter dem im himmlischen Glanz leuchtenden Mönch erkennt man im graublauen Morgennebel des Gemäldes Berge und Wald, ein Flusstal, Weg und Brücke zu einer Insel und einen Kirchenbau mit Turm und Dachreiter. Das ist der Schlüssel, er weist nach Säckingen und in die Schweiz nach Glarus Die Legende führt zurück in die Zeit der Landnahme in Alemannien und der Christianisierung durch die iroschottischen Wandermönche im 7.–8. Jahrhundert. Neben Gallus, Pirmin, Columban und anderen gehört auch Fridolin dazu. Er gründet eine Reihe von Kirchen und Klöstern, die er dem Hl. Hilarius anempfiehlt. Er selbst lässt sich in Säckingen nieder.

Um das Jahr 1000 wird die folgende Legende vom Säckinger Mönch Balther in seiner Fridolinsvita aufgezeichnet. Da soll Urso, ein reicher Christ aus Glarus, dem Missionar größere Besitztümer auf der Säckinger Rheininsel geschenkt haben, Land, das nach dem Tode des Schenkenden allerdings von dessen Bruder Landolf als Weideland beansprucht wurde, so dass es zur Gerichtsverhandlung kommt. Um die Richtigkeit der Schenkung zu beweisen und den Besitz zu behalten, soll der Wandermönch Fridolin seinen Sponsor zum Leben erweckt haben. Und, wie man auf dem o. g. Bild jetzt erkennt, bringt der längst verstorbene Urso die Schenkungsurkunde zum Gerichtstermin gleich mit. Also können in (Bad) Säckingen und Glarus Kirchen und Klöster gegründet werden (und dem Schenkenden ist das Gebet der Mönche für sein Seelenheil gesichert!). So hält es der unbekannte Maler des Bildes auf dem Breitehof im Dreisamtal fest.

Mütter und Kindersterblichkeit

Zwanzig Kinder und drei Frauen erkennt man unten auf dem Rahmen des Bildes im Breitehof, Alle sind mit Namen versehen, einige tragen bereits ein Sterbekreuz hinter dem Namen. Es sind wohl die Namen der Heiligen, an deren Feiertag die Kinder jeweils geboren wurden, Namen, die uns heute fast nicht mehr geläufig sind. Die Kinder tragen einheitlich rote, lange Gewänder mit weißem Kragen, die Töchter mit sauberer Schürze und gewundenem Haarkranz, den Rosenkranz betend alle, die Mütter dahinter stehend, in

schwarzer Tracht mit rotem Mieder, züchtig wie Nonnen. Waren die fünf Sterbekreuze auf dem Bild möglicherweise der Anstoß für das Gemälde, um vor weiterem frühen Tod der vielen Kinder (und deren Mütter) verschont zu bleiben?

Interessant sind die Namen und deren Schreibweise im Dialekt: Hans (Johannes Evangelista?), Joseff, Cevarin (Severin), Mattias, Michel, Doma+ (Thomas), Hans (Johannes Baptista?), Marx(imilian?), Andreas, Lorenz.

Und die Töchter und Frauen Maria, Christina, Margrethe, Ehvemaria+, Chatarin (Katharina), Eva+, Christina+, Ursula, Maria, Anna+, Eva, Christina, Chadarin.

»In kindlicher Unbefangenheit wandten sich unsere Vorfahren an die Heiligen des Himmels, um sich für jede Not ihrem Schutz und ihrer Fürsprache zu empfehlen.« schreibt Erzbischof (em.) Oskar Saier in seinem Vorwort zum »Kapellenbuch« von Pfr. Dr. Franz Kern. Auch Sankt Fridolin war einer dieser Fürbitter in der Anschauung Gottes und für die bäuerliche Bevölkerung zuständig bei Feuer- und Wassergefahren, bei Viehseuchen und vor allem auch gegen Kinderkrankheiten. Wenn man das geschilderte Bild mit den vielen z. T. verstorbenen Kindern und deren Müttern daraufhin betrachtet, dürfte darin der Anlass für den Bau dieser Hofkapelle und die Verehrung gerade dieses Heiligen zu suchen sein. (Verehrung am 6. März, vor allem in Bad Säckingen am Hochrhein, wo seiner mit einer großen Prozession gedacht wird.)

Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten

BERTHOLD SCHAAF

SCHWARZWALDUHREN

Das Standardwerk vermittelt einen umfassenden Überblick über 200 Jahre Geschichte Schwarzwälder Uhrmacherkunst.

»Pflichtlektüre für Liebhaber und Sammler!«
Badische Zeitung

432 Seiten, 410 Farbabbildungen
19 x 26 cm, geb., 68,00 €
ISBN 978-3-7650-8391-4
www.gbraun-buchverlag.de

Ein Helfer in der Not

St. Erasmus vom Abrahamenhof zwischen Breitnau und Hinterzarten

Hermann Althaus

Allen Wanderern, die sich am Südschwarzwald, an seiner Landschaft und seinen Dörfern erfreuen, fallen immer wieder auch die kleinen Hofkapellen auf, die, – obwohl oft mehr als 200 Jahre alt. – auch heute noch gepflegt werden, – bilden sie doch im religiösen Volksglauben einen festen Bestandteil der Tradition. Mancher Wanderer wirft sogar einen schnellen Blick in das Innere dieser Kapellen und ist meist überrascht, welche Kleinkunst an den Bänken und auf den Altären, vor allem aber an den dargestellten Heiligenfiguren zu finden ist. Leider ist der Hintergrund der in der Volksfrömmigkeit entstandenen Legenden, der Bezug zu den Heiligen und dem Grund ihrer Verehrung in unserer entmythologisierten und säkularisierten Welt nahezu verloren gegangen. Die meisten Menschen mögen höchstens der oft naiven bäuerlichen Kunst noch ein Lächeln abzugewinnen.

Eine unscheinbare Hofkapelle

Da findet man beispielsweise zwischen Breitnau und Hinterzarten, am ausgeschilderten »Westweg«, die kleine Kapelle des Abrahamenhofes von 1602, ein alter Hof, der bereits 1446 bestand und nach 7 Vorbesitzern an den jüngsten Sohn Abraham Waldvogel und seine Frau Maria Wursthorn überging und von diesem Abraham seinen Namen herleitet.[1] Die kleine Hofkapelle zeigt auf dem Altar zwischen 2 gedrechselten Säulen eine eigenartige, in Holz geschnitzte grausame Darstellung eines Martyriums: einem auf der Erde liegenden Mann wird von 2 anderen Kerlen tatsächlich das Gedärm aus dem Leib gezogen und auf eine Winde gerollt, – schrecklich realistisch.

Erasmus: der Liebenswürdige

Es handelt sich um den Hl. Erasmus (griech. »der Liebenswürdige«), einem Einsiedler aus dem Libanongebirge, der etwa 300 n. Chr. gelebt hat und dann als Bischof von Antiochia / Syrien in der Zeit der letzten Diokletianischen Christenverfolgung als Märtyrer starb, als er nach Rom verschleppt wurde. Während dieser Zeit habe er – und da beginnt die Legende – vielerlei Wunder gewirkt, sei aber auch auf der Überfahrt nach Italien von Matrosen so drastisch, wie auf der Plastik beschrieben,

St. Erasmus in der Hofkapelle des ABRAHAMEN-HOF in Breitnau: Martyrium

St. Erasmus als Bischof und Nothelfer vom Altar der Klosterkirche »Vierzehnheiligen

gefoltert worden. Kann eine solche furchtbare Geschichte denn wahr sein? Man kann es kaum glauben, dass Männer in ihrer Unmenschlichkeit zu solch furchtbarer Tat fähig gewesen sein sollen.

Homo homini lupus?

Man muss sich nicht die Bilder aus Vietnam oder dem Kosovo oder aus dem Gefängnis von Guantanamo in die Erinnerung rufen, um die Aussage verstehen zu können. Homo homini lupus est: der Mensch ist zum Menschen wie ein Wolf – sagten schon die Römer. Einige begnadete Menschen allerdings setzten gegen solche Unmenschlichkeit ein Zeichen. Christen nannten diese Vorbilder »Heilige«.[2]

Ist es verwunderlich, dass ein solcher Mann wie der oben genannte Erasmus, der, nach mittelalterlicher Vorstellung, »um Christi willen« dieses Martyrium erduldet habe, all denen ein Vorbild war und von den Menschen bittend und vertrauensvoll angerufen wurde, die, wie er, Unterleibschmerzen oder Geburtswehen hatten oder die an Magenschmerzen, Krämpfen oder einer Nierenkolik litten. An wen hätten diese Menschen sich in ihrer Not – ohne Medizin und Mediziner – denn anders wenden können als an jemanden, der Ähnliches und noch Schlimmeres ertragen hatte und es durchgestanden hatte? Erasmus wurde zu einem »Helfer in der Not«, einem der 14 Nothelfer!

Erasmus: ein Nothelfer

Nothelfer sind im Mittelalter »Heilige« von denen man glaubte, dass sie durch ihr Wort

und ihre Bitte bei Gott gesundheitliche und seelische Nöte lindern oder gar beenden könnten. Heute nehmen die Menschen Pillen: Das nennen wir umschreibend »Placebo-Effekt«! Man muss daran glauben – und Glaube versetzt Berge.

Elmsfeuer: das Nordlicht

Bei der Überfahrt nach Italien auf einem Schiff soll Elmo, das ist der Name des Erasmus in südlichen Ländern, dieses oben genannte schreckliche Schicksal erlitten haben: als er während eines Gewitters noch an Deck von Christus und einer menschlicheren Welt predigte. Da soll der Blitz in das Schiff eingeschlagen haben, aber des Blitzes Helligkeit um Erasmus herum soll weiter geleuchtet haben.

Da hat man doch schon einmal etwas vom »Elmsfeuer« gehört, diesem gefürchteten, eigenartigen elektrischen Lichtbüschel auf den Mastspitzen von Schiffen und Turmspitzen bei Gewittern, das man lange nicht erklären konnte? Klabautermann und Teufel und das Schiff mit den schwarzen Segeln wurden bemüht, um dieses Phänomen zu erklären. Nicht nur die sizilianischen Schiffsleute beteten seit Jahrhunderten und noch heute zu St. Erasmus, dass er ihnen im Gewittersturm auf See beistehen möge. So ist Elmo = Erasmus auch ihr Schutzheiliger und einer der 14 Nothelfer, wie er z. B. am Altar in der herrlichen Barockkirche Vierzehnheiligen – dort aber als Bischof von Antiochia – prächtig dargestellt ist.

Sein häufigeres Attribut ist aber die Seilwinde, die man in Unkenntnis des Martyriums für ein Werkzeug der Seeleute hält, zu deren Schutzpatron er aufstieg. Am Abrahamenhof bei Hinterzarten ist er so dargestellt – vermutlich die einzige Darstellung dieses Martyriums im ganzen Südschwarzwald.[3] Erasmus wurde im Schwarzwald aber auch bei Viehseuchen angerufen und galt zudem als Patron der Drechsler. Darf man wegen der kleinen gedrechselten Säulen auf dem Altar möglicherweise auf das »Hobby« des Bauern Abraham Waldvogel schließen?

Den Festtag des Erasmus feiert die Familie des heutigen 21. Besitzers des Abrahamenhofes, Albert Wangler, weiterhin am 2. Juni.

Woher weiß man diese Legenden der Heiligen eigentlich alle?

Gute Frage! Mit Sicherheit hat die mittelalterliche religiöse Fantasie das meist wenig Bekannte in gläubiger (und abergläubischer) Verehrung immer wieder neu ausgeschmückt und von Mund zu Mund weitergegeben. Im 18. Jahrhundert waren vor allem Ordensleute darum bemüht, den einfachen Menschen die Tugenden der Heiligen als Vorbilder oder Leitfiguren darzustellen. Aber der Kern der Legenden bleibt doch der gleiche: da gab es einen vorbildlichen Menschen mit einem ähnlichen Schicksal, – nach seinem Tod in Gottes Nähe, – durch dessen Fürsprache man sich eine Linderung seiner eigenen Leiden erhoffte oder dem man in ähnlicher Weise nachfolgen und ähnlich werden wollte. Unter diesem Aspekt wurden ja auch die Namen der Kinder bei der Taufe bereits ausgesucht. Aber es gab auch Jakobus de Voragine (1230–1292, theologischer Schriftsteller, Dominikanerpater), der als Verfasser der »Legenda Aurea« alles sammelte und schriftlich festhielt, was man bis dahin über diese vorbildlichen Menschen, die Heiligen, wusste. Er fand in den »Acta Sanctorum« in allen Jahrhunderten Nachfolger.

Für die des Lesens oft unkundigen Gläubigen waren diese Heiligen die Vorbilder für ein tugendhaftes und erfolgreiches Leben. An

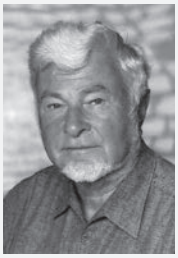
ihren Taten konnte man sein eigenes Leben ausrichten.

Anmerkungen

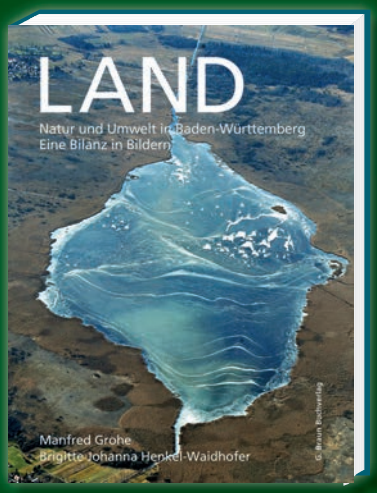
1 Vgl. die Breitnauer bzw. Hinterzartner Hofchronik v. H. Heitzmann: Interessant ist, dass bereits der erstgeborene Sohn den Namen Abraham trug, aber verstarb und das vierte Kind – nach den Schwestern Agatha und Magdalena – 1699 erneut dessen Vornamen »Abraham« erhielt.

2 Es ist m. E. völlig unerheblich, ob Erasmus zuerst als »Patron der Seeleute« mit dem Attribut einer Ankerwinde dargestellt wurde und erst eine spätere Generation daraus die Legende seines Martyriums machte, oder ob es umgekehrt war, dass man nämlich – s. die Agatha-Legende – schlicht und einfach die der Legende zugrunde liegende Tatsache nicht mehr verstand.

3 Pfr. Franz Kern: Das Dreisamtal mit seinen Kapellen und Wallfahrten. Schillinger-Verlag, Freiburg, ISBN 3-89155-023-5, S. 195.



Anschrift des Autors:
Hermann Althaus
Scheffelstraße 9b
79199 Kirchzarten



Die Vielfalt der Lebensräume in Baden-Württemberg und die Veränderung der Landschaft zeigen die Luftbildaufnahmen von Manfred Grohe. Das perfekte handwerkliche Können des renommierten Fotografen wird bei jedem der 143 großformatigen Bilder deutlich, die auch kleinste Details noch erkennen lassen. Diese ästhetisch gelungene Bestandsaufnahme ist so faszinierend wie erschütternd.

Knappe und zugleich präzise Texte der Journalistin Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer erläutern in kongenialer Weise die Fotos.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.

208 Seiten, 143 Farbabbildungen
gebunden mit Schutzumschlag
24,5 x 32,5 cm
36,00 € · ISBN 978-3-7650-8600-7

www.gbraun-buchverlag.de G. BRAUN *Buchverlag*

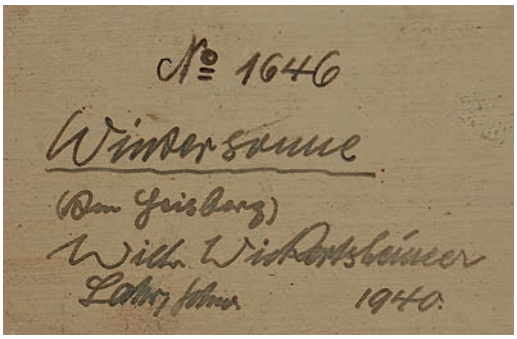
Der Lahrer Maler Wilhelm Wickertsheimer (1886–1968)

Am 125. Geburtstag unvergessen

Renate Liessem-Breinlinger

»Seine Bilder hängen in jedem Lahrer Bürgerhaus, in vielen Amtsstuben und Gaststätten«, sagte mir der ehemalige Lahrer Oberbürgermeister Philipp Brucker, als ich in den 1980er Jahren an der Biographie des Kunstmalers Wilhelm Wickertsheimer arbeitete. Denn er stand auf der Liste der bedeutenden Persönlichkeiten des Landes, die in der eben begonnenen Neuen Folge der Badischen Biographien berücksichtigt werden sollten. Wickertsheimer war Heimatmaler im besten Sinn des Wortes, suchte seine Motive draußen im Freien: in den Winkeln von Alt-Lahr, entlang der Schutter vom Hohen Geisberg bis

Winterbilder gehören zu Wickertsheimers Stärken, denn er wanderte mit Begeisterung bei Wind und Wetter. Das Ölgemälde »Wintersonne am Geisberg« entstand 1940. Es stammt aus der Sammlung Erb.



Wickertsheimer signierte seine Werke auch auf der Rückseite. Mit kräftigem Bleistift trug er Jahr und Titel ein.

hinaus in die Rheinebene. Er konnte sehen und sich für das Gesehene begeistern, es dann rasch und temperamentvoll »heruntermalen«, wie es sein Freund und Weggefährte aus Hermann Schwarzweber formulierte. Stürmisch bewegt sind seine Bilder vom Herzogenhorn. Hier malte der Allwetterwanderer und Skiläufer zu allem Jahreszeiten, hier gewann er Abstand von der Heimat Lahr, in der er nicht nur Kunstmaler sein durfte, sondern bis 1939 auch den elterlichen Handwerksbetrieb führen musste. In einer Rückschau auf sein Leben fragt er, ob es verwunderlich sei, dass ihn auch die Ferne interessiert habe. Er habe Paris erlebt – auf einer Studienfahrt mit der Freiburger Ortsgruppe der Badischen Heimat – und sich faszinieren lassen von der Stadt, ihrem Fluss, ihren Bauten und den Meistern des Im- und Expressionismus.

Mancher Haushalt, den ein »Wickertsheimer« zierte, wurde inzwischen aufgelöst. Auch im Traditionsgasthof Löwen in Lahr sind seine Ortsansichten und Landschaftsbilder einer neuen Innendekoration gewichen. Ein prachtvolles Exemplar aus dem Herzogen-

Das von Blautönen beherrschte Ölgemälde »Im Sonnenlicht« entstand 1920 kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, den Wickertsheimer als Soldat mitgemacht hat. Es zeigt in der Bildmitte das Schloss Dautenstein bei Seelbach, am linken Bildrand die Glatzen-Mühle. Eigentümer ist der Sammler Rolf Erb.

Das Bild »Les Sinistrés«, ein Werk des Pariser Malers François Gall, gelangte durch einen Bildertausch unter Künstlerfreunden in Wickertsheimers Besitz. Was er dagegen gab, ist leider nicht mehr bekannt.

horn-Zyklus schmückt noch das denkmalgeschützte Café zum Süßen Löchle am Urteilsplatz. Die Stadt Lahr hütet einen Schatz von an die dreißig Wickertsheimern. Im Lahrer Ludwig-Frank-Heim hängt seit 2010 »Frühling am Schutterlindenberg«, eine Spende aus dem Nachlass einer Verwandten von Philipp Brucker, der die Rückkehr des Bildes in die alte Heimat freudig begrüßte.

Systematische Rettung verdanken die heimatlos gewordenen Wickertsheimer aufmerksamen Sammlern. Einer davon ist Rolf Erb in Friesenheim, der an die 100 Exemplare besitzt, darunter den Bestand aus dem Gasthaus Löwen. Erb kennt sich in der Sammler-Szene aus und ist dort selbst bekannt. Im Frühjahr 2011 besuchte er eine Kunstauktion in Ottenheim, deren Veranstalter, die *Initiative Historischer Kirchturm* (vgl. BH 3/2011, S. 452–454), den Turmhelm der Ottenheimer Michaelskirche wieder in seiner alten Form und Höhe her-

stellen lassen will. Erb bot eine vierstellige Summe für das Bild »Malerischer Winkel in Ottenheim«. Auch sein Sammlerkollege, der Ettenheimer Arzt Joachim Götz nahm an jenem Abend für ein Gebot in ähnlicher Höhe einen Wickertsheimer mit nach Hause. Rolf Erb liebt Wickertsheimers Stil und seine Themen. Er schätzt es hoch, dass der Künstler seine Werke nicht nur signierte, sondern auf der Rückseite Anmerkungen über Ort und Zeit und Wissenswertes dazu notierte. So lassen sich die Werke korrekt katalogisieren, was Erb seit einigen Jahren in digitaler Form vornimmt. Sein unverzichtbarer Ratgeber ist der Sohn des Malers, Diplomingenieur Willi Wickertsheimer.

Von diesem habe ich ein bislang unbeachtetes Detail erfahren: dass Wickertsheimer nach dem Zweiten Weltkrieg während der Besatzungszeit eine Künstlerfreundschaft mit dem Maler François Gall aus Paris entwickelte und durch einen Bildertausch besiegelte. Wickertsheimer erhielt Galls Werk Les Sinistrés, ein ausdrucksstarkes Gemälde, das Personen zeigt, denen Hunger, Angst und Armut ins Gesicht geschrieben steht. Was Wickertsheimer dagegen gab, ist leider nicht bekannt.

Wickertsheimer hätte 2011 seinen 125. Geburtstag feiern können, ein Jubiläum, das nicht unbeachtet verstrich: Der *Freundeskreis des Cafés Süßes Löchle*, geführt von Michael Ständer, Klaus Ohnmacht und Hannes Güth, eröffnete im Oktober eine Ausstellung von Werken Wickertsheimers in der kleinen denkmalgeschützten Konditorei an der Friedrichstraße. Bei der Vernissage sprach die Vorsitzende der Regionalgruppe Lahr Gabriele Bohnert die Einführung. Der Großteil der Exponate stammt aus der Sammlung Erb. Die Mundartautorin Juliana Bauer zeigte eine Fotografie des Malers und steuerte eine Anekdote bei.

Wilhelm Wickertsheimer ist also nicht vergessen, schon gar nicht bei der Badischen Heimat, in deren Liste der Ehrenmitglieder er seit 1962 seinen Platz hat an der Seite von Robert Gerwig, dem Erbauer der Schwarzwaldbahn, dem Dichter Heinrich Hansjakob und den Malern Wilhelm Hasemann und Hans Thoma. Letzterer war das große Vorbild seiner jungen Jahre, als er den Weg vom Dekorationsmaler zum Kunstmaler ging. Aber auch die Wegbereiter der Moderne Ferdinand Hodler, Paul Cézanne und Vincent van Gogh gehörten zu seinen Vorbildern, wie er 1963 bekannte, als ihn der damalige Landkreis Lahr mit dem Heimatpreis auszeichnete.

Anschrift der Autorin:
Renate Liessem-Breinlinger
Jacobistraße 31
79104 Freiburg

Die Graffiti-Kirche von Goldscheuer

Reiner Haehling von Lanzenauer

Unsere Geschichte ereignete sich in dem Dorfe Goldscheuer, gelegen im Ried westlich von Offenburg und Lahr. Der Ortsname zeigt an, dass hier vor Zeiten die Goldwäscherei betrieben worden ist. Nach dem letzten Kriege, es war in den Jahren 1961–64, hatte man in der Merkurstraße die Kirche *Maria, Hilfe der Christen* erstellt, einen nüchterner Zweckbau, neben dem sich ein freistehender Campanile erhob. Im Laufe der Jahre ging nun der Besuch seitens der Gläubigen mehr und mehr zurück, am Ende sollen nur noch drei Prozent der Katholiken regelmäßig zur Messe gekommen sein. Zudem war an dem Gebäude umfangreicher Sanierungsbedarf entstanden. Auch wurde diese Filialkirche nur während der Gottesdienste geöffnet, denn in einiger Nähe standen zwei weitere Kirchen den Katholiken offen. So drohte Schließung. Unerwartet regte sich jetzt Widerstand, war doch dieses Haus für viele Gemeindeglieder ein Hort der Erinnerung an hohe Kirchenfeste, an bedeutsame Familienfeiern, an erfüllte Gebetsstunden. Diese Stätte wollte man erhalten und bewahren. Dann aber, so bedeutete das Freiburger Ordinariat, müsse ein Anteil zu den Um- und Ausbaukosten als Eigenleistung beigesteuert werden. Jetzt versammelten Pfarrer Thomas Braunstein, die Vorsitzende des Pfarrgemeinderats Renate Hauer sowie die Pfarrgemeinderätin Johanna Schäfer einen Kreis von Mitstreitern. Gemeinsam machten sie sich ans Werk: Von Haus zu Haus zogen sie, warben für ihr Vorhaben, überzeugten Fernstehende, trugen Spende um Spende zusammen. Bald waren genügend Mittel zusammengekommen, so dass überlegt werden konnte, wie denn ein rundum erneuerter Kirchenbau aussehen solle.

Pfarrer Braunstein war es, der die Verbindung zu Stefan Strumbel aufnahm. Der am 17. Mai 1979 in Offenburg Geborene hatte als *wilder* Sprayer begonnen. Mauern und Bahnwaggons hatte er besprüht, wegen Sachbeschädigung war er belangt worden. Seit dem Jahre 2002 arbeitete er als freischaffen-

Madonna mit Maschenkappe

Chorraum

der Künstler, jetzt hat er beispielsweise Kuckucksuhren, Holzmasken oder Kultgegenstände im Stile von Pop-art verändert. Auf diese Weise möchte der Badener den Heimatgedanken kritisch umsetzen. In der Gegenwart haben seine Werke bereits öffentliche Anerkennung erfahren. Es versteht sich aber, dass einer, der so gar nicht der Figur eines herkömmlichen Kunstmalers entspricht, bei den Goldscheurer Bürgern erst einmal auf Misstrauen stieß. Doch nach klärenden Gesprächen mit Pfarrer Braunstein, der gemeinsam mit dem lernwilligen Künstler eine Reihe von Kirchen besichtigte, öffneten sich beide Seiten dem ungewöhnlichen Projekt – Stefan Strumbel erhielt den Auftrag, die ganze Kirche nach seinen eigenwilligen Plänen und Entwürfen auszumalen. Und am Ende hat auch das Erzbischöfliche Bauamt in Freiburg seinen kirchenbehördlichen Segen gegeben.[1]

Heute bildet den Mittelpunkt des Chors die Szene mit Christus am Kreuz, darunter die Mutter Maria und der Apostel Johannes. Die Gruppe wird umrahmt von einem gotischen Spitzbogen mit LED-Beleuchtung. Von dieser Szene aus gleiten pinkfarbene Strahlen über die gesamte Apsis, an den Seitenwänden sich fortsetzend als breite braune Streifen auf beigefarbenem Grund. Vor dem Kreuz steht der erhalten gebliebene Taufstein, davor der jetzt in die Kirchenmitte gerückte Altar. Auf der linken Seite befindet sich der wieder aufgestellte Tabernakel, jetzt von vier steinernen Füßen getragen. An der hinteren Wand sieht man zu beiden Seiten des Eingangs über den Kerzen zwei leere Comic-Sprechblasen aufgemalt, symbolhaft Freiraum zum Fürbitten ge-

Maria-Hilf-Kirche in Goldscheuer

Stefan Schrumbel am 01.07.2011 (Einweihung) in der Kirche in Goldscheuer

während. Eindrucksvoll thront an der Rückseite der Orgelempore eine etwa acht Meter hohe Madonna mit Jesuskind, in Spraytechnik auf die Wand appliziert. Als sensationell wird die Kopfbedeckung empfunden. Während der Vorbesprechungen hatte der Künstler für einen Bollenhut nach Gutacher Überlieferung plädiert. Doch er ließ sich überzeugen, dass im Ried seit langem die klassische Kopftracht der Frauen aus dem benachbarten Hanauer Land heimisch geworden ist. Daher wählte man für die Gottesmutter eine *Maschenkappe*, auch *Schlupf* genannt. Am Boden einer solchen Haube ist eine zweiteilige schwarze Schleife befestigt, die beim Tragen seitlich jeweils bis auf Schulterbreite reicht. Eben hier in der Riedgegend hat man übrigens die Kappenböden häufig mit zusätzlichen Stickereien oder kleinen Glasperlen ausgestattet.[2] Nach diesem Muster also trägt die Goldscheuerer Maria eine der örtlichen Trachtentradition vollauf gerechte Haube.

Am 1. Juli 2011 wurde die umgestaltete Kirche durch Pfarrer Braunstein geweiht. In seiner Predigt verknüpfte er den allgemeinen Heimatgedanken mit dem Bild einer Bleibe im Gotteshaus. Und er schloss mit dem Wunsche, die Kirche Maria, Hilfe der Christen, möge stets ein Raum des Friedens sein. Ortsvorsteher Richard Schüler dankte dem erzbischöflichen Ordinariat für den Mut zu solcher Formensuche: *Das spricht für die Zukunftsfähigkeit der Kirche.* Damit sei, so fügte er hinzu, Goldscheuer ein Stück reicher geworden. Nach weiteren Redebeiträgen ergriff Stefan Strumbel das Wort. Mit Blick auf die zahlreichen Festgäste, darunter viele Frauen im Trachtenkleid, erklärte er: *Ich danke, dass*

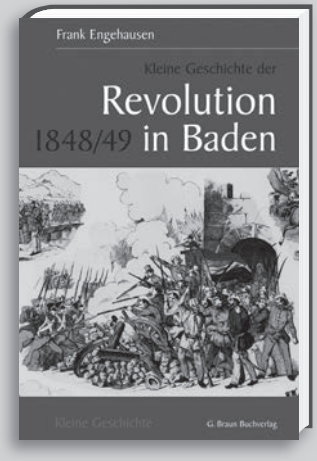
ich euch hierher locken konnte und hoffe, euch zum Wiederkommen verführen zu können. Spaßig entschuldigte er sich, er habe seinen Hut während der Messe aufbehalten, denn er wollte Maria nicht alleine lassen mit ihrer Kopfbedeckung. Der überaus lange anhaltende Beifall war Ausdruck des Dankes aller an den Künstler.[3]

Das Rieddorf dürfte bundesweit die erste in Graffiti-Malweise ausgestaltete Kirche besitzen.[4] Von der Formensprache her geht es um die moderne Kunstrichtung des *Streetart*. Entstanden ist diese aus der alternativen Kreativszene, ursprünglich verkörpert durch den protestierenden Straßenkünstler mit seiner Spraydose. Inzwischen hat sich die Strömung unter der Bezeichnung *Urban Art* mit mannigfachen Ausdrucksmitteln im heutigen Kunstbetrieb etabliert: Sammler, Galerien, Museen und die kunstgeschichtliche Literatur haben die eigenwillige Stilrichtung angenommen. Deren zukünftige Entwicklung wird mit offenem Interesse zu verfolgen sein. Da trifft es sich gut, dass der Besucher mitten im Badischen ein beispielhaftes Gesamtwerk dieses neuen Trends erfahren kann.[5]

Anmerkungen

1 Konradsblatt Nr. 27 v. 3.7.2011, S. 21, vgl. a. S. 22.
2 Wilhelm Fladt, BadH 1931, S. 77.
3 Badische Zeitung Nr. 151 v. 4.7.2011.
4 Badisches Tagblatt Nr. 151 v. 4.7.2011
5 Die zur kath. Seelsorgeeinheit Kehl/Goldscheuer gehörende Kirche ist täglich von 14–18 Uhr geöffnet.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden



Frank Engehausen
Kleine Geschichte der Revolution 1848/49 in Baden

Der Autor zeichnet in diesem Buch knapp und gut lesbar die Geschichte und die Nachwirkungen der Revolution 1848/49 in Baden nach.

216 Seiten, 26 s/w-Abb.
12,5 x 19 cm, geb.
19,90 €
ISBN 978-3-7650-8596-3

www.gbraun-buchverlag.de G. BRAUN *Buchverlag*

Eva Eisenlohr, eine Freiburger Bildhauerin und Malerin[1]

Otto Hofmann

Blick' diese Perlen an von selt'nem Werth.
Betrachte ihren Glanz und ihre Größe.
Joseph Freiherr von Auffenberg

Eva Eisenlohr wurde am 25. April 1891 in Freiburg geboren, und sie verstarb dort am 26. September 1977. Ihr Leben währte 86 Jahre, fünf Monate und einen Tag. Es war keine einfache Zeit für eine gewissenhafte, kunstschaffende Frau.

Eva Eisenlohr war das dritte von fünf Kindern der Eheleute Marie und Heinrich Eisenlohr . Ihr Vater war Landgerichtsdirektor in Freiburg. Er stammte aus Pforzheim, ihre Mutter, eine geborene Schindler, kam aus Breisach. Die Familie empfand sich als eine der Badischen Familien, die durch ihre Leistung und die ihrer Kinder am Aufbau und an der Gestaltung ihres noch jungen Landes teilhaben wollten. Heinrich Eisenlohr bemühte sich, dass seine Kinder eine gute Ausbildung erhielten, ging aber auf Berufswünsche der Kinder ein.

Eva Eisenlohr und ihre jüngere Schwester Helene, 1905

Er hatte sich im Souterrain seines Hauses eine kleine Schreinerwerkstatt eingerichtet, heute würde man sagen »einen Hobbykeller«. Er baute Möbel, die er selbst entworfen hatte, er rahmte Bilder, er liebte es, mit Holz arbeiten zu können. Die Eltern nahmen am kulturellen Leben des Landes teil, man war aufgeschlossen. Die Eisenlohrkinder spielten Tennis, gingen schwimmen, sie machten ausgedehnte Wanderungen im Schwarzwald und im Winter »tagelange Skifahrten«. Mit ihren Freunden organisierten sie »Tanzpartien«, wie man damals sagte.

Heinrich und Marie Eisenlohr erkannten früh, dass sich ihre Tochter Eva durch Zeichnen, Malen und Modellieren ausdrücken konnte und förderten diese Begabung.

1908 schrieb sich die 17jährige an der Großherzoglichen Malerinnenschule in Karlsruhe ein, an der sie bis 1910 studierte. Die Badische Landeskunstschule, die heutige Staatliche Akademie der Bildenden Künste, nahm bis 1919 nur männliche Studenten auf, Frauen wurden an der Malerinnenschule ausgebildet. Im Anschluss an die Malerinnenschule war

Museumspass zum freien Eintritt in die Museen und Galerien von Rom; ausgestellt 1913, Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg Foto: Axel Kilian. Inv. Nr. 2011/034

Eva für ein Jahr Privatschülerin von Professor Georgi, der seit 1908 Professor an der Badischen Landeskunstschule war, wo er jedoch keine Frauen unterrichten durfte. Vor seinem Ruf nach Karlsruhe war Walter Georgi Hauptmitarbeiter der Zeitschriften »Jugend« und »Simplicissimus« gewesen. Er vertrat die Ideen der »Art Nouveau«, des »Jugendstils«.

Nach ihrer »Karlsruher Zeit« wurde Eva Studentin an der Malschule von Professor Exter in München, der sie auch an die Bildhauerei heranführte. Julius Exter war Mitbegründer der Münchner Secession, er galt als Vorkämpfer der modernen Malerei in München und war ein Vertreter des Expressionismus in Deutschland. Schwerpunkt seiner Arbeit war unter anderem die Aktmalerei in der Natur. Aus Evas Studienzeit in München ist ein Ölbild »Halbakt im Freien« erhalten geblieben.

Mit einem Studienaufenthalt in Rom schloss Eva Eisenlohr ihre Ausbildung ab. Sie studierte die Skulpturen der italienischen Meister des Cinquecento und des Seicento, und suchte als Bildhauerin weiterzukommen. Italien war Eva nicht unbekannt, bereits im Frühjahr 1911 hatte sie eine längere Reise mit ihrer Mutter an die Riviera und an das Ligurische Meer unternommen, eine Zeit, die von ihr auch zum Zeichnen und Malen genutzt wurde. Sie hatte das Land kennen und lieben gelernt. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs beendete den Aufenthalt in Rom. Aus dieser

Zeit stammt ein Museumspass für die Römischen Museen, gültig vom 7. November 1913 bis zum 6. November 1914.

Eva Eisenlohr hatte eine für die damalige Zeit bemerkenswerte Ausbildung als Malerin und Bildhauerin erhalten.

Es gibt ein Psychogramm der Kunststudentin Eva Eisenlohr. Ihr Bruder Friedrich beschreibt seine Schwester in einem autobiographischen Roman, der 1927[2] erschienen ist, als eine selbstbewusste, ernsthafte, junge Künstlerin. Eva erscheint als literarische Figur, die dem Leser sofort sympathisch wird und sein Interesse weckt. Im Folgenden werden einige Passagen wiedergegeben. Der Autor des Romans nennt seine Romanfigur »Erna«, Geburtsjahr und Ausbildungsstand der jungen Studentin stimmen jedoch genau mit Eva überein. Es besteht kein Zweifel, er zeichnet das Bild seiner Schwester. Bei den gezeigten Textstellen wird »Erna« mit E.. wiedergegeben.

Die Geschwister hatten sich zwei Jahre lang nicht mehr gesehen und treffen sich im Sommer 1911 bei den Eltern wieder:

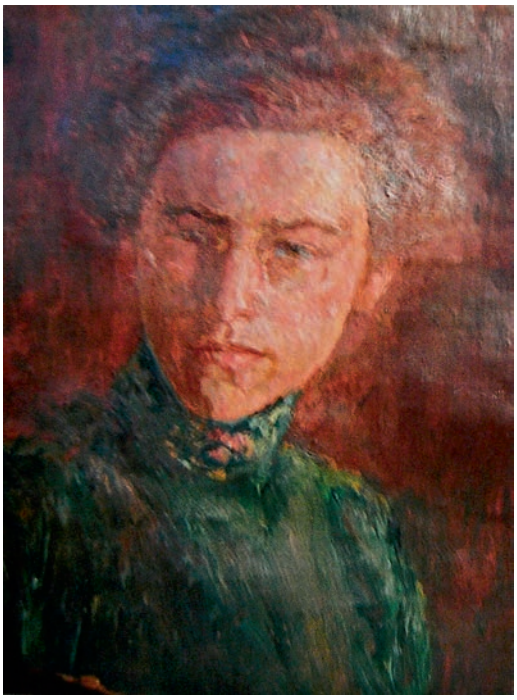
Beim Tee, den sie zu Dritt auf der Veranda hinter dem Haus einnahmen, schildert der Heimgekehrte seiner Mutter und seiner Schwester das Leben an der Universität München.

Die Mutter hörte ihm aufmerksam zu. […] Seine Schwester dagegen, zwei Jahre jünger als er, schmal, hochgewachsen, mit blassem, energischen Gesicht und dichtem, roten Haar, widersprach seiner hochmütigen und oberflächlichen Kritik der Zustände an Deutschen Universitäten, akademischen und künstlerischen Lebens. Sie war seit einem halben Jahr Schülerin der Kunstakademie in Karlsruhe (sie war Schülerin eines Akademieprofessors), *wo sie sich zur Malerin ausbildete. Sie glaubte mit Zähigkeit an ihr Talent. Ihr Widerspruch reizte seine empfindliche Eitelkeit, so dass ihr Gespräch in hellen, leidenschaftlichen Streit ausartete, der keine sachliche Verständigung zuließ. Obgleich der Bruder vor dem Fleiß und der Energie der Schwester ehrliche Achtung hegte, riß ihn sein Temperament zu persönlichen Angriffen, zu bitterem und bissigem Spott hin, für den ihm E.. nicht das geringste schuldig blieb. Die Mutter schüttelte verärgert den Kopf, griff entrüstet ein, ihr Sohn kam zur Besinnung. E.. nahm sein Verstummen als Eingeständnis seiner Niederlage und verließ, hochrot vor Erregung und Selbstgefühl die Veranda.*

Eva Eisenlohr, 1922

Sie hatte sich im obersten Stock ein Atelier eingerichtet, wo sie die meiste Zeit zeichnend, modellierend, studierend zubrachte, so dass sie nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten erschien[3].

Am Abend notiert der Bruder*: Ich bin verwirrt […] durch den paradoxen Streit mit E.. Was sie sagte, hatte Hand und Fuß. Sie steht mir wahrhaftig näher als alle hier.*[4]



Eva Eisenlohr: »Selbstbildnis«, Öl auf Leinwand, um 1915,
Augustinermuseum, Städtische Museen Freiburg
Foto: Otto Hofmann. Inv. Nr. 2011/035

Einige Seiten weiter macht sich der Autor Gedanken über die Frauen, die *trotz Emanzipation und Geschrei die von den Männern geschaffene Form ihres Lebens anerkennen*. Er vergleicht in Gedanken seine Schwester mit den Frauen, die er kennt. *Plötzlich stand E..s hohe, schlanke Gestalt vor seinen Augen, die im bekleckstem, faltigen Arbeitskittel stundenlang Strich um Strich, Farbe um Farbe auf die Leinwand setzte, die halbe Nächte über dickleibigen Büchern hockte, Gesellschaften, Tanz und Vergnügen ihrer Altersgenossinnen mit gleichgültigem Achselzucken abtat, zäh und fleißig einer aufreibenden Arbeit hingegeben. […]*

›Ich habe mich in vielen Ateliers umgesehen, aber, weiß Gott, unter den Malweibern keine zwei gefunden, die ihr glichen. E.. lebt wie ein Mann, und ist eine Frau mit allen physischen Merkmalen (im Jahr 1911 oder auch noch Mitte der 1920ger Jahre fehlten wohl die Worte, um eine Frau zu charakterisieren, die ihr Leben in eigener Verantwortung bestehen wollte). *Was mag in ihr vorgehen?‹* […]

Als E.. sich gleich nach Tisch in ihr Atelier zurückzog, folgte er ihr. Er fand sie vor der Staffelei, auf der eine mit Kreidestrichen und Farbflecken angedeutete Komposition stand. Sie saß auf einem niederen Hocker, die Hände um die Knie gefaltet, und ließ sich durch seinen Eintritt von der Betrachtung der Zeichnung nicht ablenken. Er trat dicht neben sie hin und gab sich Mühe, aus den durcheinanderlaufenden Linien den Grundriss des Bildes zu erkennen. Da ihm das nicht gelang, richtete er einen fragenden Blick auf sie, den sie mit einem halben Lächeln beantwortete. Haltung und Ausdruck der Schwester verrieten ihm, dass er im richtigen Augenblick gekommen war. In einem Augenblick der Stagnation und Entspannung, der eine Aussprache begünstigte.

»Interessiert dich das?« fragte sie, […] stand auf und holte aus der Ecke fertige Landschaften und Portraits, deren Technik und Klarheit ihn erstaunten.

»Das ist gut«, sagte sie, indem sie ihm eine Leinwand hinschob. »Gutes Handwerk. Aber nicht mehr. Es scheint, dass ich mich nicht darauf verlassen kann, etwas zu machen, wie ich es in mir und um mich herum sehe.«

»Das habe ich nicht erwartet!«

Mit diesem Ausruf gestand er so naiv seine rasche Bekehrung aus kurzsichtiger Unterschätzung in Anerkennung und Teilnahme, dass E.. unwillkürlich lachte.

»Glaubst du, dass mich das überrascht? Wer von euch nähme ein Mädchen ernst? Selbst im Falle, dass ihr ihm Talent zugesteht? Im Grund habt ihr recht. Wir sind nicht in der Lage, Wesentliches zu leisten.«

Eva Eisenlohr: »Halbakt im Freien«, Öl auf Leinwand, 1913.
Privatbesitz. Foto: Otto Hofmann

Eva Eisenlohr: »Für meine Mutter«, 1919,
Sandstein, Höhe 200 cm
Hauptfriedhof Freiburg, Feld 2.
Foto: Otto Hofmann

E..s Stirn zog ich zusammen und bildete eine senkrechte Falte zwischen den Augen. Sie versenkte die Hände in die Taschen ihres Zeichenmantels, drehte ihm den Rücken und trat ans Fenster. Er beobachtete scharf jede ihrer Bewegungen und spürte, dass sie mit aller Energie gegen eine Erregung kämpfte. Wie er zu einer Bemerkung ansetzte, wandte sie sich plötzlich nach ihm um und sagte, ihm starr in die Augen blickend:

»Bleib mir mit den Phrasen von ›Kunst‹ vom Leibe! Sonst ist es besser für uns beide, du machst, dass du fortkommst! Warum bist du hereingekommen? – Ich brauche keine Erklärung! Ich weiß, dass du genau so erbittert und dir problematisch bist wie ich! Nur lass die sogenannte Kunst aus dem Spiel! Ich bin überzeugt, dass diese Fetzen nichts mit Kunst zu tun haben. Wie käme ich zur Kunst? Meinst du ich bin mir darüber nicht längst klar geworden? Aus Protest! Weil mir ein Dasein, wie es mir mit zwanzig Jahren zugemutet wird, zuwider ist! Weil ich dazu zu anspruchsvoll und zu klug bin, obgleich ich selbst diese ›Klugheit‹ am meisten hasse! Zeichnen, Malen waren meine einzigen Liebhabereien! Was man mit Talent zu bezeichnen pflegt. Aber mein einziger Ausweg aus Albernheiten und Faulheit, worin die Mehrzahl von uns verkommt, fett wird und schließlich Kinder in die Welt setzt, mit denen sie nichts anzufangen weiß! – Darum klammere ich mich an der Staffelei fest und weiß wenigstens was ich tue, – bleibt es auch nackter Dilettantismus! Denn eine Ahnung von dem, was Kunst ist, habe ich dabei bekommen. Glaubst du vielleicht, deine Schreibereien seien etwas anderes?! – Jedenfalls lüge ich mir nichts vor, und niemand etwas mir! Ein Funke Wahrheit und Wirklichkeit ist darin, den ich sonst nirgends finde, und der die Mühe lohnt, ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, bis er mir helfen wird, mit meinem Leben fertig zu werden. Vielleicht auf andere Weise, als ich heute annehme!«

»und deine Jugend, dein Leben?« fragte der Bruder leise und irritiert durch diese eruptive Bestätigung seiner Gedanken.

»Ich weiß was du sagen willst«, entgegnete E.., ohne ihre grauen, flackernden Augen von seinem Gesicht zu nehmen. »Du bildest dir ein, ins ›Leben‹ umzusetzen, was du in der ›Kunst‹ vergeblich versucht hast. Was ist dabei herausgekommen? Enttäuschung und tausend Irrtümer! Das sieht man an deiner Haltung, die nichts anderes bedeutet, als nihilistische Kritik! Versuch es weiter! Du als Mann musst nicht notwendig dabei zugrunde gehen. Ich

aber habe einen Ekel vor dem Dreck, der einem dabei über die Haut läuft. Ich könnte ihn nie wieder los werden!«

»Du zweifelst daran, dass du einen Mann und damit einen Inhalt deines Lebens finden wirst, der deine Philosophie umwirft?«

»Finden? Kaum! Außer in der Theorie!« antwortete E.., und ihre Züge erhellten sich zu einem skeptischen Lächeln. »Schau dich mit offenen Augen unter euch Männern um! Aber ihr seid in diesen Dingen nicht wählerisch veranlagt!«

»Wir nützen unsere Vorteile aus«, sagte er gereizt.

»Allerdings! Das ist in der Ordnung, solange die Frauen sie sich gefallen lassen, erst hinterher ein nutzloses Gezeter erheben, erst dann zu denken anfangen, nachdem sie sich in eurer Gewalt befinden«. […]

Er bot ihr seine geöffnete Zigarettendose. Sie bediente sich als Zeichen des Friedensschlusses.[5]

Noch einmal wird in dem Roman von Friedrich Eisenlohr seine Schwester Eva erwähnt. Die Eltern geben einen kleinen Empfang und der Autor stellt sie neben andern Frauen dem Leser vor: *E.. in einem Stilkleid aus hellem Taft, das die Schlankheit ihrer Figur mit dem roten, hochfrisierten Haar zu voller Geltung brachte …*[6]

Der Autor ist stolz auf seine Schwester.

Nach ihrer Rückkehr aus Rom lebte Eva Eisenlohr bei ihren Eltern. Es entstehen ein Portrait und eine Büste ihres Vaters (heute in Privatbesitz) und ein Selbstportrait, das sich seit 2011 im Augustinermuseum in Freiburg befindet. Am 14. Mai 1917 übersiedelt Eva von Freiburg nach Feldwies am Chiemsee. Auch ihr Lehrer Professor Julius Exter verlegte im Jahr 1917 seinen Hauptwohnsitz von München nach Feldwies. 1916 hatte er seine Malschule aufgelöst. 1917 wurde er von seiner

Eva Eisenlohr: Bozzetto, (Entwurf für eine Skulptur), um 1930, Gips. Höhe 25 cm
Privatbesitz Foto: Otto Hofmann

Frau, der Malerin und Pianistin Judith Anna Köhler, geschieden. 1921 oder 1922 kehrte Eva Eisenlohr wieder von Feldwies nach Freiburg zurück. Judith Anna Köhler war zu dieser Zeit nach Feldwies gekommen, sie weigerte sich jedoch, den Professor Exter noch einmal zu heiraten, der dann bis zu seinem Tod 1939 zurückgezogen lebte[7].

Im Jahr 1919 wurde das Grabmal für Evas Mutter, die 1918 verstorben war, aus dem Stein gehoben, eine Skulptur, die aus zwei Figuren besteht. Später, in den 1950er Jahren, nach der Bedeutung der Figurengruppe gefragt, hat die Künstlerin immer nur geantwortet: »Wenn einer fällt, muss man nach vorne blicken«. Die beiden dargestellten Frauengestalten bilden eine »Figura Serpentinata«. Dem Betrachter fehlt der eindeutige Standort zur Hauptansicht der Skulptur. Man muss fast vollständig

um die Figuren herumgehen, um das ganze Geschehen zu erfassen.

In dem von Professor Klant herausgegebenen Buch »Skulptur in Freiburg« erhält das Grabdenkmal den Namen »Die Rache der Göttin«, und Carmen Zils, eine Studentin von Professor Klant, beschreibt das Werk eingehend: *Es geht um Leben und Tod. Eine stehende weibliche Gestalt umklammert scheinbar teilnahmslos den Unterarm einer hinsinkenden Frau. Ohne den Halt würde diese vollends zur Erde gleiten. Einzig der nach unten hängende Arm der Sterbenden mit den angespannten Muskeln und der geballten Faust zeugt von letztem Lebenswillen.*

Eva Eisenlohr: »Heilige Elisabeth«, 1928,
Sandstein bemalt, Höhe ~150 cm
Pfarrkirche Sankt Joseph, Freiburg
Foto: Otto Hofmann

Ein ikonografischer Hintergrund zu dem Werk ist nicht überliefert. Möglicherweise handelt es sich bei der stehenden Figur um Niobe, die nach einem griechischen Mythos sieben Söhne und sieben Töchter gebar. Nach einem Affront gegen die Göttin Leto schickte diese ihre beiden Götter-Bogenschützen Apollon und Artemis aus, die alle Kinder Niobes töteten. Reumütig und hilflos stützt nun die Mutter eine ihrer vom Pfeil getroffenen Töchter.

Eva Eisenlohrs Skulptur lässt anhand der artifiziellen Haltung der Personen und ihrer vermutlich mythologischen Thematik den Einfluss italienischer Renaissancekünstler erahnen, der auf die Studienzeit der Künstlerin in Rom zurückzuführen sein könnte. Die etwa lebensgroße Sandsteinarbeit, die von der Bildhauerin im Jahre 1919 noch mit Anklängen an die Formensprache des Jugendstils gefertigt wurde, zierte ursprünglich das Grab ihrer Familie auf dem Hauptfriedhof von Freiburg[8] .

Nach Ablauf des Nutzungsrechts des Grabes der Familie Eisenlohr im Jahre 1992, wurde das Denkmal Besitz der Stadt Freiburg. Die Sandsteinskulptur kann für die Dauer einer Grabnutzung von Privatpersonen ausgeliehen werden. Sie steht im Jahr 2011 auf dem Grab von Ottilie Kanzler im Feld 2 des Hauptfriedhofs. Vielleicht findet die Figurengruppe Asyl in einer der Städtischen Sammlungen. Es handelt sich um ein bedeutendes Kunstwerk, eine Zierde für jedes Museum, aber wie von den Figuren am Münster bekannt ist, wird sich der Sandstein zersetzen, wenn er noch lange der Atmosphäre schutzlos ausgesetzt ist.

Nach dem Aufenthalt in Feldwies wieder in Freiburg, arbeitet Eva Eisenlohr zunächst bei einem Steinmetz, macht sich aber um 1925 selbständig und zieht in ein Atelierhäuschen beim Städtischen Fuhrpark in der späteren Elsässerstrasse. Dort bekam sie von der Stadt lebenslanges Wohnrecht. Ihr Elternhaus, Schwimmbadstraße 8, übernahm die Stadt; das Anwesen wurde zur »Residenz« der Freiburger Oberbürgermeister. Museumsdirektor Dr. Noack setzte sich für sie ein, und sie erhielt 1927 den Auftrag für ein Stadtwappen im Neubau der Wagenhalle der Straßenbahn[9]. 1928 hat sie für die katholische Stadtkirche St. Joseph eine Statue der Heiligen Elisabeth geschaffen. Eine bemalte Skulptur im Stil der Art Nouveau zeigt in strenger Feierlichkeit eine Frau des Mittelalters. Unter dem weiten Mantel trägt sie ein rotes Kleid, der Faltenwurf ist vertikal, unterbrochen durch zwei horizontale Gürtel in der Hüfte. Die Figur wirkt schlank und groß. Die Heilige drückt ein Körbchen mit Rosen an ihr Herz und blickt anmutig und sanft lächelnd auf dieses Körbchen. Das Rosenwunder hatte sich ereignet.

Wie die Legende berichtet, wollte die junge Thüringische Landgräfin Elisabeth von der Wartburg einen Korb voll Speisen zu den armen Leuten tragen, als sich ihr der Landgraf in den Weg stellte. Er wollte wissen, was sie da wegschleppte. Sie schlug den Mantel zurück, und der Korb hatte sich mit blühenden Rosen gefüllt.

Die Heilige trägt die Portraitzüge von Evas jüngerer Schwester Helene. Die Skulptur steht in der Rosenkranzkapelle der Pfarrkirche Sankt Joseph in der Breisacherstrasse in Freiburg. Sie befindet sich vor einem der wunderschönen Kirchenfenster von Rainer Dorwarth[10]. Das Fenster kommt nicht mehr zur Geltung, und die Figur kann im Gegenlicht nicht richtig betrachtet werden.

Eva Eisenlohr: »Schauinslandbahn«, um 1950, Holzschnitt, 30,5 x 21 cm, Reg. Präsidium Freiburg

Im Jahr 1928 berichtet auch die Freiburger Zeitung über einen Besuch im Atelier der Bildhauerin Eva Eisenlohr, und aus Lörrach erhält sie die Einladung zur Teilnahme an einer Ausstellung für das Jahr 1930. Der Ausstellung in Lörrach folgt eine Ausstellung in Freiburg.

1929 fand Eva in Rudolf Otto einen Weggefährten, der sie bis zu seinem Tod im Herbst 1955 begleiten sollte. Ihr künstlerisches Schaffen nahm einen großen Aufschwung, sie war im Kreis der Kunstschaffenden angekommen, ihre Werke hingen im Museum, sie hatte Schüler, die sie in Bildhauerei und Malerei ausbildete, sie war voller Pläne und Ideen.

Nach einer Ausstellung in Karlsruhe 1933 änderte sich alles. Hitler machte klar, wie die

»Deutsche Kunst« auszusehen habe. Kunst hatte sich in den Dienst der Rassenselektion und der Geburtenpropaganda zu stellen. Alle Kunsterzeugnisse mit »weltbürgerlichen und/oder jüdisch-bolschewistischen Vorzeichen« mussten verschwinden. Prinz August Wilhelm, ein Sohn S.M. des Kaisers, kümmerte sich um die »Reinheit der Deutschen Kunst«, später übernahmen der Maler Professor Adolf Ziegler (wegen seiner realistischen Aktmalerei, wurde er als »Meister des Deutschen Schamhaars« verspottet) und Dr. Klaus Graf Baudissin diese »Aufgabe«. Eva Eisenlohr passte nicht in das vorgegebene Schema, und sie wollte sich nicht anpassen.

Was mit Schikanen und Ausgrenzung anfing, endete 1937 in einem Befehl Hitlers, alle »entartete Kunst« auszumerzen. »Die Verderber der Kunst sind Narren oder Betrüger und Verbrecher, sie gehören ins Irrenhaus oder ins Gefängnis«[11], um nur eine der Beschimpfungen Hitlers zu erwähnen.

Eva Eisenlohr: o.T. 1971, Holzrelief, Höhe ~120 cm
Empfangshalle des Tierrettungsdienst Freiburg, verschollen. Foto: Hugo Bayer

Alles »Entartete« wurde beschlagnahmt. Insgesamt 12 890 Kunstwerke wurden aus deutschen Museen weggeholt, 730 davon im Sommer 1937 in einer Ausstellung »Entartete Kunst« in München gezeigt. Etwa 700 Gemälde und Skulpturen galten als »international verwertbar«, der Rest wurde irgendwo abgestellt, ein Großteil wurde verbrannt.[12]

Wie die NS-Aktion in Südbaden und Freiburg ablief, hat Walter Jacobi in seinem Buch »Bildersturm in der Provinz« eindrucksvoll beschrieben[13]. In Freiburg wurden 157 Kunstwerke beschlagnahmt und verschleppt, darunter zwei von Eva Eisenlohr. Sie kam auf eine Liste der betroffenen Künstler, auf der auch Namen wie Archipenko, Beckmann, Corinth, Dix, Feininger, Hofer, Purrmann, Schnarrenberger und viele andere zu lesen waren. Aus heutiger Sicht eine Ehrentafel. Sie war die einzige Frau in Freiburg, deren Arbeiten konfisziert wurden. In Berlin hat man Bilder und Skulpturen bewertet. Ihr Aquarell »Luftgeister« und das Holzrelief »Bildnis Freiburgs« werden als unverwertbar eingestuft. Ein Gipsrelief »Jugendlicher Heiliger« von 1927 wird von den »NS-Sachverständigen« nicht beanstandet, es befindet sich noch heute im Augustinermuseum. In der NS-Zeit hatte Eva Eisenlohr zwar kein Berufsverbot, die Möglichkeit mit ihrer Kunst in der Öffentlichkeit aufzutreten, war aber nicht gegeben. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde ihre Bibliothek versiegelt, sie hatte keinen Zugriff mehr auf ihre Bücher. Eine niederträchtige Maßnahme, die Bücher waren für sie wichtig wie Essen und Trinken.

Die Regierung wollte unangepasste Künstler mit allen Mitteln »entehren, ächten und

Eva Eisenlohr: o.T. um 1960, Sandstein, Höhe ~ 80 cm
Großer Pausenhof, Waldorfschule Freiburg. Foto: Otto Hofmann

schädigen, vernichten in ihrem Schaffen, ihrem Ruf, ihrer Existenz«.[14]

Eva Eisenlohr war 1929 zu der Anthroposophischen Gesellschaft gestoßen, und nach deren Verbot 1935, war sie Mitglied in der Christengemeinschaft, die erst im Juni 1941 verboten wurde. So hatte Eva Eisenlohr einen Kreis von Vertrauten, der sie als Künstlerin anerkannte und der Verständnis für sie und ihre Aktionen hatte. Sie hielt ihre Freunde davon ab, in die NSDAP einzutreten. Sie zankte sich mit dem Blockwart. Den Fliegerangriff auf Freiburg am 27. November 1944 empfand sie als Strafe Gottes in einer biblischen Dimension. Sie nahm ihre Posaune, stellte sich vor ihr Häuschen und blies aus Leibeskräften auf ihrer Posaune – »and the walls came tumbling down«.

Nach 1945 war Eva Eisenlohr maßgeblich daran beteiligt, die Anthroposophische Gesellschaft wieder neu zu organisieren und die Freiburger Waldorfschule aufzubauen, und sie erteilte Kunstunterricht an der anthroposophischen Klinik für Psychiatrie und Psychologie in Buchenbach-Wiesneck. Mit ihrem Adler-Fahrrad Baujahr 1908 kam sie von der Elsässerstrasse nach Buchenbach zum Unterricht. Das Rad hatte noch eine Karbidlampe, die Ersatzteile stellte Eva Eisenlohr selbst her. In einer mechanischen Werkstatt hatte sie Zugang zu einer Drehbank.

Bis 1970 entstanden viele Holzreliefs, Aquarelle, und Holzschnitte. Das meiste befindet sich in Privatbesitz. Die städtischen Museen erwarben zwei Farbholzschnitte »Freunde«

Eva Eisenlohr vor ihrem Atelier, um 1970

und »Mitleid«, das Regierungspräsidium Südbaden kaufte drei Aquarelle und einen Holzschnitt von Eva Eisenlohr. Alle andern Kunstwerke sind irgendwo in Privatbesitz. Im Sommer 1971 erhält der Freiburger Tierrettungsdienst von ihr ein Holzrelief für den Empfangsraum. Sie schreibt dem Vorstand: »*Ein Relief sollte immer scharf von einer Seite beleuchtet sein oder von oben, damit die Formen plastisch herauskommen.*

Ich wollte noch ein Wort zu dem Stern sagen, den ich über der Gestalt geschnitzt habe. Ich dachte an den Sirius-Stern, der in Ägypten in allen Zeiten als das Herz der Weltmutter verehrt wurde. Auf diesem Stern ist alles Leid mitgefühlt worden, das von einem Wesen auf der Erde gelitten wird. Und die Tiere leiden in unserer Zeit mehr als je, weil die Menschen sie missbrauchen. Ich habe nur einige Tiere von den unzähligen dargestellt: den Affen als Vertreter der Leidenden in den Tierversuchshäusern der Mediziner, die ihnen Krankheiten einimpfen in dem Irrtum, damit den Menschen helfen zu wollen, die Lämmer, die von der Mutter weggerissen werden und 3 Tage vor dem Geschlachtetwerden nichts zu fressen und zu trinken erhalten, damit die Schlächter die Därme nicht zu putzen brauchen. Diese unverschämten Grausamkeiten erfahren auch die Rinder, Ochsen, Schweine und was sonst in die Schlachthäuser kommt – die Robben, denen die Haut bei lebendigem Leib abgerissen wird, […] die jungen Katzen, die ersäuft oder ausgesetzt werden, die Stallhasen, die nie ihre Glieder regen können in den engen Kisten, die Wildtiere, die in Fallen umkommen.

Das Holzrelief ist nicht mehr auffindbar, aber ein Foto hat sich erhalten.

Eva Eisenlohr hatte ein Herz für die Tiere. Sie lehnte es ab, Pelze von Tieren zu tragen. Einen Pelzmantel, den sie geschenkt bekam, legte sie einem Hund in seine Hütte. Ein Problem bereiteten ihre Katzen, sie konnte es nicht ertragen, dass die jungen Kätzchen getötet wurden.

Ihre Arbeiten in Stein, die nach 1945 entstanden sind, konnten nur zu einem Bruchteil gefunden werden. Vieles sind Grabsteine oder kleinere Skulpturen in Privatbesitz. Der Freiburger Waldorfschule schenkte Eva eine Sandsteinplastik auf der dargestellt ist, wie die Luftgeister die Zeit, die Liebe, die Musik, die Pflanzen und die Tiere zu den Menschen bringen. Der erzählende Stein steht heute im großen Pausenhof gegenüber dem Brunnen des Bildhauers Müller-Goldegg. Dem Städtischen Fuhrpark stiftete sie für den Eingangsbereich einen behauenen Stein mit der Aufschrift »Fuhrpark«, dem Stadtwappen und der aufgehenden Sonne. Es war ihr Dank an die Fuhrparkleitung, die trotz eines notwendigen

Erweiterungsbaus eine Möglichkeit gefunden hatte, ihr Atelier zu erhalten. Der Stein ist später beim Mundenhof deponiert worden.

Eine weitere »Perle von selt'nem Werth« ist der Gedenkstein auf dem Grab des Freiburger Dichters und Dramatikers Joseph Freiherr von Auffenberg auf dem Alten Friedhof in Freiburg. Eva verehrte diesen Dichter, sie fühlte sich ihm seelenverwandt. Wie er, glaubte sie sich von ihrer Heimatstadt nicht anerkannt. Zu seinem 100. Todestag im Jahr 1957 hatte sie für ihn einen Gedenkstein geschaffen, den sie auf einer Schubkarre zum Alten Friedhof transportierte und ihn dort vor dem verwitterten Grabstein Auffenbergs aufstellte. Der Stein zeigt auf einem Relief Menschen, die aus den Meeresfluten gerettet werden, ein von Auffenberg häufig verwendetes Thema in seinen Dramen.

Der Dichter wurde 1798 in Freiburg geboren, nahm als Leutnant an der Schlacht bei Waterloo teil, füllte dann 22 Bände mit seinen Dramen, Erzählungen und Gedichten, wurde Präsident des Hoftheaters in Karlsruhe, und fiel später bei Großherzog Leopold in Ungnade. Er starb vergessen in Freiburg. Eva Eisenlohr war fasziniert von seinem Werk, die 22 Bände nahmen einen hervorgehobenen Platz in ihrer Bibliothek ein.

Im Herbst 2011, war Auffenbergs alter Grabstein mit einem hellen Strohkranz geschmückt, der eine rote Schleife trug. Mit Goldschrift stand auf der Schleife: »Joseph Freiherr von Auffenberg, Dichter, auch Intendant des Karlsruher Hoftheaters. * 1798 in angesehener Freiburger Familie. † 1857 in Freiburg auf den Hund gekommen«. Es gibt nur ganz wenige Gräber auf dem Alten Friedhof, die immer noch gepflegt und wahrgenommen werden, auch das Grab des Baron von Auffenberg mit dem Stein von Eva Eisenlohr gehört offensichtlich dazu.

Eva Eisenlohr: »Die Eule«, um 1960, Sandstein, Höhe ~100cm
Stadtgarten Freiburg. Foto: Otto Hofmann

Unweit des Alten Friedhofs, im Stadtgarten finden wir die bekannteste Skulptur von Eva Eisenlohr: »die Eule«. Jeder, der länger in Freiburg gelebt hat, ist ihr begegnet. Kaum jemand weiß, wer diese Figur geschaffen hat. Seit über einem halben Jahrhundert hockt die Eule im Stadtgarten und schaut mit großen Augen auf die Leute, die vorübergehen.

Eva Eisenlohr hat versucht, mit ihrer Kunst Akzente zu setzen, und es ist ihr gelungen, in dem von den Männern bestimmten Kunstbetrieb des 20. Jahrhunderts, Bleibendes zu schaffen.

Als es zu Ende ging, brachte Ilse Heideprim, eine Freundin, die schon als Kind bei

ihr malen lernte, Evas Hauskaninchen an ihr Krankenbett und legte es in ihren Arm. Eva streichelte das kleine Tier, ihre Hand wurde schwächer und schwächer. Eva Eisenlohr hatte Abschied genommen. Es war der 26. September 1977, ein sonniger Spätsommertag.

Anmerkungen

1 Allen Verwandten, Freundinnen und Freunden von Eva Eisenlohr und allen Museen und Behörden, die mitgeholfen haben, bei der Suche nach Spuren der Bildhauerin Eva Eisenlohr, sei nochmals herzlich gedankt.
2 Eisenlohr, Friedrich: Das gläserne Netz. Berlin 1927.
3 Ebd.: S. 13.
4 Ebd.: S. 25.
5 Ebd.: S. 65–71.
6 Ebd.: S. 87.
7 Traunsteiner-Tagblatt; Unterhaltungsbeilage. 33/2002.
8 Klant, Michael Hrsg.: Skulptur in Freiburg. Freiburg 1998. S. 36.
9 Ebd.: S 199.
10 Hofmann, Otto: Das Westfenster der Pfarrkirche St. Katharina in Gütenbach. In: Schriften der Baar, Donaueschingen 54/2011. S. 113.
11 Hitler, Adolf: am 11. September 1935 in Nürnberg.
12 Rave, Paul Ortwin: Kunst Diktatur im Dritten Reich. Hamburg 1949. S. 67.
13 Jacobi, Walter: Bildersturm in der Provinz. Freiburg 1988.
14 Rave, Paul Ortwin: Kunst Diktatur im Dritten Reich. Hamburg 1949. S. 57.

Anschrift des Autors:
Otto Hofmann
Dorerhof 2
78148 Gütenbach

Alfred Siekiersky. Gemälde und Aquarelle

Brigitte Baumstark

Der Maler und Architekt Alfred Siekiersky (1911–1991) gehört zu den zahlreichen Absolventen der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, die sich später einem Brotberuf zuwandten, die aber jede freie Minute für die künstlerische Tätigkeit nutzten. Bis zu seinem Tod 1991 entstand eine Vielzahl an Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen und Pastellen. Die Arbeiten Alfred Siekierskys sind geprägt von einer gleichwohl gegenstandsbezogenen wie abstrahierten Formensprache, die Strukturen großzügig zusammenfasst. Seine Gemälde zeigen ein sicheres Gespür für Komposition und einen feinen Sinn für Farbwerte und ihre nuancenreiche Abmischung.

Im Leben Alfred Siekierskys spiegeln sich die gesellschaftspolitischen Verwerfungen des 20. Jahrhunderts: 1911 in Durlach geboren, wurde er vier Jahre später zum Halbwaisen, denn sein Vater, ein Werkmeister bei der Badischen Maschinenfabrik Durlach (ehemals Sebold), fiel im Ersten Weltkrieg. Nach der Schule und einer Lithografenlehre bei der angesehenen Karlsruher Druckerei C. F. Müller nahm Alfred Siekiersky 1929 sein Stu-

Blick über Durlach auf den Turmberg im Winter

dium an der Badischen Landeskunstschule bei den Professoren Wilhelm Schnarrenberger und Karl Hubbuch auf. Schnarrenberger, der seine Ausbildung an der Münchner Akademie erhalten hatte, war 1920 als Professor für Gebrauchgrafik nach Karlsruhe berufen worden; es scheint nur folgerichtig, dass der junge Lithografengeselle Siekiersky bei ihm studierte. Bereits während seiner frühen Karlsruher Jahre wandte sich Schnarrenberger zunehmend der Malerei zu, gemeinsam mit Karl Hubbuch zählte er in den 1920er Jahren zu den bedeutendsten Vertretern der Neuen Sachlichkeit in Karlsruhe. Karl Hubbuch, der an der Karlsruher Kunstakademie studiert hatte, unterrichtete ab 1924 an seiner ehemaligen Ausbildungsstätte, zunächst als Fachlehrer, dann als Professor einer Zeichenklasse. Als hervorragender Zeichner hielt er die ihn umgebende Wirklichkeit mit sicherem Strich und kritischem Blick fest, wobei sein Hauptaugenmerk seinen Mitmenschen galt, mit all ihren Schwächen und Nöten. Zu den Karlsruher Studienkollegen Alfred Siekierskys gehörten Theo Sand, Ernst Rehmann sowie der ebenfalls 1911 geborene Helmut Meyer-Weingarten. 1933 beendete Siekiersky sein Studium als freischaffender Künstler. Es war das Jahr der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, das auch für die Akademie weitreichende Folgen hatte: Hubbuch und Schnarrenberger – und mit ihnen zahlreiche weitere Kollegen – wurden noch 1933 von ihren Ämtern als Akademieprofessoren suspen-

Durlach, Basler Tor

diert und mit Berufsverbot belegt. Siekierskys erste Anstellung bei der Reichsbahn im Büro für Hochbau gab den entscheidenden Anstoß zu seinem zweiten Beruf: Von 1940 bis 1942 studierte er Architektur in Berlin, während der restlichen Kriegsjahre diente er als Architekt in einer Einheit, wo er vornehmlich mit der Planung von Brücken in Russland betraut war. Selbst unter diesen schwierigen Umständen fand er freie Augenblicke, die er mit Zeichnen und Aquarellieren ausgefüllte.

Wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, bereits 1948, entschloss sich Siekiersky nach Südfrankreich zu gehen und in einem Architekturbüro in Arles zu arbeiten. In seiner Freizeit bot ihm die vielfältige Kulturlandschaft der Provence reiches Material für seine künstlerische Tätigkeit, insbesondere die vorgefundene Architektur in Verbindung mit dem südlichen Licht weckten stets von Neuem sein Interesse. Zwei Aquarelle aus dieser Zeit zeichnen sich durch bildhafte Kompositionen aus: Die monumentalen Architekturkomplexe des Klosters Montmajour nordöstlich von Arles sowie die antike Arena in dieser Stadt werden in einem aussagekräfti-

Durlach, Blick auf die katholische Kirche

gen, charakteristischen Ausschnitt wiedergegeben. Die gewählte Perspektive verleiht der Komposition Spannung. Der Monumentalität der Architektur antwortet Siekiersky mit einer einfühlsamen Behandlung des Lichts. Diese erfährt eine Steigerung in dem Bild »Place du Forum in Arles«, 1950. Die Komposition zeigt einen eher beiläufigen Architekturausschnitt; dem die Bäume des Platzes eine innere Rahmung geben. Nicht die Gebäude oder die Menschen bestimmen das Gemälde, sondern der scharfe Wechsel von Licht und Schatten.

1954 entstand ein Ölgemälde mit der Darstellung des Rathauses in Arles. Das bildparallel angeordnete Gebäude bestimmt die Komposition. Rechts sind weitere Häuser angedeutet sowie eine Straße, die den Bildraum in die Tiefe erschließt. Auf dem Platz bewegen sich Personen, die in ihrer Haltung, Bewegung und Kleidung eher summarisch dargestellt sind, in der Ausschnitthaftigkeit aber so wirken, als entstammten sie einer Fotografie. Das alles ist in einer feinen, nuancenreichen Farbigkeit festgehalten.

Dass sich der Architekt und Künstler Alfred Siekierskys vor allem der Architektur und der Stadtlandschaft als grundlegenden Bildtthemen zuwandte und hierfür auch ein besonderes Gespür entwickelte, bestätigen die erwähnten Werke aus den frühen 1950er Jahren. Diese Begabung war aber auch eine wichtige Arbeitsgrundlage für den Architekten, denn was heute am Computer unter dem Stichwort »Rendering« entsteht – nämlich die perspektivische Darstellung eines Gebäudes,

Durlach, Der Turmberg im Winter
Alle Fotos: Christa Hauß

die Struktur des Baumaterials und die Farbigkeit – mussten die Architekten damals noch mit Konstruktionszeichnungen sowie mit Pinsel und Farben selbst ausführen.

1953 ließ sich Alfred Siekiersky erneut in Durlach nieder. Nachdem er sich am Wettbewerb um die Schwarzwaldhalle beteiligt hatte, erhielt er eine Anstellung am Hochbauamt I in Karlsruhe, hier plante er die Landesfrauenklinik und die Lebensmitteluntersuchungsanstalt, auch leitete er den Wiederaufbau der Landessammlung für Naturkunde am Friedrichsplatz und die Sanierung des Landgerichts.

Nach der Heirat im Jahre 1956 stand ihm seine Ehefrau Hannelore Siekiersky als verständnis- und vor allem humorvolle Partnerin zur Seite und akzeptierte klaglos, dass seine Freizeit vorwiegend der Kunst galt. Das gesellige Paar pflegte freundschaftlichen Kontakt zu den Malern Ernst Rehmann und Paul Thoma sowie den Malerinnen Mia Leinberger und Margot Erlenwein-Semmler. Auch mit dem ehemaligen Lehrer Karl Hubbuch traf man sich immer wieder. Zudem war Alfred Siekiersky Mitglied bei der Künstlervereinigung Bauschlott, im Badischen Kunstverein und bei der Badischen Heimat.

In jeder freien Minute griff er zu Stift oder Pinsel, um zu zeichnen und zu malen. Sein Hauptthema in jenen Jahren war Durlach, dort insbesondere das Basler Tor. Diese Be-

geisterung für seine Heimatstadt lässt sich immer wieder in seinem künstlerischen Werk nachvollziehen. Das Ölgemälde »Turmberg im Winter« entstand 1963. Als Arbeitsplatz wählte Siekiersky das Dach der evangelischen Stadtkirche. Von dort blickte er nach Osten über die verschneiten Hausdächer und die hoch aufragende Karlsburg hin zum Turmberg, der sich als duftig verschneiter Bergkegel mit Ruine hinter der Stadt erhebt. Das Gemälde zeichnet sich durch die vielfältigen Variationen zum Thema »Weiß«, durch die feinen Farbnuancen und die besondere Lichtbehandlung aus. Von selben Standpunkt malte er 1968 den »Blick von der Stadtkirche«, das winterliche Motiv ist hier in den Sommer verlegt.

1976 ging Alfred Siekiersky in Pension, im selben Jahr war eine Ausstellung seiner Werke im Durlacher Rathaus zu sehen. Sein Studienkollege und Malerfreund Ernst Rehmann hielt die Laudatio: »Aus dem Erlebnis der Natur, aus dem Gegenüber des Sichtbaren, aus der Vielfalt der Erscheinung ein Neues, ein Gültiges zu schaffen, aus dem Ungeordneten eine Geordnetes zu gestalten, war und ist das Anliegen Alfred Siekierskys. Er setzt sich ehrlich mit der Welt in ihm und um ihn, seinem eigenen Wesen entsprechend auseinander, baut auf dem, was andere, Große, vor ihm hervorgebracht hatten, um dann seinen eigenen, ganz von ihm geebneten Weg zu gehen, weiterzubauen nach seinen Möglichkeiten, seinen Vorstellungen und künstlerischen Anlagen entsprechend.«

Alfred Siekiersky nutzte nun die neu gewonnene Freiheit, um sich ganz seiner Freude an der künstlerischen Tätigkeit hinzugeben. Reisen, aber auch die direkte Umgebung in seiner Heimat boten vielfältige Motive: Das Basler Tor, die pittoresken Gassen Durlachs, der Rittnertwald, aber auch der Dorfplatz in Fischerhude (1978), die Elbe bei Jork oder das pfälzische Godramstein. Zahlreiche Aquarelle stehen für diese Schaffensphase. Neben der Architekturdarstellung gewinnt nun die Landschaft immer mehr Bedeutung in seinem Werk. Er hält sie meist in einem weiten Blick und mit hohem Himmel fest. Fein komponierte Bildausschnitte erzählen von der vielfältigen Natur, die Alfred Siekiersky farblich reizvoll ins Bild setzt. Mir scheint, diese Landschaften können als Antwort auf sein freundliches, gelassenes Wesen gelesen werden, von dem immer wieder berichtet wird.

Anschrift der Autorin:
Brigitte Baumstark
Stadt Karlsruhe
Kulturamt
Städtische Galerie
Lorenzstraße 27
76135 Karlsruhe

PERSONALIA

Oberstudiendirektor Adolf Schmid – Vorsitzender des Landesvereins Badischen Heimat 1998–2006

Versuch, die Schwerpunkte seiner Arbeit im Landesverein Badische Heimat zu würdigen

»Humanitate emendandi sunt homines«.
Erasmus von Rotterdam

Adolf Schmid wurde am 16. Juni 1934 in Bad Rippoldsau geboren, studierte in Freiburg Französisch, Latein und Geschichte und trat nach Abschluss des Studiums in den Staatsdienst ein. Seine erste Stelle als Assessor trat er im Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen an. 1969 wurde er an das Kepler-Gymnasium in Freiburg versetzt. Von 1972 bis 1996 leitete er das Kreisgymnasium Kirchzarten. Er wurde 1979 mit dem »Chevalier dans l'Ordre des Palmes Academiques« ausgezeichnet, 2006 mit der Staufermedaile Baden-Württembergs. Die Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau zeichnete ihn aus für seine hervorragenden Verdienste für die Heimatpflege. Schließlich wurde er 2008 Ehrenmitglied der Badischen Heimat.

Adolf Schmid war bei vielseitiger Begabung und intensivem Engagement immer bescheiden geblieben. Ein lebenslanger Schwerpunkt seiner Interessen bildete die Geschichte, die Liebe zu Frankreich und dem Französischen. Sein Bemühen um die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich führte zur Gründung von Partnerschaften (Deutsch-französische Gesellschaft in Donaueschingen) und Schulpartnerschaften.

Adolf Schmid hat schon früh Bücher zu seiner Heimatstadt Bad Rippoldsau veröffentlicht. In der Badischen Heimat hat er in der Zeit von 1978 bis 2002 88 Beiträge geschrieben, auch in der Zeitschrift »Die Ortenau« und im Heimat- und Jahrbuch »Der Landkreis Freudenstadt« war er jahrelang mit Aufsätzen vertreten.

Nach seinen Studienfächern, beruflicher Karriere, historischen Interessen und Sprachen war Adolf Schmid ein Lehrer der Generation der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, der noch ganz selbstverständlich in die Aufgaben eines Heimatvereins hineinwuchs. Bis noch in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein bildeten Lehrer der verschiedenen Schularten die »Hauptklientel« der Badischen Heimat. So gesehen, war Adolf Schmid der letzte Vertreter einer Lehrergeneration, die den Ort oder die Region der Berufsausübung bewusst als Heimat annahmen und sich dafür engagierte.

Die Ehrung eines Vereinsvorsitzenden ist immer auch ein Spiegelbild des Vereins zu einem bestimmten Zeitpunkt, seiner Zielsetzungen, Optionen und Erfolgen.

Beim Amtsantritt eines Vorsitzenden scheinen mir zwei Voraussetzungen äußerst wichtig: Ist der scheidende Vorsitzende bereit, das Amt ohne Einschränkungen an den Nachfolger zu »transferieren« und kann der neue Vorsitzende eine vorhandene Politik weiterführen? Der Start von Schmid war in dieser Hinsicht nicht gerade optimal. Er aber hat diese schwierige Situation mit dem ihm eigenen Gleichmut ertragen und vermieden, darüber zu sprechen. Er hatte die Gabe, das, was sein Harmoniebedürfnis störte, einfach auszublenden.

Adolf Schmid war wohl einer der letzten Vorsitzenden der Badischen Heimat, der aus dem Berufsstand der Lehrer die Aufgabe des Vorsitzes übernahm. Durch seine Fächer Geschichte, Latein und Französisch verfügte er noch über einen humanistischen bildungsbürgerlichen Hintergrund, der ihn Heimat in größeren räumlichen, nämlich oberrheinischen Zusammenhängen sehen ließ. Da Heimat auch nicht zuletzt Heimat in der Sprache ist, sah Schmid eine Aufgabe des Heimatvereins auch darin, die deutsche Sprache »gegen die fortschreitende Simplifizierung und Anglisierung« zu schützen.

Adolf Schmid war der erste Vorsitzende, der über die Satzung hinaus sich Gedanken gemacht hat zur zukünftigen Politik des Landesvereins. Dafür zollen wir ihm an dieser Stelle Anerkennung und Dank. Nach der neuen Konzeption von Heimat und Heimatpolitik am Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts ist weniger Emotion als Reflexion in Sachen Heimat erfordert. Heimatvereine müssen überlegen, wie sie auf die veränderte Lebenswelt reagieren wollen. Die Badische Heimat läuft nicht von selbst. Weil Schmid das wusste, »diskutierte, regte an, sorgte, hütete und pflegte« er, wie man, mit Recht, behauptet hat.

Heimatvereine mit vierteljährlicher Publikation haben eigentlich nur zwei Möglichkeiten zu agieren: Entweder sie sind ein Leseverein ohne politische Resonanz oder werden politisch aktiv über und mit den Regionalgruppen. Die Regionalgruppen sind in diesem Zusammenhang äußerst wichtig, weil nur sie dem Landesverein signalisieren können, was vor Ort politisch wichtig werden könnte. Die Notwendigkeit politischen Agierens hat Adolf Schmid klar erkannt. Er hat immer wieder darauf hingewiesen, dass »wir uns einmischen müssen«, dass »wir dazwischenreden müssen«. Wie weit er diesen Vorsatz realisieren konnte, hing von verschiedenen Prozeduren ab. Zunächst einmal muss eine kontinuierliche Kommunikation zwischen dem Landesverein und den Regionalgruppen selbstverständlich sein. Dann bedarf es einer Stelle, die die Informationen sammelt, auswertet und dann gegebenenfalls zur Stellungnahme verarbeitet. Das konnte Adolf Schmid allerdings zu seiner Amtszeit mit einer nur spärlich besetzten »Dienststelle« nicht alleine leisten. Das politische Engagement des Landesvereins in Zusammenarbeit mit den Regionalgruppen bleibt aber weiterhin eine wichtige Option. Das auch aus Gründen der heutigen Mentalität der Bürger und Bürgerinnen. Es ist bekannt, dass die Menschen durchaus bereit sind, sich zu engagieren, dies aber nur bei einem bestimmten Thema und kurzfristig. Die Vereine werden sich darauf einstellen müssen. A. Schmid hat das Sich-Einmischen verstanden als Präsenz der Badischen Heimat bei relevanten Veranstaltungen. Wie kein anderer Vorsitzender vor ihm hat A. Schmid an Veranstaltungen, an denen es um heimatliche oder oberrheinische Themen ging, teilgenommen und sich zu Wort gemeldet.

Adolf Schmid bei der Verleihung der Staufer-Medaille

Schmid hatte gegen zwei Reduktionen des Vereins anzugehen, gegen die »Entmachtung« des Vereins zu einer Lesegesellschaft und die Reduzierung zu einem Geschichtsverein. Er hat deshalb immer wieder betont: »Wir sind kein Geschichtsverein«! Geschichtsvereine beschäftigen sich im Allgemeinen mit regionaler Geschichte. Die Badische Heimat hat es aber mit der gesamten badischen Geschichte zu tun. Dies sollte nach Schmid realisiert werden in einer kontinuierlich gepflegten »Erinnerungskultur«. Die Erinnerungskultur schließt nach Schmid den nicht nachlassenden Hinweis auf die »badische Mitgift« mit ein, die das Land Baden in den baden-württembergischen Staat eingebracht hat. Der Landesverein kann aber, soll er attraktiv blieben, nicht allein von der Erinnerung an die Geschichte leben. Er ist politisch herausgefordert. Schmid hat das gesehen, wenn er immer wieder forderte: »Wir müssen uns einmischen!« Trotzdem vertraute er auf die Regierungspräsidien als »Wahrer regionaler Interessen«. Diese Konzeption war wohl dem Regierungspräsidenten von Freiburg geschuldet, der sich pointiert als »Interessenwahrnehmer der (südbadischen) Region«

verstand. Einen Kontakt mit der Landesvereinigung »Baden in Europa«, die konkrete politische Anliegen für Baden verfolgt, lehnte er immer vehement ab. Leider führte Schmid die politische Abstinenz der Badischen Heimat fort und überwand nicht das seit Laubenberger bestehende Erbe.

Das »Sich-Einmischen« und das »Zu Wort melden« hat er denn auch im Wesentlichen kulturpolitisch verstanden. »Kulturlobby« nannte er die Interessenvertretung des Landesvereins überall dort, wo das kulturelle badische Erbe als »Natur, Landschaft, Gebäude, Stadt oder Dorf« gefährdet ist. Kulturlobby darüber hinaus bedeutete auch für ihn, dass der Landesverein darüber wacht, dass Baden nicht auf Tourismus, Lebensart, Essen und Trinken und auf den von der Sonne verwöhnten Wein reduziert wird. Hansmartin Schwarzmaier hat in einem Aufsatz die kulturpolitischen Optionen der Badischen Heimat präzise formuliert, es geht darum, »die noch heute als eine geistige und kulturell« verstandene »Kraft« des Landes Baden zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Was man Badische Heimat nennt, ist nach zwei Seiten hin ausgerichtet. Es ist einmal Heimat badischer Regionen und es ist ein Anspruch auf badische Heimat im ehemaligen Gesamtbaden. Dieser Anspruch findet im Namen »Landesverein« seinen klaren Ausdruck. Badische Heimat ist also regional und, wenn man so sagen darf, universal. Nach meiner Erfahrung haben sich die früheren Vorsitzenden diesem hohen Anspruch kaum gestellt. Adolf Schmid hat es zumindest versucht.

Ein ganz persönliches Anliegen Adolf Schmids war das, was er die »Nachbarschaft am Oberrhein« nannte. Seine Sicht war deshalb »nicht verengt auf die gelb-roten Grenzpfähle des alten Großherzogtums«. Wie die Redaktion sah er die Zukunftsfähigkeit der Badischen Heimat in der europäischen Region am Oberrhein. Die im Entstehen begriffene Trinationale Metropolregion Oberrhein bestätigt die Option Schmids.

Erwähnt muss werden, dass Schmid zum 20-jährigen Gedenken an die Säkularisierung vom 1803 einen Wettbewerb ausgeschrieben hat: »Die große Säkularisation 1803 – Wer kennt die Folgen für das badische Land?« Die teilnehmenden Gruppen wurden am 10. November 2003 im Regierungspräsidium Karlsruhe bzw. am 18. November im Regierungspräsidium Freiburg ausgezeichnet.

Schließlich hat A. Schmid die Praxis des Kalenders in den früheren Ekkartheften wieder aufgegriffen und mit Redaktion und Verlag zu einem »Badischen Kalendarium« erweitert. Die persönlichen Daten wurden durch historische Daten ergänzt.

Heinrich Hauß

Zum 70. Geburtstag von Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Ein Wahl-Badener repräsentiert den Landesverein Badische Heimat

Dr. Sven von Ungern-Sternberg ist seit 2006 Präsident des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V. Für jemanden, der am 7. Februar 1942 in Berlin geboren ist, der seine Kindheit und Jugend in Niedersachsen, Hamburg und Düsseldorf verbrachte, dessen Studienjahre ihn nach Freiburg und Edinburgh (Schottland) führten, ist dies ein Zeichen erstaunlicher Verbundenheit mit seinem Wirkungskreis als Regierungspräsident in Freiburg. Offensichtlich ist ihm als Regierungspräsidenten in Freiburg der badische Landesteil Baden-Württembergs mehr als nur Wirkungskreis geworden. Er hat sich für ihn zur Heimat entwickelt. Dass Dr. von Ungern-Sternberg zugleich seit 2009 Vorsitzender des Freiburger Münsterbauvereins e. V. ist, unterstreicht diesen Eindruck nachhaltig.

In die Jahre seines Vorsitzes in der Badischen Heimat fielen so bedeutende Jubiläen wie das 100-jährige Bestehen des Landesvereins Badische Heimat im Jahr 2009, welches mit einer Wanderausstellung gewürdigt und an fünfzehn Orten zwischen Mannheim und Konstanz gezeigt wurde; umfangreiche Rahmenprogramme rundeten die jeweiligen Veranstaltungen ab. Oder das 400-jährige Jubiläum der Stadt Mannheim, dem man Heft 1/2007 der Badischen Heimat widmete. Aufgearbeitet wurde beispielsweise die Geschichte des badischen Landesteils mit dem von Heinrich Hauß und Adolf Schmid verfassten Badischen Kalendarium (Heft Badische Heimat 2-3/2006) oder die Schriftenreihe der Badischen Heimat mit dem Register für die Jahrgänge 65 bis 89, 1985 bis 2009 (Heft Badische Heimat 1/2010). Dane-

ben wurde die frühere Schriftenreihe der Badischen Heimat mit Band 2, dem »Alemannischen Wörterbuch« von Rudolf Probst und Friedel Scheer-Nahor im Jahr 2009, diesmal als Gemeinschaftswerk mit der Muettersproch Gesellschaft, neu belebt. Band 1 blieb dem Begleitband zur erwähnten Wanderaustellung mit dem Titel »100 Jahre für Baden. Chronik des Landesvereins Badische Heimat 1909–2009« (Heft Badische Heimat 3/2009) vorbehalten.

Der Landesverein Badische Heimat zog sich allerdings nicht auf die wissenschaftliche Aufbereitung der Landesgeschichte zurück. Zahlreiche strittige Themen wurden in den Quartalsheften des Landesvereins aufgegriffen und fanden überregionale Beachtung: So sei auf den »Handschriftenstreit« (gemeint ist der Verkauf der Handschriftensammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe) hingewiesen, mit dem sich Heinrich Hauß als Chefredakteur kämpferisch auseinandersetzte. Die Entwicklung im Umgang mit dem Kulturgut des Landes wird vom Landesverein weiterhin aufmerksam verfolgt werden1.

Damit diese Aufmerksamkeit gewahrt bleiben kann, richtete man unter dem Vorsitz von Dr. von Ungern-Sternberg die Arbeitsgruppen Denkmalschutz sowie Natur- und Umweltschutz nach dem Vorbild der 1920er Jahre neu ein. Die daraus entstehende enge Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund in Stuttgart kommt in der Verleihung des Denkmalschutzpreises, zuletzt bei der Preisverleihung in Friedrichshafen 2010, zum Ausdruck. Sie hat zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit geführt. Insgesamt ist die Zusammenarbeit mit Vereinen, die vergleichbare Zielsetzungen wie die Badische Heimat verfolgen, ein persönliches Anliegen des Präsidenten. In den vergangenen Jahren wurden daher unter der Rubrik »Institutionen und Vereine in Baden« diesen breiter Raum in den Periodika des Vereins eingeräumt. Eine Zusammenarbeit, die wie bereits unter seinem Vorgänger Adolf Schmid, über die Grenzen mit der Schweiz und Frankreich hinausgreift.

Als ehemaliger Leiter eines Regierungspräsidiums ist sich der Präsident des Landesvereins der Bedeutung von Öffentlichkeitsarbeit und Repräsentation sehr wohl bewusst. Dies zeigt neben den bisher beschriebenen Anliegen in den Editorials »Zu diesem Heft und darüber hinaus«, in der er auf den öffentlichkeitswirksamen Bezug des aktuellen Heftes jeweils eingeht. Empfänge und Besucherführungen im Haus der Badischen Heimat in der Hansjakobstraße 12 in Freiburg gehören ebenso zur Öffentlichkeitsarbeit und Repräsentation wie die Umwandlung des großen Bücher- und Zeitschriftenbestandes im Haus in eine allgemein zugängliche Bibliothek. Auch das Gebäude selbst verdient es, in einem guten Zustand erhalten zu werden. Dass dazu auch finanzielle Mittel nötig sind, die sich über die Mitgliederbeiträge nicht decken lassen, versteht sich von selbst. So gelang es ihm bereits im Zusammenhang mit dem 100-jährigen Jubiläum des Landesvereins, zahlreiche Sponsoren zu finden; sie erst ermöglichten die erwähnte Wanderausstellung. Es bleibt zu hoffen, dass die Arbeit der Badischen Heimat für die Erhaltung der Kultur des badischen Landesteils noch viel Unterstützung in der Öffentlichkeit findet und sich viele Bürger des Landes als Vereinsmitglieder eintragen lassen.

Der Vorstand und Beirat des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V. wünscht Dr. Sven von Ungern-Sternberg von ganzem Herzen, dass er seiner Passion für Baden noch viele Jahre nachgehen kann – und dem Landesverein Badische Heimat als engagierter Präsident erhalten bleibt. Herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag.

[1] Klaus P. Oesterle, Kulturgüterkampf in Baden. Das Gutachten, in Heft 4 Badische Heimat 2010, S. 837 ff

Dr. Volker Kronemayer
Stellvertretender Landesvorsitzender

Empfang im Kaisersaal

Am 7. Februar 2012 feierte der langjährige ehemalige Bürgermeister, Erste Bürgermeister und Regierungspräsident Dr. Sven von Ungern-Sternberg seinen 70. Geburtstag. Die Stadt Freiburg hatte zusammen mit dem CDU-Kreisverband Freiburg im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses zum Empfang geladen. Dieser Einladung folgten zahlreiche Freunde und Weggefährten. Die lange Schlange der Gratulanten zog sich durch den ganzen Saal. Der Oberbür-

Foto: von Ungern-Sternberg, Kronemayer im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses in Freiburg. Foto: Trunz

germeister der Stadt Freiburg, Dr. Dieter Salomon, würdigte von Ungern-Sternberg in seiner Rede als persönlichen Freund und als dominierende Persönlichkeit für die regionale und kommunale Politik am Oberrhein in der zweiten Hälfte der Nachkriegszeit. Als Politiker habe Dr. Sven von Ungern-Sternberg politisches Handeln immer auch als menschliches Handeln verstanden. Salomon dankte für alles, was er für Freiburg geleistet hat.

Der Kreisvorsitzende der CDU Freiburg, Dr. Klaus Schüle, sprach in seiner anerkennenden Ansprache vom bedeutenden Politiker für die Regio, aber auch vom Familienmenschen.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg wurde an seinem Ehrentag auch als überparteilicher Politiker geehrt, der die Menschen an einen Tisch zusammenbrachte.

Musikalisch umrahmt wurden die Geburtstagsfeierlichkeiten von einem weiteren bewährten Wegbegleiter: Prof. Helmut Lörscher spielte anlässlich des runden Geburtstages des Vorsitzenden der Badischen Heimat Piano-Improvisationen von Bach bis heute – und auch das Badner-Lied fehlte nicht.

Sabine Trunz

Dr. Martin Keller zum 90. Geburtstag

Seinen 90. Geburtstag feierte am 18. Dezember 2011 Dr. Martin Keller aus Arlesheim (Schweiz).

Mit dem Markgräflerland ist er im wahrsten Sinne des Wortes seit vielen Jahren aufs engste verbunden.

»Sammelt das Verstreute, damit es nicht verloren geht!«, dieses Zitat des Nürnberger Arztes und Humanisten Hartmann Schedel (1440 bis 1514) war und ist auch Ansporn und Antrieb für den am 18. Dezember 1921 in Basel geborenen Jubilar.

Nach verschiedenen Schulbesuchen in der Schweiz und in Deutschland schloss er im Jahre 1951 sein juristisches, volkswirtschaftliches und betriebswirtschaftliches Studium mit dem Doktor der Staatswissenschaften ab.

Seine Dissertation schrieb er über *»Die Organisation der Bank – Ein Beitrag zur praktischen betriebswirtschaftlichen Organisationslehre«*.

Bereits in jungen Jahren begeisterte sich der belesene Martin Keller für die Geschichte, insbesondere für die Regionalgeschichte und hier vor allem für die Familiengeschichte; führen doch die Wurzeln seiner Eltern und Vorfahren in das Markgräflerland.

Zu den wichtigsten und bedeutungsvollsten Arbeiten von Martin Keller gehört unbedingt der Aufsatz *»Markgräfliche Sitze in Basel; Taufen Trauungen und Totenfeiern in den Basler Hofkapellen«*.

Seit der Beschäftigung mit der Regionalgeschichte war sich Martin Keller bewusst, dass er verschiedene Quellen »anzapfen« muss – und dass ein Großteil seiner Themen ein »Unbearbeitetes Feld« darstellten.

Dies machte im wahrsten Sinne des Wortes, nicht nur im Bereich der Familiengeschichtsforschung, Quellenforschung notwendig.

Was lag hier näher, als erst einmal ein entsprechendes archivalisches Verzeichnis anzulegen? Unter dem Titel *»Nordwestschweizerische Erburkunden und artähnliche Unterlagen – Hilfsmittel für geschichtliche Untersuchungen, besonders für die Zeit bis zum Wiener Kongress«* hat Martin Keller hier eine historisch äußerst wertvolle Arbeit vorgelegt, die im Jahrbuch 1982 der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung erschienen ist.

Im Sinne von Johann Peter Hebel hat er hier einen archivalischen Wegweiser für historisch interessierte Personen vorgelegt.

Mit dem Namen Dr. Martin Keller untrennbar verbunden ist die Erarbeitung und Erstellung eines Markgräfler Familiennamenbuches (MFNB).

Der Jubilar selbst war es, der im Jahre 1990 die Initiative für die Herausgabe eines solchen Werkes ergriffen hat und auch die Redaktion hierzu übernommen hat.

»*Wenn ich gewusst hätte, auf was ich mich damals einließ, hätte ich es vielleicht nicht getan*«, äußerte sich der engagierte Familienforscher in einem Pressebericht aus dem Jahre 1996.

Dr. Martin Keller hat mit einer großen Beharrlichkeit an diesem umfangreichen Werk festgehalten, wobei nicht verschwiegen werden soll, dass er von einer ca.

20-köpfigen Arbeitsgruppe, bestehend aus Mitgliedern des Geschichtsvereins Markgräflerland e. V. und der Genealogisch-Heraldischen Gesellschaft Basel, unterstützt wird.

Was bedeutet es, eine solche Arbeit zu erstellen?

Vor allem genügt es nicht, dass Kirchenbücher »abgeschrieben« werden.

Genealogie, früher im Deutschen oft auch als Sippenforschung bezeichnet, gilt als sogenannte Hilfswissenschaft.

Ein selbständiges Wissensgebiet für Familienforschung ist die Namenforschung, die die Herkunft, Verbreitung und Bedeutung von Familiennamen untersucht.

Die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der Einwohner eines Ortes werden in einem Ortsfamiliennamenbuch (OFNB) dargestellt; nur auf die Hausbesitzer beschränkt in einem Häuserbuch.

Dr. Martin Keller
feierte am 18. Dezember seinen 90. Geburtstag.
Foto: Gemeindearchiv Hausen im Wiesental

Ein selbständiges Wissensgebiet für Familienforschung ist die Namenforschung, die die Herkunft, Verbreitung und Bedeutung von Familiennamen untersucht.

Die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der Einwohner eines Ortes werden in einem Ortsfamiliennamenbuch (OFNB) dargestellt; nur auf die Hausbesitzer beschränkt in einem Häuserbuch.

Kirchenbücher sind eine bedeutende, ergänzende und unschätzbare Quelle für die jeweilige Ortsgeschichte. Ein gelungenes Beispiel hierzu sind die Personalien des französischen Geometers Peter August Fresson, der im Auftrag des damaligen Markgrafen Karl Friedrich 1755 den ersten Gemarkungsplan für die Gemeinde Hausen im Wiesental angefertigt hat.

Bis vor wenigen Jahren war über ihn und seine Familie nichts bekannt. Durch die Bearbeitung des Ortsfamilienbuches von Lörrach-Stetten ist man aber auf ihn und seine Vorfahren gestoßen und konnte so zumindest einen Teil seines Lebensweges zurückverfolgen.

Meist ist der Genealoge nicht nur Kenner der Heimatgeschichte bestimmter Gebiete, sondern erfasst bei seiner Tätigkeit ein lebendiges Geschichtsbild und erkundet das historische Erbe.

Dr. Martin Keller gehört zu den besten und profundesten Kennern der Schweizer Geschichte und der des Markgräflerlandes.

Ebenso hat sich der Jubilar wie kaum ein anderer mit der Genealogie und der Familiengeschichte des Markgräflerlandes auseinandergesetzt. Seine Vielseitigkeit und die Themenauswahl sind bemerkens- und bewundernswert. Dr. Martin Keller ist ein Mann, der auf vielen Gebieten wichtige Anstöße gab und auch mitgeholfen hat, daraus etwas Bleibendes zu machen. Für sein umfangreiches Schaffen und Wirken

Wurde Martin Keller 2009 mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet.

Dem Jubilar ist zu wünschen, dass er den Ruhestand noch viele Jahre bei guter Gesundheit im Kreis seiner Familie genießen darf.

Herzliche Geburtstagsgrüße und Glückwünsche gehen heute nach Arlesheim.

Elmar Vogt

Ihre Herkunftsfamilie ließ sie nicht los

Dr. Marianne Meyer-Krahmer setzte Lebenserfahrung in Pädagogik um

Todesängste erlitt sie im Dauerstress. Während ihr Vater Carl Goerdeler noch auf der Fahndungsliste der Gestapo stand, wurde die Familie in Sippenhaft genommen. Fast zehn Monate erlebte sie Gefängnis und Konzentrationslager. In der Einzelhaft wurden ihr nachts die Hände gefesselt. Sie musste in eine Glühbirne schauen, die ihr mit dem grellen Licht den Schlaf raubte. Ihre Gedanken waren darauf fixiert, ob sie je wieder das Tageslicht erblicken wird. Die Ängste, welche weiteren Grausamkeiten auf sie zukommen, wurden ihr zur mahnenden Erinnerung, wenn Menschen durch Ängstigung Macht auszuüben versuchen. Ihre Erfahrungen wurden zu einem pädagogischen Prinzip: Junge Menschen, die ihr anvertraut wurden, wollte sie niemals in Angst versetzen.

Ihren Erziehungsauftrag als Lehrerin und Schulleiterin sah sie darin, den Einzelnen in seiner Individualität zu fördern, Schülerinnen und Schüler zu engagierten Bürgern zu erziehen, die verantwortungsvoll im öffentlichen und persönlichen Bereich agieren. Bei der Gestaltung unserer demokratischen Gesellschaft soll man sich mit einem gesunden Misstrauen gegen Bürokratie und Obrigkeit einmischen.

Für den heranwachsenden Menschen muss dieses Engagement nicht gleich das Glück auf Erden sein. Sie kommt zu der Schlussfolgerung, dass man früher als Kind glücklicher sein konnte, weil man die Autorität der Älteren als gegeben hinnahm.

Sie schätzte ihre glückliche Kindheit. In den Erinnerungen an ihren Vater hält sie fest, dass er trotz beruflicher Anspannung die Nöte und Ängste seiner Kinder ernst nahm. Sie sah in ihm einen fröhlichen und beschützenden Vater. Selbstverständlich habe man damals mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der Erwachsenen nehmen müssen. Aufforderungen und Verbote waren nur selten von Erklärungen begleitet. »Letztlich standen wir Kinder unter dem Bann, uns in Gegenwart des Vaters besonders manierlich betragen und essen zu müssen: Gerade sitzen, mit Gabel und Messer richtig hantieren, keine Essgeräusche. Auch wenn es nicht abverlangt wurde, überließen wir dem Vater das Wort und warteten auf das Zeichen zum frohen Durcheinanderschwatzen.«

Auch für die Mutter gab es gesellschaftliche Konventionen: »Nicht selten kam meine Mutter während eines Damenbesuches zu uns ins Kinderzimmer und forderte uns auf: ‚Wascht euch die Hände und kommt mal Guten Tag sagen!‘ Wir haben das auch brav gemacht, die Brüder machten einen Diener, ich einen Knicks.« Solche Dressuren hat sie ihren Kindern erspart, so sehr sie auch beklagte, dass mit dem Formalen manches an Substanz verloren ging.

Marianne kam als drittes von fünf Kindern der Eheleute Carl und Anneliese Goerdeler geb. Ulrich am 17. Dezember 1919 in Königsberg zur Welt, wo ihr Vater zweiter Bürgermeister war. Sie hatte zwei ältere Brüder, einen jüngeren Bruder und eine Schwester. In der Familie galt sie als wilde Hummel. Ihre Rolle als Mädchen nutzten die Brüder. Galt es längere Frei-Zeiten mit dem Vater auszuhandeln, wurde sie als Bittstellerin vorgeschickt.

Nachdem der Vater 1930 zum Oberbürgermeister von Leipzig gewählt wurde, entdeckten die Kinder im Rathaus das schöne Gruseln bei der Fahrt mit dem Paternoster, wenn er die Kehre im Keller oder im Dachgeschoss machte. Die Familie Goerdeler bezog in Leipzig ein großes Haus mit weiträumigem Garten. Dieser Spielraum Garten war für die Kinder ein Ausgleich für den Verlust der weiten ostpreußischen Landschaft. Ihre Schilderung der Kindheit betrachtet Marianne aber als unzulänglich, wenn sie nicht auch vom Badeort Rauschen an der Ostsee erzählt. Hier hatten die Großeltern mütterlicherseits ein Haus als Alterssitz und Feriendomizil.

Das weiträumige Grundstück war für die Kinder ein ideales Gelände zum Spielen. Es bot zahllose Versteckmöglichkeiten, Geheimsitze in Birken und Pfade zum Stelzengehen. In ihrer Rückschau war es ein Paradies für die Kinder.

Ihr Elternhaus rechnete sie mit dem Beamtenstatus ihres Vaters und dem damit gesicherten festen Einkommen dem mittleren Bürgertum zu. Das Amt des Vaters brachte es mit sich, dass die Familie auch

Kontakte zu der oberen Gesellschaftsschicht pflegte. Die Kinder wurden zur Sparsamkeit und Bescheidenheit erzogen. So konnte Marianne sich auch über ein gebrauchtes Fahrrad unter dem Weihnachtsbaum freuen. Sie genoss andererseits die Logenplätze im Theater, die für ihren Vater als Oberbürgermeister reserviert waren.

Ihr Vater wünschte, dass die Kinder eine öffentliche Schule besuchen, um mit Schülern aus allen Bevölkerungsschichten zusammenzukommen. So kam Marianne auf die Max-Klinger-Schule, einem modernen Oberreal-Gymnasium. In dieser Reformschule herrschte ein liberaler Geist. Von der nationalsozialistischen Ideologie war die Schule zwar nicht ganz frei, jedoch tolerant genug, um Andersdenkende in ihrer Freiheit nicht einzuschränken. So wurde Marianne auch nicht gezwungen, in den Bund deutscher Mädchen (BDM) einzutreten. Schwierig war es für sie, sich dem Druck der Mitschülerinnen zu entziehen. Als sie 1938 das Abitur machte, war sie die Einzige, die nicht dem BDM angehörte, und damit auch nicht in der BDM-Kluft erschien. Das fiel auf. Eine gewisse Auffälligkeit in der Garderobe hat sie sich auch ohne politische Motivation bewahrt. Es folgte ein Pflichthalbjahr beim Reichsarbeitsdienst.

Ihrem Wunsch, Geschichte oder Mathematik zu studieren, begegnete der Vater zunächst mit Zurückhaltung. Er war noch dem Gedanken verhaftet, dass eine Frau Mittelpunkt der Familie zu sein habe. Seine Ehefrau war gegenteiliger Meinung und unterstützte daher die Studienwünsche der Tochter. Später hat der Vater das Studium mit Verständnis begleitet und Marianne zur Promotion geraten, weil das Staatsexamen die Mitgliedschaft in den NS-Studentenbund voraussetzte, nicht jedoch bei einer Promotion verlangt wurde. So hat Marianne Goerdeler 1943 in Leipzig bei Professor Otto Vossler zur Reichsidee in den Bundesplänen 1813–1815 mit der Note »sehr gut« promoviert. Im Februar 1944 legte sie dann das Staatsexamen für das höhere Lehramt in den Fächern Geschichte, Deutsch und Anglistik ab – auch ohne Mitgliedschaft in einer NS-Organisation.

Die politische Wirklichkeit sollte sie aber bald wieder einholen. Ihr Vater war schon längst vom Amt des Oberbürgermeister von Leipzig zurückgetreten. Anlass war die Beseitigung des Denkmales von Mendelssohn-Bartholdy, die sein Stellvertreter während seiner Abwesenheit angeordnet hatte. Ihr Vater war bereits in einem weit verzweigten Netz von Widerstandskämpfern aktiv geworden und spielte hier eine führende Rolle.

Wenige Tage nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler am 20. Juli kam Marianne ins Polizeigefängnis in Leipzig. Ihre Mutter hatte sie vor der drohenden Verhaftung noch dazu überredet, einen starken Kaffee zu trinken und eine Herzattacke vorzutäuschen. Das bewahrte sie dank eines Polizeiarztes vorerst vor der Inhaftierung, nicht jedoch vor den Verhören. Ihr Vater wurde mit Haftbefehl gesucht. Nach seiner Verhaftung wurde er zum Tode verurteilt. Mit ihrer Mutter – inzwischen auch inhaftiert – hat sie die Nachricht im Gefängnis erhalten. Ihre Schwester, die beiden noch lebenden Brüder wurden ebenso verhaftet wie ihre Schwägerin und ihre Cousinen. Für die Familie begann nun eine Odyssee durch mehrere Konzentrationslager. So führte sie der Weg von Stutthof über Buchenwald nach Dachau. Mit anderen Angehörigen von Widerstandskämpfern lebte die Familie Goerdeler im Ungewissen, was der nächste Tag mit sich bringt. So erinnert sich Marianne an die Frage ihrer 14-jährigen Schwester: »Meinst du, dass sie uns morgen umbringen?«

Schließlich kam die Befreiung durch die Amerikaner. Der Krieg hatte ein Ende, jedoch nicht dessen Schrecken. Erst jetzt erfuhr sie, dass ihr Vater am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet worden war. Das gleiche Schicksal hatte wenig später ihren Onkel Fritz, dem Bruder von Carl Goerdeler, getroffen. Der Vater hat das katastrophale Ende des Krieges geahnt. So hatte er Vorsorge getroffen, indem er ein landwirtschaftliches Anwesen in Baden-Württemberg zur Selbstversorgung erworben hatte. Im Dorf aber verachtete man die Kinder eines Landesverräters. Doch gab es für sie ein Lichtblick: Ihr Verlobter kündigte an, dass er bald aus der britischen Gefangenschaft entlassen würde.

Im Oktober 1945 trat sie am Königin-Charlotte-Gymnasium in Stuttgart ihre erste Stelle als Lehrerin an. Im Dezember 1945 haben Hans-Georg Meyer-Krahmer und Marianne Goerdeler geheiratet. In Stuttgart kam ihr Sohn Christian zur Welt. In der Stadt blieben sie drei Jahre, bis ihr Mann 1948 eine Stelle an der Universität Heidelberg als Röntgenologe angenommen hatte. 1949 wurde Sohn Frieder gebo-

ren. Nach ihrem Referendariat am Helmholtz-Gymnasium in Heidelberg wurde sie an das Hölderlin-Gymnasium versetzt. Überschattet wurde die neue anbrechende Zeit vom frühen Tod ihres Mannes im Jahr 1952. Mit ihrer Mutter hat sie die Söhne großgezogen. Ihre Mutter ist 1961 im Alter von 73 Jahren verstorben.

Die Nachkriegsjahre, aber auch die Bescheidenheit von Marianne Meyer-Krahmer bestimmten die Urlaubsform. Sie war mit ihren Söhnen in den Ferien mit dem Zelt unterwegs. Frankreich und Italien waren die begehrten Ziele.

Am Hölderlin-Gymnasium blieb sie vorerst bis 1966. In dieser Zeit war sie bis 1961 auch Fachleiterin für Geschichte am Studienseminar in Karlsruhe. Mit der Einbindung des Faches Gemeinschaftskunde in den Fächerkanon gab sie wesentliche Impulse für die politische Bildung in der Schule. Von 1966 bis 1971 leitete sie das Lessing-Gymnasium in Karlsruhe. Es war zu jener Zeit ein Mädchen-Gymnasium. Hier war sie mit den 68er-Jahren konfrontiert. Sie scheute keine Konflikte. Schülerinnen, die während der Unterrichtszeit an einer Demonstration zu den Notstandsgesetzen teilgenommen hatten, mussten die versäumten Unterrichtsstunden nachholen. Doch man konnte mit ihr auch reden. Schülerinnen fühlten sich in ihrer Aufmüpfigkeit ernst genommen. Man habe mit ihr auf Augenhöhe diskutieren können. Schon durch ihre Größe wirkte sie als Vorbild. Ein ehemaliger Kollege urteilt: Sie war eine starke Persönlichkeit zur rechten Zeit am rechten Ort, eine Führungskraft mit einem Durchsetzungsvermögen.

In dieser Zeit spielte sie mit dem Gedanken, in die Politik einzusteigen. Doch es blieb dabei, dass sie sich bei den Landtagswahlen 1967 als Ersatzkandidatin für die CDU im Landtag hat aufstellen lassen. Sie gestand, die Politik sei nicht ihr Metier.

Am 1. August 1971 übernahm sie die Leitung des Hölderlin-Gymnasiums. Rebellierende Studenten haben sie gleich zu Anfang herausgefordert. Für ihre Demonstration suchten sie Mitläufer. Sie stellte sich den Studenten mutig entgegen. In einem Interview schildert sie die Situation: »Zum Glück gibt es Momente, in denen man ganz plötzlich die Angst verliert und weiß, wie man handeln muss. Da stand ich vor den aufgebrachten Jungrevolutionären und sagte: ›Soll ich Ihnen mal vorrechnen, wie viel es unsere Gesellschaft kosten würde, wenn jetzt vier Schulstunden ausfallen? Das kann ich doch nicht verantworten.‹ Sie können Ihre Flugblätter hier lassen, und wenn die Schule aus ist, kommen die Schüler.«

In ihre Amtszeit als Direktorin fällt die Einführung der Koedukation. 1977 feierte die Schule ihr 100-jähriges Bestehen. In der Festschrift beschreibt Marianne Meyer-Krahmer in einem Artikel die Mädchenbildung und Frauenrolle im Industriezeitalter. Sie führt in dem Aufsatz aus, wie man damals mit der Konstatierung einer weiblichen Eigenart Frauen von der Bildung und dem Beruf ausschloss. In ihrer Betrachtung sieht sie die Aufgabe der Schule in der Zukunft darin, dass Erzieher die Ungleichheit sozialer Chancen dadurch beseitigen, indem sie Rollenklischees zugunsten von Selbständigkeit und Selbstbestimmung abbauen.

Dieser Aufgabe ist sie gerecht geworden. Sie war ein charismatischer Mensch. Ihre Begabung, positive Gefühle zu wecken, war außerordentlich. Sie hatte einen Blick für Schüler, die im sozialen Abseits stehen und nicht den normalen Weg gehen. Mit sehr viel Verständnis begegnete sie den Außenseitern. Manchmal war ihre Hilfe ganz konkret. Sie nahm zeitweilig Schüler und Schülerinnen bei sich auf, die häusliche Schwierigkeiten hatten. Damit hat sie sich ihrem Erziehungsanspruch zunächst selbst gestellt: »Ich habe als Lehrerin meinen Schülern immer beizubringen versucht, sich auch um die Mitschüler zu kümmern – nicht als abstraktes moralisches Prinzip, sondern aus gefühlter und gelebter Solidarität heraus.« 1983 trat sie in den Ruhestand. Schüler und Schülerinnen verabschiedeten sich von einer liberalen und verständnisvollen Direktorin. Das Kollegium würdigte ihren Führungsstil und ihre Offenheit.

Für sie begann ein neuer Lebensabschnitt. In ihrer Kontaktfreude zu anderen Menschen entwickelte sie eine Leidenschaft für das Reisen. Diese Verbindungen führten sie nach Israel, Kanada, Polen, Frankreich, Amerika und Ägypten. Ihre Vergangenheit rückte dabei mehr und mehr in den Vordergrund. Sie traf sich mit Überlebenden des Widerstandes und des Holocaust. Als Zeitzeugin war sie im In- und Ausland gefragt. Das Telefon war für sie das beliebteste Kommunikationsmittel.

Mit dem sachkritischen Verstand hat sie als Historikerin auch eine Reise in die Welt ihres Vaters angetreten. So trägt die Erstausgabe der Biografie über ihren Vater den beziehungsreichen Titel »Carl Goerdeler und sein Weg in den Widerstand. Eine Reise in die Welt meines Vaters«. Eine Neuauflage erschien 1998 unter dem Titel »Carl Goerdeler – Mut zum Widerstand: Eine Tochter erinnert sich«. Sie wünschte sich das Buch als Schullektüre.

Aber authentischer als das Buch war sie selbst. Sie löste Betroffenheit aus, wenn sie die Einladungen von Schulen annahm und eine autobiografische Geschichtsstunde hielt. Ihre Lektion war nicht ohne Intention. Junge Menschen warnte sie vor dem Neonazismus. Sie ermahnte und ermutigte vor allem die Jüngeren, unsere demokratische Freiheit gegen alle Bedrohungen zu verteidigen. Aufgrund dieses Engagements wurde ihr 1995 die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg verliehen.

Es waren nicht immer nur die leisen Töne, mit denen sie auftrat. In ihrer Historikerzunft scheute sie keine Auseinandersetzung, wenn es um die Würde ihres Vaters ging. Rückten einzelne Historiker Carl Goerdeler in die rechte Ecke konservativer Politiker oder sahen andere ihn bei seiner Kooperation mit den Gewerkschaften in der linken Ecke, so stellte Marianne Meyer-Krahmer ihren Vater in die Mitte des Widerstandes. Sie betonte seinen Grundgedanken, dass es Wirtschaft nur im Miteinander der Völker geben könne. Wirtschaftspolitik muss Friedenspolitik sein. Damit habe er bereits europäisch gedacht. Die von Gillmann und Mommsen 2003 herausgegebenen politischen Schriften und Briefe ihres Vaters begleitete sie kritisch.

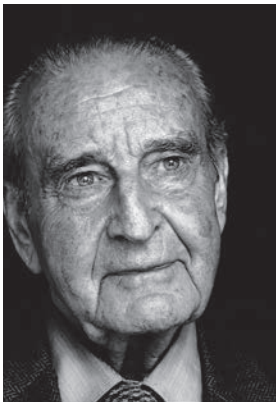
Nach der Wende entdeckte sie Leipzig wieder. Sie sorgte mit dafür, dass ein Teil des Leipziger Stadtrings nach ihrem Vater benannt wurde. Mit ihren Geschwistern gründete sie 1995 die gemeinnützige Carl-und-Anneliese-Goerdeler-Stiftung zum Andenken an ihre Eltern. Die Stiftung will bürgerschaftliches Engagement in der Stadt Leipzig fördern.

Trotz mancher Altersbeschwerden bewahrte sich Marianne Meyer-Krahmer ihre geistige Regsamkeit bis ins hohe Alter. Sie konnte zum Schluss nicht mehr sprechen. Ihre Familie durfte von ihr in der Gewissheit Abschied nehmen, dass sie keine Todesängste litt. Sie verstarb am 7. Dezember 2011. Zwei Söhne, vier Enkelkinder und zwei Urenkel zählen zu ihren Nachkommen.

Die Trauerfeier war am 17. Dezember in Heidelberg. Sie wäre an diesem Tag 92 Jahre alt geworden. Ihr Enkelsohn Benjamin würdigte sie als eine Großmutter, die immer präsent und ihm liebevoll zugewandt war. Sie war belesen und verstand es, andere an der Begeisterung für gern gelesene Bücher teilhaben zu lassen. So wurden die von ihr geschätzten Autoren wie Kant, Nietzsche, Goethe oder Bonhoeffer nicht nur zu einem selbstverständlichen Teil ihres, sondern auch seines Lebens.

Wolfram Engler

Horst Linde wird 100



In Heidelberg geboren, in Baden-Baden aufgewachsen, in Karlsruhe studiert und seit 65 Jahren in Freiburg ansässig – Horst Linde ist nicht nur Badener und Ehrenmitglied der Badischen Heimat, sondern gehört zu den Schlüsselfiguren des Zusammenwachsens des neuen Südweststaats.

Als Architekt, Leiter des Wiederaufbaubüros der Freiburger Universität und als Verantwortlicher der staatlichen Bauverwaltung in Südbaden hatte er in der Nachkriegszeit mit seinem Eintreten für moderne Architektur schnell von sich reden gemacht. Nach Gründung von Baden-Württemberg wollte man auf Landesebene seine besonderen Fähigkeiten als kompetenter Organisator und kluger Menschenführer auch in Stuttgart nicht missen. Seit 1957 drückte er dem Land als Leiter der obersten Baubehörde im Finanzministerium seinen Stempel auf. Ob bei der Neuorganisation des staatlichen Bauwesens, Großunternehmungen wie der Gestaltung des Stuttgarter Stadtzentrums mit Neuem Schloss, Landtag, Landesbibliothek und Schlossgarten, bei der Entwicklung und Neugründung von Universitäten, dem

Ausbau der Landeskrankenhäuser oder der Restaurierung historischer Bauwerke – in vielen Bereichen stellte Linde entscheidende Weichen und sorgte dafür, dass neben Grundlagenermittlung und rationeller Ausführung architektonische Qualität und künstlerische Ausstattung der Bauten nicht zu kurz kamen. Als Lehrstuhlinhaber an der Universität Stuttgart gab er sein Wissen, sein Denken und seine Ansprüche an die Studierenden weiter.

Auch nach seinem altersbedingten Ausscheiden aus den einflussreichen und verantwortungsvollen Ämtern blieb er seinem Metier verbunden. Noch mit Mitte Siebzig koordinierte er über Jahre den Ausbau des Hotels Petersberg bei Bonn zum Gästehaus der Bundesregierung. Bis in unsere Tage entwirft er eigenhändig und engagiert sich bei Gutachter- und Preisrichtertätigkeit. Wach und kritisch verfolgt er das Zeitgeschehen, seine Analysen und Ratschläge sind auch bei einer viel jüngeren Generation gefragt.

Anfang April wird Horst Linde nun – man mag es angesichts seiner Energie kaum glauben – einhundert Jahre alt. Die Badische Heimat wird im nächsten Heft ausführlicher aus dem Leben dieses außergewöhnlichen Zeitzeugen eines ereignisreichen Jahrhunderts berichten.

Gerhard Kabierske

Der Maler und Bildhauer Emil Wachter am 12.1.2012 gestorben

Emil Wachter wurde am 29. April 1921 in Neuburgweier geboren. Er begann 1940 mit dem Studium der Theologie und Philosophie. Nach der Entlassung aus dem Kriegsdienst in Russland und Frankreich besuchte er 1947–1948 die Kunstakademie in München. Nach Abschluss des Studiums der Theologie in Freiburg studierte er 1949–1954 in Karlsruhe Malerei und Bildhauerei. Von 1958 bis 1963 lehrte er auf der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Auseinandersetzungen mit dem Rektor der Akademie, Georg Meistermann, veranlassten ihn, die Lehrtätigkeit aufzugeben und seit 1963 als freier Maler tätig zu sein. Seine Kunst beruhte auf zwei Säulen: Preis der Schöpfung und der kritische »Versuch, die Welt so anzuschauen, wie sie durch uns geworden ist«. So griff Wachter in seinen Gemälden Themen wie Gewalt, Rücksichtslosigkeit und Zerstörung auf. Aber er hielt auch »in sensiblen Tuschzeichnungen und Aquarellen seine Eindrücke von Fernreisen fest. Wachter hat mit kalligrafischer Leichtigkeit duftige Blumenbilder und hintersinnige Vogeldarstellungen zu Papier gebracht« (M. Hübl).

Prof. Dr. Friedemann Schmoll aus Tübingen neuer Redakteur der Schwäbischen Heimat

Der verantwortliche Redakteur der Schwäbischen Heimat, Martin Blümcke, der die Publikation von Heft 1/1983 bis Heft 4/2011, also 116 Hefte betreute, gibt im 76. Lebensjahr die Redaktion an den fünfzigjährigen Prof. Dr. Friedemann Schmoll aus Tübingen ab. Wie kaum ein anderer verfügte Blümcke über Kenntnisse vom Land und seinen Menschen, knüpfte Verbindungen zu Vereinen, Zünften, Einrichtungen, Regierungsstellen, Literaten, Kunsthistorikern, Volkskundlern, Künstlern und Kulturwissenschaftlern. Er wusste, was im Land geschah. »Ihm war das Aktuelle so vertraut, wie die Geschichte, die Kultur oder Eigenarten des Landes«. Blümcke hat Farbe ins Heft gebracht und das Titelblatt neu gestaltet bis zu der heutigen Form seit 1990. »Auch inhaltlich hat er das Profil der Zeitschrift geschärft. So hat er die von Leygraf begonnene Öffnung für kulturelle Themen verstärkt und das Heft dem schwierigen Prozess des Umgangs mit jüngerer Vergangenheit, insbesondere der NS-Zeit, aufgeschlossen.« Blümcke verstand die Zeitschrift »als eine Blattform für alle Bereiche der württembergischen Landeskunde«, verstand es aber »immer auch wieder, über den Tellerrand« zu schauen. »Gekonnt vernetzte er die Bereiche Landesgeschichte, Volkskunde, Denkmalpflege, Naturschutz, Kunstgeschichte ebenso wie die Bereiche Archäologie, Literatur und Heimatpflege«. Blümcke war vom 1991 bis 2005 auch Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes. (SH).

Badische Großstädte – Hochburgen der S 21 Gegner

Mit einer knappen Mehrheit haben 52,9 Prozent gegen den Ausstieg des Landes aus der Finanzierung votiert, 47,1 Prozent stimmten dafür.

In Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim und Freiburg erreichten die Gegner des Bahnprojekts Stuttgart 21 eine deutliche Mehrheit. Absoluter Spitzenreiter der großstädtischen Bahnhofsgegner ist die »Ökohauptstadt« Freiburg mit 66,5 Prozent der Abstimmenden, in Heidelberg erreichten die Gegner der Tiefbahnhofs 58 Prozent, in Mannheim 57,2 Prozent. In Karlsruhe stimmten 53,6 Prozent der Wähler für den Ausstieg aus Stuttgart 21. In Pforzheim stimmten dagegen 59,1 Prozent mit »Nein« für den Ausstieg. Im Landkreis Karlsruhe stimmten 59 Prozent gegen den Ausstieg, im Ortenaukreis votierten 56 Prozent der Abstimmenden gegen den Ausstieg. Die Neinstimmen bezifferten sich im Landkreis Rastatt auf 54,9 Prozent und im Stadtkreis Baden-Baden auf 53,6 Prozent.

Bookazine »baden.« der Badischen Zeitung

Im Dezember erschien das neue Bookazine »baden.« der badischen Zeitung, Herausgeber ist Dr. Christian Hodeige, der Herausgeber der Badischen Zeitung und des REGIO-Magazins, Redakteur ist Markus Hemmerich. Es handelt sich um eine Mischung aus Buch und Magazin. Nach Hodeige haben »Essen, Trinken, Genießen und Leben«, wie leben lassen in der Regio schon immer eine besondere Rolle gespielt. Das Bookazine will an den »Freiburger Ansatz einer ökologischen ›Green City‹ anschließen und auf Städte und das Land ausweiten. Wir verstehen darunter eher ein neues Konsumverhalten des täglichen Lebens, nícht nur nachhaltige Technologien wie Photovoltaik und Windkraft. Wir wollen durch viele gute Beispiele überzeugen und immer darauf hinweisen: nachhaltige Qualität, Vielfalt und die Rückbesinnung auf alte Tugenden der Großmütter und Großväter rechnen sich! Eine solche Einstellung ist auch ökonomisch geboten. Die Wertschöpfung muss beim Erzeuger beginnen.« Das Magazin will Inhalte transportieren wie »Nachhaltigkeit als Grundhaltung, eine neues Bewusstsein beim Einkaufen, die Wertschätzung unserer kleinteiligen, qualitätsbewussten Landwirtschaft und eine moderne, zeitgemäße Regionalität« (C. Hodeige).

»Nit allem sich neige, s'Eige zeige«.

100. Geburtstag von Karl Kurrus

Der 1993 gestorbene Karl Kurrus wäre am 25. Oktober 2011 100 Jahre alt geworden. Er hat rund ein Dutzend Mundart-Gedichtbände geschrieben. »Nit allem sich neige, s'Eige zeige« ist sein bekanntester Spruch und ist von den Wyhl-Gegnern zum Leitspruch gewählt worden.

»Wirtschaftsregion Südlicher Oberrhein«

Eine Publikation des Verlags Kommunikation und Wirtschaft

Der Fachverlag Kommunikation und Wirtschaft hat zusammen mit dem IHK Südlicher Oberrhein die Monografie »Wirtschaftregion Südlicher Oberrhein« herausgebracht. In 30 Artikeln stellen Autoren, Journalisten aus der Region, regionale Grundgegebenheiten dar. Die Themen reichen von Struktur und Geschichte der Wirtschaft über Bevölkerung, Kultur sowie Landschaft, Wissenschaft und Forschung. Verteilt im Heft sind auch Kurzportraits von Prominenten, die am Südlichen Oberrhein leben und darüber berichten, warum es ihnen in der Region gefällt.

Neugestaltete Karlsruher Stephanskirche

Am 25. Dezember 2011 weihte der Erzbischof Robert Zollitsch den Altar der renovierten und neu gestalteten Hauptkirche Karlsruhes, St. Stephan, ein. Ziel war, die Kirche liturgisch neu zu gestalten. Der Künstler Rolf Bodenseh hat den neuen Altar aus griechischem Marmor als »Insel des Lichts« gestaltet. Der Altar ist näher zur Gemeinde gerückt, er wird

von den Bänken fast kreisförmig umschlossen. Die neue Gestaltung nimmt das nachkonziliare Selbstverständnis des Gottesvolkes ernst.

Wie man erst jetzt erfahren hat, habe der Erzbischof dem Dekan Hubert Streckert schon Ende 2007 den Auftrag gegeben, die Stephanskirche im Innern umzugestalten. Nach dem Wunsch des Erzbischofs soll die aktive Beteiligung der Gläubigen durch eine neue Architektur unterstützt werden.

Die Konstitution über die Liturgie des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach davon, dass »die Christen diesem Geheimnis des Glaubens (Eucharistie) nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer (»extranei vel muti spectores«) beiwohne sollen, sondern … die heilige Handlung »(conscie, pie et actuose participent)« bewusst, fromm und tätig mitfeiern«. (Kobla)

Fabrikverkaufszentrum Roppenheim eröffnet am 25. April 2012

Das elsässische Fabrikverkaufszentrum »Roppenheim. The Style Outlet« eröffnet mit 197 Geschäften und über 27 000 Quadatmetern Verkaufsfläche das Marken-Center am 25. April 2012. Offeriert wird vor allem Waren nationaler und internationaler Luxusmarken aus den Bereichen Mode, Sport, Accessoires und Design. Das Outlet-Konzept ist auf »Erlebniskauf« für die ganze Familie ausgerichtet.

Das Fabrikverkaufszentrum sieht sich als »Wirtschaftsmotor« für die gesamte Region dies- und jenseits des Rheins.

»60 Jahre Baden-Württemberg«: »Wir feiern in die Zukunft rein«

Mit dem Motto »Wir feiern in die Zukunft rein« stehen für das Land Baden-Württemberg vor allem Zukunftsthemen im Fokus des Landesjubiläums. Die Ausschreibung der Fördermittel für die Durchführung dezentraler Veranstaltungen aus Anlass des 60jährigen Landesjubiläums 2012 ist nach Mitteilung des Regierungspräsidiums Karlsruhe an die genannten Zukunftsthemen gebunden. Ein Antrag auf Förderung durch den Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa, Prof. Mürb, wurde deshalb abgelehnt.

Karlsruhe im Ranking der Wohlstandsstädte auf Platz 4

In einem Städtevergleich um Arbeitsmarkt, Soziales und Wirtschaft des Kölner Instituts der Deutschen Wirtschaft nimmt Karlsruhe bundesweit den 4. Platz ein. Besser waren München, Stuttgart und Münster. Freiburg und Mannheim belegten die Plätze 14 und 16.

Der Namen Baden älter als die Dynastie

In einem Aufsatz in den Archivnachrichten (Nr.43/September 2011) hat Kurt Andermann darauf hingewiesen, dass »der Name Baden wesentlich älter ist als die Dynastie.« »Fragt man nach dem Alter des Namens, so hat man folglich zu differenzieren nach einem Wandel sowohl in der Gestalt als auch im Gebrauch. Der Gebrauch als Herrschaft- respektive Familienname erweist sich dabei – obgleich 900 Jahre in Gebrauch – als der jüngste. Der Name für den Siedlungsraum hingegen ist schon seit mindestens 1125 Jahre gebräuchlich, wenn man so will, seit 1300 Jahren – und im Grunde sogar seit nahezu zweitausend Jahren.

Offen und transparent: Der Erweiterungsbau des Generallandesarchivs in der Nördlichen Hildapromenade eröffnet

Das durch das »2. Organisationsedikt über die Archivs-Organisation« vom 8.2.1803 gegründete Archiv konnte den für acht Millionen Euro errichteten Erweiterungsbau an der Hildapromenade eröffnen. Der Bau will »kein verschlossenes Geheimarchiv« sein, sondern präsentiert sich der Öffentlichkeit als ein offenes Haus, das zur Begegnung mit der Geschichte einlädt.

Der von dem Stuttgarter Architektenbüro Auer + Weber geplante Assozierte Erweiterungsbau präsentiert sich als »offenes, einladendes Gebäude«. Das Foyer dient als variable Ausstellungsfläche. Zwei an-

grenzende Seminarräume bieten Platz für Vorträge. Je nach Bedarf lassen sich die Räume durch bewegliche Trennwände erweitern oder verkleinern. Der Nutzungsbereich im ersten Obergeschoss ist ebenfalls offen und transparent gestaltet. Große Glaswände gewähren Durchblicke in die verschiedenen Räume. Die Holzverkleidung verleiht den Räumen eine angenehme Atmosphäre. Im Zentrum des Nutzungsbereichs sind die archivalischen Findmittel frei aufgestellt. Der Lesesaal öffnet sich in einer großen Glasfront in den Gartenbereich hinter dem Archivbau. Räume für Gruppenarbeit und Beratungsgesprächen stehen zur Verfügung. (Archivnachrichten, 9/2011).

Gedächtnisausstellung für Alfred Friedrich Siekiersky (1911–2011) in Durlach

Zum 100. Geburtstag von Alfred F. Siekiersky fand ab dem 10.12.2011 in der Orgelfabrik in Durlach eine Ausstellung seiner Werke statt. Siekiersky schrieb sich 1929 an der Badischen Landeskunsthochschule ein und studierte dort bei Karl Hubbuch und Wilhelm Schnarrenberger. Beruflich orientierte sich der Maler an der Architektur und arbeitete im Hochbaubüro der Reichsbahn. Nach dem Kriege nahm er 1953 eine Stelle am Staatlichen Hochbauamt I in Karlsruhe an. Siekiersky hat viele Motive in Durlach gemalt. Besonders überzeugend sind dabei seine Winteransichten Durlachs.

Akustiksegel für St. Stephan, Karlsruhe

Zur Verbesserung der Akustik wurde in St. Stephan ein Akustiksegel von 80 Quadratmeter Größe über dem früheren Altarraum angebracht. Es besteht aus 16 Acrylplatten in einer Stahlkonstruktion und ist an sechs Deckenseilen befestigt. Das Segel hängt etwas mehr als drei Meter über dem Boden und ist um 17 Grad geneigt. Damit das akustische Hilfsmittel nicht ständig zu sehen und jedes Mal aufwändig aufgebaut werden muss, wurde ein Spezialverfahren entwickelt. Mit Winden kann das Segel auf- und wieder zusammengefaltet werden. Über eine Schiene am Boden verschwindet das Segel dann in der Wand zur Sakristei.

Tage der Offenen Tür des Eurodistrict Regio Pamina in Lauterbourg

Am 21. und 22. Januat 2012 veranstaltete der Eurodistrict Regio Pamina Tage der Offenen Tür. Im Jahre 2012 geht die grenzüberschreitende Pamina-Kooperation, die am 23.6.2008 in Eurodistrict Regio Pamina unbenannt wurde, in das dritte Jahrzehnt. Ziel der Kooperation ist die grenzüberschreitende Zusammenarbeit auf lokaler und regionaler Ebene. Folgende Aufgaben werden in diesem Zusammenhang wahrgenommen: Konzepte für eine kohärente Entwicklung des Raumes, Koordination und Förderung der Zusammenarbeit im Alltag, Infobest, Pamina21. Seit 6.April 2011 ist Josef Offele Vorsitzender des Eurodistrict Regio Pamina. In der Zeitungsbeilage »l'ami hebdo« beschreibt er die zukünftigen Aufgaben. »Wir müssen mehr dafür tun, Europa im Alltag positiv erlebbar zu machen.« »Vereine und Gemeinden sollen stärker angesprochen werden und zu grenzüberschreitenden Aktivitäten und regionalen Partnerschaften und Netzwerken motiviert werden.« Es kommt auf »Alltagstauglichkeit« der Projekte an. Der Fokus liegt in Zukunft mehr »auf der Zivilgesellschaft und bürgerschaftlichem Engagement«. Offele sieht die Arbeit der Kooperation als »Vorreiter und gutes Beispiel für andere europäische Regionen«. Pamina sei längst »zu einem Marken- und Gütezeichen für grenzüberschreitende Partnerschaft« geworden. Unter dem Titel Pamina21 werden grenzüberschrei-

tende Projekte von lokaler Bedeutung, insbesondere die interkulturelle Begegnung von Bürgern (Sport, Kultur, Tourismus, Bildung, Umwelt) finanziell unterstützt. Pamina21 ist ein Kleinprojektefond (Verantwortlich: Frederic Siebenhaar). Pamina21 war der erste Kleinprojektefond am Oberrhein und einer der ersten in Europa.

Eurodistrict Regio Pamina. Altes Zollhaus, D-76768 Neulauterburg/Berg. Tel.: 0 72 77/89 990 0. www.eurodistrict-regio-pamina.eu.

Pressekonferenz zum Themenschwerpunkt »Offenburg« im Heft 4/2011

Am 25. Januar 2012 wurde das »Offenburg-Heft« der Presse vorgestellt. Der Chefredakteur hob dabei hervor, dass es in beispielhafter Weise gelungen sei, mit der Themenwahl die neueren Entwicklungen der Stadt Offenburg darzustellen. Besonderer Dank wurde Herrn Dr. Wolfgang Gall und Herr Dr. Wolfgang Reinbold für die redaktionelle Mitarbeit ausgesprochen. Offenburg, so wurde hervorgehoben, ist wohl die einzige badische Stadt, die Erinnerungskultur – das Freiheitsfest – und aktuelle Protestkultur – Offenburg 21 – miteinander zu verbinden instande ist.

Oberrheintrasse der Bundesbahn. Bürgerinitiativen setzen sich durch

Der Staatssekretär im Bundesverkehrsministerium, Klaus-Dieter Scheuerle hat der Bürgerinitiative Mensch und Umwelt (MUT) zugesichert, dass die Gleise südlich von Freiburg durch das Markgräflerland nicht auf einem Hochsockel, sondern optisch erträglicher und lärmgeschützter in einem tiefergelegten Trog verlaufen sollen. Eine weitere Zusage bestätigt die Bürgerinitiative Interessengemeinschaft gegen Lärm und Umweltbelästigung (Igel), nämlich dass der Bund zur Kernforderung 3 das Angebot macht, die Hälfte der Mehrkosten zu übernehmen. Die westliche Umfahrung von Freiburg längs der A 5 bis zum Anschluss an die »Bürgertrasse« nahe Bad Krozingen soll auch tiefergelegt werden und der Schienenlärm durch Erdwälle und Galeriebauten ferngehalten werden.

Das Eisenbahnbundesamt prognostiziert, dass 2025 auf der Rheintalstrecke 319 Züge im 24-Stunden-Takt fahren werden, alle viereinhalb Minuten ein Zug. (StZ)

Nicolas Sarkozy: »Es kommt nicht in Frage, Fessenheim aus politischen Gründen abzuschalten«

Am 10.2.2012 besuchte der französische Präsident Nicolas Sarkozy das Kernkraftwerk Fessenheim. Der sozialistische Präsidentschaftskandidat François Hollande hatte angekündigt, im Falle seiner Wahl die Anlage umgehend abzuschalten. Sarkozy dagegen stellte fest: »Es kommt nicht in Frage, Fessenheim aus politischen Gründen abzuschalten.« Umweltschützer fordern seit Jahren die Abschaltung des Atomkraftwerks. Dagegen hat die französische Atombehörde ASN nach ihren jüngsten Stresstests keine Einwände gegen einen Weiterbetrieb.

Abschaffung der Regierungspräsidien?

Kretschmann: »So etwas macht man in der zweiten Legislaturperiode, nicht in der ersten«

Nach Ansicht des Steuerzahlerbundes können die Aufgaben der vier Regierungspräsidien im Land (Karlsruhe, Freiburg ,Stuttgart, Tübingen) auf die Landkreise und Ministerien verteilt werden. Als Grüne und SPD noch in der Opposition waren, hatten sie die Abschaffung der Regierungspräsidien mit Nachdruck gefordert. Die Debatte um die Regierungspräsidien war, wenn auch nur indirekt, vom Innenminister Gall (SPD) ausgelöst worden. Gall ist gerade dabei, die Polizeidirektionen in den Stadt- und Landkreisen in zwölf Regionalpräsiden zusammenzufassen. Zwölf Regionalkreise könnte sich die SPD als neue allgemeine Verwaltungsstruktur vorstellen. Regierungspräsidien und Landkreise entfielen in diesem Falle ganz. Auf der Pressekonferenz am 7. Februar 2012 sagte Kretschmann bei der

Abschaffung der Regierungspräsidien handle es sich um eine große Sache; nichts, was man schnell mal so mit linker Hand neu ordnet. »So etwas macht man in der zweiten Legislaturperiode, nicht in der ersten!« Allerdings scheint festzustehen, dass die Landesregierung alle vier amtierenden Regierungspräsidenten austauschen möchte. Der parteilose Karlsruher Regierungspräsident Rudolf Kühner will auf eigenen Wunsch Ende Mai 2012 in Pension gehen. Ihn soll Nicolette Kressl, die Rastatter SPD-Bundestagsabgeordnete, beerben. Der SPD soll auch die Besetzung in Tübingen zufallen. Dagegen haben die Grünen Freiburg und Tübingen reklamiert. In Freiburg wirkt noch Julian Würtenberger (CDU) und in Stuttgart Johannes Schmalzl (FDP).

Zur Geschichte der Regierungspräsidien: Durch die »Erste Verordnung der vorläufigen Regierung« vom 22.9.1952 wurden zum 1.10.1952 vorläufige Mittelinstanzen gebildet, deren Sprengeleinteilung mit den vier Landesbezirken identisch war. Mit der Anordnung des Ministerrats über die Organisation der Regierungspräsidien vom 20.10.1952 war der Aufbau zunächst abgeschlossen. Nach § 25 des Kreisreformgesetzes sollten die Regierungspräsidien mit Wirkung vom 1.1.1977 aufgehoben werden. Die Schlusskonzeption der Landesregierung für die Verwaltungsreform vom 5.7.1973 hielt dann doch an den Regierungspräsidien fest.

Neubesetzung der Regierungspräsidien in Karlsruhe und Freiburg. Nur einer muss vorzeitig gehen

Die parteilose, aber den Grünen nahe stehende Verwaltungsjuristin Bärbel Schäfer(53), geboren in Geislingen an der Steige und derzeit Leiterin des Rechtsamtes der Stadt Freiburg wird Nachfolgerin von Julian Württemberger (54). Württemberger betonte in einer Presskonferenz, dass er auch unter der neuen Regierungsmehrheit, »jeden Tag loyal« gewesen sei und sich nichts habe zu schulden kommen lassen. Allerdings habe er um das Risiko des politischen Beamten gewusst. Württemberger war früher Leiter der Grundsatzabteilung des damals CDU geführten Staatsministeriums und damit »Spitzenbeamter mit dem parteipolitisch schärfsten Profil« (StZ).

Die SPD Finanzpolitikerin Nicolette Kressl (53) gilt als designierte Nachfolgerin des parteilosen Karlsruher Regierungspräsidenten Rudolf Kühner, der Ende Mai auf eigenen Wunsch in den Ruhestand geht. Kressl ist in Heilbronn geboren und trat 1984 in die SPD ein. Von 2007 bis 2009 war die Bundestagsabgeordnete aus dem Wahlkreis Rastat unter Peer Steinbrück Parlamentarische Staatssekretärin im Finanzministerium.

Johannes Schmalzl (FDP) in Stuttgart und Hermann Stampfer (CDU) in Tübingen bleiben in ihren Ämtern.

Kritisiert wurde, dass der Personalwechsel zu spät komme, mit dem Regierungswechsel im Mai wäre er noch plausibel gewesen, meint Thomas Breining. Thomas Strobel (CDU) meinte, Kretschmann »entscheide nach Gutsherrenart über die Köpfe der Region hinweg«.

Kritischer Rückblick: 75 Jahre Stadtplanungsamt Karlsruhe

Runde oder halbrunde Geburtstage sind immer ein willkommener Anlass, zurückzuschauen und seine Erfolge ins rechte Licht zu setzen. So auch das Stadtplanungsamt, das zum 75-jährigen Bestehen im Dezember eine Ausstellung im Ständehaus im Rahmen des Stadtbauforums präsentierte, die im Januar 2012 im »Architekturschaufenster« fortgesetzt wurde, angereichert mit drei Fachvorträgen von Isabelle Dupont, Prof. Markus Neppl und Dr. Harald Ringler.

Auf großen Schautafeln wurden Geschichte und Arbeit des Amtes dargestellt. War im 19. Jahrhundert zunächst das Städtische Wasser- und Straßenbauamt für Planungen zuständig, so folgte danach das Tiefbauamt, wo alsbald mit dem Städteerweiterungsbüro eine eigene Abteilung eingerichtet wurde, deren Leitung dem jungen Architekten Carl Peter Pflästerer übertragen wurde, über den gerade zum Zeitpunkt der Ausstellung eine Monografie veröffentlicht wurde[1]. Sein Wirken für den Karlsruher Städtebau wurde dadurch wie auch durch einen der Fachvorträge im Januar besonders hervorgehoben. Autorin, Vortragende und Teile des Publikums be-

tonten ihre Genugtuung darüber, dass die gigantomanischen Planungen des neuen Leiters der neuen Abteilung Städtebauliche Sonderaufgaben im Sinne des Dritten Reiches nicht zum Tragen kamen. Dabei wurde übersehen, dass Pflästerers Leistungen in der Nachkriegszeit ein ganz anderes, positiveres und moderneres Bild zeichnen, etwa der Wiederaufbau der Karlsruher Mitte, besonders der Nord-Süd- wie Ost-West-Achse, nach dem Konzept Weinbrenners, die Gestaltung und Verbreiterung der Kaiserstraße oder die Neugestaltung der Rheinstraße in Mühlburg. Seine Entwürfe für den Wettbewerb Dammerstock wie sein eigenes Wohnhaus am Rennbuckel sind weitere Beweise eines positiven Wirkens für Karlsruhe im Geist der Moderne. Es würde sich daher lohnen, ihn aus der Schublade »Nazi-Architektur« wieder herauszuholen!

In der Nachkriegszeit kristallisierten sich dann auch schnell die Aufgaben des Stadtplanungsamtes heraus, dessen Leitung Pflästerer bis zu seiner Pensionierung 1954 innehatte und auf die ebenso mit den Schautafeln hingewiesen wurde: zunächst der Flächennutzungsplan, dann Bebauungspläne, Verkehrsentwicklungsplan, Lärmminderungsplan bis hin zum Fahrradplan, alles bedingt durch die starke Zunahme der Bevölkerung, die Ansiedlung von Industrie und Gewerbe, die Eingemeindungen von umliegenden Ortschaften und schließlich die enorme Zunahme des Verkehrs. Alle Bemühungen sollten unter den Leitgedanken »Wohnen, Arbeiten, Erholen in der Stadt« und der »Bewahrung des historischen Erbes« zu einer *hochwertigen Baukultur* führen, was man mit dieser Ausstellung dokumentieren wollte, wie auch schon vorher 2009 mit einer Broschüre »Stadtplanung in Karlsruhe«, die den Stadträten als Entscheidungsträger an die Hand gegeben wurde[2].

Nun stehen allerdings Planungen und Wünsche oftmals im krassen Widerspruch zur gebauten Wirklichkeit. Hat man doch schon frühzeitig die Fassung der historischen Stadt durch ihre Stadttore aufgegeben oder später dem Verkehr geopfert, so dass alle Tore wie Mühlburger Tor, Ettlinger Tor, Durlacher Tor sowie Rüppurrer-, Karls- und Linkenheimer Tor verschwunden sind, wie man auch die Hauptausfall- oder besser Eingangsstraßen nicht immer angemessen gestaltet hat. Ist es schon nicht gelungen, der von Süden kommenden Ettlinger Allee auf dem Bahnhofsgelände einen adäquaten Empfang zu bereiten, so ist dieselbe, weiter südlich Herrenalber Straße genannt, erst kürzlich ihres Charakters weiter durch mehrgeschossige, massige Wohnbauten beraubt worden, die sie im Bereich des sogenannten Rüppurrer Sonnengrüns bis an den Straßenrand einschnüren.

Überhaupt scheint an vielen Stellen die einfühlsame Planungshand bei der Bebauung sensibler Umgebungen zu fehlen. Als abschreckende Beispiele sei an die Ende letzten Jahres feierlich eröffnete und dringend benötigte Erweiterung des Generallandesarchivs erinnert, die sich als abweisender Metallkubus gegen das eigene Umfeld stellt, gegen das neobarocke Ensemble von Friedrich Ratzel und weiter gegen die um die Jahrhundertwende nach englischem Vorbild errichtete Anlage des Haydn-Platzes. Als weiteres abschreckendes Beispiel sei die noch brutaler wirkende Hochschul-Mensa in der Moltkestraße genannt.

Noch unsensibler ist man in der Weinbrenner-Stadt mit dessen Namen und Werken umgegangen. Hat man sich bemüht, in der Kaiserstraße am Marktplatz ein filigranes Nachkriegsgebäude durch eine Weinbrenner-Adaption zu ersetzen, so erschlägt deren Fassade in ihrer Dominanz und mit den sims- und sprossenlosen, raumhohen Fenstern die gesamte Umgebung, jetzt sich als Nordwand des Marktplatzes gebärdend, was von Weinbrenner nie beabsichtigt war. Nach ihm sollten die Gebäude der Langen Straße eine eigene Identität besitzen und auch nicht durch grell-weiße Farbe die Nachbarn überstrahlen. Aber der Umgang mit den Weinbrenner-Überbleibseln ist ohnehin kein Ruhmesblatt für die Stadtplanung. Allenfalls noch verständlich in der harten Zeit des Wiederaufbaus, als echte Weinbrenner-Häuser abgerissen oder so entkernt wurden, dass nur die Fassaden bestehen blieben, aber völlig unverständlich heute, wenn man an den jüngsten Abriss des Ensembles an der Herrenstraße denkt, einem Gebäude aus der Weinbrennerzeit, errichtet von Christian Müller, einem der ersten Drucker und Verleger dieser Stadt, später erweitert und mit Jugendstilelementen verbunden zur Drogerie Roth. Hier entsteht nun ein ähnlicher Koloss vom selben Architekten wie am Marktplatz.

Der kürzlich erfolgte Eingriff in die Struktur der Weinbrenner'schen Stephanskirche geht zwar nicht

zu Lasten des Stadtplanungsamtes, gehört aber ebenfalls in diese Aufzählung. Denn Weinbrenner hat, gerade in Karlsruhe tätig, sich von der Zentralidee abgewendet und diese überführt in rechtwinklige Strukturen, hier unter Verwendung des griechischen Kreuzes. Und heute unternimmt die Katholische Kirche gerade hier eine Rückkehr zu der von ihm bewusst nicht mehr praktizierten Zentralität, am selben historischen Ort, wo der moderne Architekt Oswald Mathias Ungers mit seiner Landesbibliothek ein Zeichen für die Wertschätzung der Konzepte Weinbrenners und des genius loci gesetzt hat. Aber dass man nicht nur Weinbrenners Ideen missachtet, sondern auch lieblos mit seinen noch vorhandenen Werken umgeht, zeigt beispielsweise der Zustand des Vogelhäuschens der Markgräfin Amalie, das früher in deren Park an der Kriegsstraße stand und jetzt im Schlossgarten als »Tempel« ein bedauerliches, ja beschämendes Dasein fristet.

Das also ist die andere Seite der Pflege einer *hochwertigen Baukultur,* wie sie das Stadtplanungsamt auf seine Fahnen geschrieben hat, eine Seite, die aber in der Ausstellung nicht zum Tragen kam und gegen die der sogenannte »Wutbürger« immer wieder in Leserbriefen der örtlichen Presse seinen Unmut zum Ausdruck bringt. Ein schwacher, vereinzelter Hoffnungsschimmer scheint jedoch aus dem Stadtplanungsamt; wie man der örtlichen Presse entnehmen kann, soll dem Fächergrundriss der Stadt eine Revitalisierung und Markierung durch einheitliche Pflasterung, Möblierung und Beleuchtung bevorstehen. Es ist weiter zu hoffen, dass durch ständiges Mitwirken der Bürger und einzelner Institutionen, wie der Friedrich-Weinbrenner-Gesellschaft oder der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Stadtbild, die Verpflichtung gegenüber dem großen Baumeister dieser Stadt und ihrem kulturellen Erbe wachgehalten wird – und nicht zuletzt auch die Oberbürgermeister-Kandidaten vor ihrer Wahl auf die historische Bedeutung dieser Stadt verpflichtet werden!

1 Dupont, Isabelle: Carl Peter Pflästerer und die Stadtplanung Karlsruhe in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Stadtarchiv Karlsruhe und dem Stadtplanungsamt der Stadt Karlsruhe durch Ernst Otto Bräunche und Volker Steck. – Karlsruhe: Info-Verlag 2012, 112 S. ISBN 978-3-88190-662-3 (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte, Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe, Bd.12).

2 Stadtplanung in Karlsruhe. Aufgaben des Stadtplanungsamtes. – Karlsruhe: Stadtplanungsamt 2009, 79 S. (Aspekte der Stadtplanung Nr. 30).

Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott
E-Mail: fuhlrott@ubka.uni-karlsruhe.de

Der aufgeklärte Fürst Karl Friedrich von Baden (1728–1811):

Ausstellung im Generallandesarchiv Karlsruhe

»Bis zum 25. Mai 2012 zeigt das Generallandesarchiv in einer Kabinettausstellung 50 Exponate, die das private und öffentliche Leben Karl Friedrichs beschreiben. U. a. sind ausgestellt: der Arztbericht über die Geburt Karl Friedrichs am 22.11.1728, die Kantate Johann Molters zur Taufe am 24.11., der Ehevertrag mit Karoline Luise, das Protokoll der Leichenschau am 11.6.1811 und die Trauerrede von Karl von Rotteck. Dazu kommen der Entwurf und Druck zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbvertrag von 1765 zwischen Baden-Durlach und Baden-Baden und der Rheinbundvertrag von 1806.Für den badischen Staat war Karl Friedrichs Nachleben von Bedeutung, das zeigt das 1844 auf dem Karlsruher Schlossplatz errichtete Denkmal und der ausgeprägte Kult, der im 19. Jahrhundert von der Dynastie und den Liberalen um seine Person gepflegt wurde.
Das Generallandesarchiv wurde 1803 unter der Regierung Karl Friedrichs gegründet und präsentiert die Ausstellung im Zusammenhang mit der Eröffnung des Erweiterungsbaus.

Die Robert-Bosch-Stiftung räumt das Kartäuserkloster für UWC ab

»Alles muss raus« ist die Devise der Robert-Bosch-Stiftung, die in Freiburg das alte Kartäuserkloster samt dem dazugehörigen Gelände, Kräutergarten, Wasserwerk, Gasthof und Bauernhof in Besitz nehmen will, um ein neues United World College (UWC) errichten zu lassen. Geräumt werden müssen auch drei Zimmer im Kloster, die 20 Jahre lang Wohnung Heinrich Hansjakobs (1837–1916) waren. Er hatte die Wohnung 1897 bezogen. Dort verfasste er die meisten seiner mehr als 70 Bücher. Die 68 Objekte umfassende Gedenkstätte soll in das zentrale Depot für Kunst und Kultur im Freiburger Westen eingelagert werden. Die Stiftung behauptet, das Hansjakob-Kabinett »sei mit dem räumlichen Nutzungskonzept nicht kompatibel«. Heinz Siebold schrieb im Kommentar »Verschenkte Chance«: »Dichterklause und Kräutergarten wären ideale Unterrichtsobjekte für das Fach ›Nachhaltigkeit‹ mit dem sich das reformpädagogische College schmückt. Dass die Spender erst einmal abräumen, um dann am grünen Tisch einen gestylten Campus zu entwerfen, irritiert die ungefragt Beschenkten. Womöglich wird ein hässlicher Kratzer im blendenden Lack bleiben.« (StZ)

AUFRUFE

Private Denkmalschützer werden belohnt

Mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg zeichnen der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat Eigentümer von Baudenkmalen und historischen Gebäuden aus, die sich um die Erhaltung und zukunftsweisende Umnutzung historischer Bausubstanz verdient gemacht haben.

Um den Denkmalschutzpreis bewerben können sich private Eigentümer von Denkmalen aus Baden-Württemberg, die in den vergangenen drei Jahren erneuert und innen wie außen in ihrer gewachsenen Gestalt so weit wie möglich bewahrt wurden. Dank der Unterstützung der Wüstenrot-Stiftung in Ludwigsburg ist auch in diesem Jahr ein Preisgeld von insgesamt 25 000 Euro ausgelobt, das auf bis zu fünf Preisträger aufgeteilt wird.

Der Preis wird bereits zum 32. Mal verliehen. Er ist die bedeutendste Ehrung für private Denkmalbesitzer in Baden-Württemberg. Die Schirmherrschaft hat Ministerpräsident Winfried Kretschmann übernommen. Neben dem Geldpreis erhalten die Preisträger sowie die Architekten und Restauratoren Urkunden. Zudem wird den Eigentümern eine Bronzetafel zum Anbringen am Gebäude überreicht. Über die Vergabe entscheidet eine Jury. Einsendeschluss für die Bewerbungsunterlagen im Format DIN A 4 ist der 15. Mai 2012. Weitere Informationen sowie eine Ausschreibungsbroschüre finden sich unter www.schwaebischerheimatbund.de, Rubrik »Denkmale erhalten«, oder sind kostenlos erhältlich bei:
Schwäbischer Heimatbund e. V.
Weberstr. 2
70182 Stuttgart
Tel.: 07 11/2 39 42-47
Fax: 07 11/2 39 42-44
E-Mail: metzger@schwaebischer-heimatbund.de

Großes Kulturprojekt »Dreiländermuseum – trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur« startet am Oberrhein

Das neue INTERREG-Projekt »Dreiländermuseum – trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur« hat mit einem ersten Treffen in Straßburg jetzt seine Arbeit aufgenommen. Bis Ende 2014 verbindet es 20 Partner aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz zu einem der aktuell größten grenzüberschreitenden Kulturprojekte am Oberrhein. Insgesamt steht dafür ein Budget von 2,5 Millionen Euro zur Verfügung.

Das INTERREG-Projekt widmet sich insbesondere der Zusammenarbeit der Geschichtsvereine und der Museen am Oberrhein. Es soll ein Netzwerk von Geschichtsvereinen mit rund 10 000 Mitgliedern entstehen. Die Badische Heimat beteiligt sich und ist Projektpartner. Beim ersten Treffen im Maison de la Région in Straßburg wurde dafür jetzt zunächst ein trinationaler Koordinationsrat gebildet. Eine erste Vollversammlung mit Vertretern oberrheinischer Geschichtsvereine wurde für den 16. Juni vereinbart, sie findet im ehemaligen Kloster Lucelle im Departement Haut-Rhin statt.

Parallel dazu haben sich bei dem Kick-off-Treffen in Straßburg die historischen Museen von Straßburg, Mulhouse, Speyer, Rastatt, Freiburg, Liestal, Delémont und Lörrach zu einem »Runden Tisch oberrheinischer Museen« zusammengeschlossen. Ihr Ziel ist die Präsentation von acht Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg am Oberrhein im Jahr 2014. Hundert Jahre nach dessen Beginn soll das epochale Ereignis und seine Folgen für das Leben am Oberrhein aus deutscher, französischer und schweizerischer Sicht beleuchtet werden. Ein erstes Arbeitstreffen zur Abstimmung der Ausstellungskonzeptionen findet am 5. März in Lörrach statt. Nach dieser ersten Sitzung lädt der Runde Tisch weitere Museen am Oberrhein ein, sich am Projekt zu beteiligen. Die Badische Heimat wird etwa 300 Soldatenbriefe aus dem Ersten Weltkrieg digitalisieren, inhaltlich sichten, und aufarbeiten lassen. Für den Herbst 2014 planen wir die Herausgabe eines Sonderheftes zum 1. Weltkrieg.

Zum Start des INTERREG-Projektes »Dreiländermuseum« trafen sich 34 Vertreter von oberrheinischer Museen, Geschichtsvereinen und anderen Einrichtungen im Sitz der Regionalverwaltung des Elsass (Maison de la Région, Straßburg)

Federführender Projektträger ist das Museum am Burghof der Stadt Lörrach. Es ist schon heute das einzige Museum in Europa, das seine Arbeit konsequent grenzüberschreitend der Geschichte und Gegenwart von drei Ländern in einer Region widmet. Im Rahmen des INTERREG-Projektes wird sein trinationales Profil und die bilinguale grenzüberschreitende Museumspädagogik weiter ausgebaut. Am Lörracher Museum wird eine Geschäftsstelle für die oberrheinischen Geschichtsvereine eingerichtet und von hier aus der Runde Tisch der Museen organisiert. Lörrachs Museumsleiter Markus Moehring zeigt sich überzeugt, dass das Projekt einen wichtigen Beitrag zum grenzüberschreitenden Austausch und zur Aufarbeitung der oberrheinischen Geschichte darstellen wird.

Das Gesamtbudget des INTERREG-Projektes B 34 beträgt rund 2,5 Millionen Euro. Die Hälfte dieses Betrages finanzieren die beteiligten Partner. Hauptzuschussgeber ist die EU über das INTERREG-Programm mit etwa 1,2 Millionen Euro. Auf Schweizer Seite wird das Projekt von der Eidgenossenschaft und dem Kanton Jura unterstützt. Wesentlich bedeutender als das Budget ist aber der große Impuls, der von diesem Projekt ausgehen dürfte. Weitere Museen haben bereits angekündigt, dass sie sich an der Ausstellungsreihe beteiligen wollen. Schließlich stellt das große bürgerschaftliche Engagement der Geschichtsvereine einen großen, kaum in Zahlen messbaren Beitrag dar, um Geschichtsinteressierte am Oberrhein miteinander in Kontakt zu bringen.

Aufruf des Landesvorsitzenden zum Projekt »Dreiländermuseum – Trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur«

Der Oberrhein wächst zusammen: mit jedem Projekt

Dieses Projekt wird durch die Europäische Union kofinanziert – Europäischer Fonds für Regionalentwicklung (EFRE) im Rahmen des Programms Interreg IV Oberrhein.

Liebe Mitglieder, liebe Autoren,
liebe Leserinnen und Leser der Badischen Heimat,

auf Einladung und Empfehlung der Oberbürgermeisterin der Stadt Lörrach, Frau Gudrun Heute-Bluhm, beteiligt sich die Badische Heimat am Aufbau eines Trinationalen Netzwerkes für Geschichte und Kultur, das vom Museum am Burghof Lörrach für das Oberrheingebiet koordiniert werden wird. Unter dem Projekttitel »Dreiländermuseum – Trinationales Netzwerk für Geschichte und Kultur« hat der politische Begleitausschuss für das EU-Interreg-Programm IV im Dezember 2011 dem Museum am Burghof als Projektträger einen hohen Förderbeitrag aus EU-Mitteln zugesprochen. Es geht um den Ausbau zu einem Dreiländermuseum, um den Aufbau eines Netzwerkes für historische Vereine, um gemeinsame Ausstellungsvorhaben der Museen sowie um die Erarbeitung bilingualer Museumspädagogik. Die Badische Heimat ist mit mehreren anderen Kulturträgern Projektpartnerin und Kofinanzierer bei der Aufarbeitung historischer Themen. Über die EU Förderung hat auch unser Landesverein Vorteile.

Ein vorgesehenes, großes Ausstellungsthema der Museen und Archive ist der Erste Weltkrieg. 2014 wird daher die jüngere europäische Zeitgeschichte im Blickwinkel der Historiker stehen. Vor 100 Jahren begann mit dem Ersten Weltkrieg eine grundlegende Veränderung Europas. Die Badische Heimat hat sich im Rahmen des Interreg-Vertrags verpflichtet,

- in den Jahren 2012 und 2013 etwa 300 Soldatenbriefe aus dem 1. Weltkrieg (in unserem Besitz) mit Unterstützung des Staatsarchivs Freiburg zu sichten, aufzuarbeiten, auszuwerten und zu dokumentieren,
- im Herbst 2014 ein Sonderheft zum Ersten Weltkrieg herauszugeben,
- sich am Aufbau eines oberrheinweiten Netzwerks der Geschichtsvereine zu beteiligen.

Ich möchte unsere Mitglieder und insbesondere unsere Autoren bereits heute auf diese Planung hinweisen. Ich würde mich sehr

freuen, wenn Sie das Thema Erster Weltkrieg aufgreifen würden. Besonders gefragt sind natürlich Beiträge oder Aufsätze und Berichte zur Situation am Oberrhein (Vogesenfront) oder zu Mobilmachung, soziale, wirtschaftliche oder politische Auswirkungen in Baden, Einzelschicksale, Soldatenleben, Reaktionen in der Heimat usw. Kurzum, wir möchten mit unserem Sonderheft auf die damalige schwere Kriegszeit in möglichst vielen Facetten eingehen und damit einen wichtigen Erinnerungsbeitrag leisten.

Übrigens wird im Elsass, ebenfalls als Teil des INTERREG-Projektes, 2013 eine Sondernummer der Revue d'Alsace erscheinen, in deren Mittelpunkt das Elsass am Vorabend des Ersten Weltkriegs thematisiert wird. Für die Nordwestschweiz plant die Gesellschaft für regionale Kulturgeschichte Baselland eine schweizerische Publikation zum Ersten Weltkrieg. Wir werden im Rahmen des entstehenden Netzwerkes der Geschichtsvereine diese Publikationen aufeinander abstimmen.

Um unsere vertraglichen Verpflichtungen zu erfüllen, sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Es wäre mir eine große Freuden, wenn zahlreiche Autoren und Mitglieder der Badischen Heimat das Thema des Ersten Weltkriegs nach Möglichkeit aufgreifen würden. Die Schriftleitung wird alle Beitrage für unser Sonderheft sammeln. Für Ihre Unterstützung möchte ich mich herzlich bedanken.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr

Dr. Sven von Ungern-Sternberg
Landesvorsitzender

Aufruf – Zeitzeugen und Dokumente gesucht

„Jüdische Kaufhäuser vor der Arisierung – ein neuer Blickwinkel"

An der Universität Cambridge wird bei Prof. Richard J. Evans, dem Autor des dreibändigen Werkes »Das Dritte Reich« (2005) an einem Forschungsprojekt zur Konsumgeschichte in Baden zwischen 1881 und 1940 gearbeitet.

Dass die jüdischen Besitzer von Kaufhäusern, in Baden u. a. die Familien Knopf, Tietz, Kander, Wronker, Guggenheim und Einstein, auf Druck der Nationalsozialisten ihre Firma abgeben mussten, stimmt, doch die Stellung dieser und anderer Warenhausfirmen in Deutschland und Baden war über die Jahre viel komplizierter, als bisher berichtet wurde. Die Arisierung dieser Firmen ist wohl dokumentiert, doch die Vorgeschichte von Knopf und der vielen anderen badischen Warenhäuser ist größtenteils vergessen.

Für eine Doktorarbeit an der Universität Cambridge über die Waren- und Kaufhäuser Badens zwischen 1881 und 1940 (also von ihrer Gründung bis zur Arisierung) werden noch Dokumente und Zeitzeugen gesucht. Besonders interessant sind persönliche Dokumente und Unterlagen wie Prospekte, Kataloge oder Betriebsordnungen. Es wird gehofft, so auch über die 50 Jahre vor der staatlichen Schikanierung, über das Leben dieser jüdischen Geschäfte, ihrer Mitarbeiter, Kunden und Konkurrenten, zu berichten.

Bitte wenden Sie sich an:
John F. Müller, Fischerhalde 32,
D-79206 Breisach, Tel. 0 76 67 / 8 02 85
E-Mail: jfm39@cam.ac.uk
Tel. an der Universität Cambridge: 00 44 / 12 23 47 71 72

Webseiten zur Dissertation:
http://kaufhausknopf.blogspot.com/
http://badischeskaufhaus.blogspot.com/

Leserbriefe

Zur Wiederherstellung des Dagobertsturmes in Baden-Baden

Die Badische Heimat begrüßt die Initiativen der Bürger unserer Stadt für den Wiederaufbau des Dagobertstürmchens, denn das wäre ein sichtbares Zeichen für eine stimmige, denkmalwürdige Gestaltung des Neuen Schlosses und ein sichtbarer Beitrag zum Jubiläum »900 Jahre Baden». Dieses Baden-Badener Renaissance-Schmuckstück verdient ein Wiedererstehen unter Verwendung der glücklicherweise erhalten gebliebenen Teilstücke. Seit Jahrhunderten gehörte der zierliche Bau untrennbar zum Bild unseres Schlosses wie zum gesamten Stadtbild überhaupt. Im letzten Krieg als einziges Gebäude der Innenstadt zerstört, wäre seine Rückkehr unter internationaler Bauherrschaft ein erfreuliches Symbol.

Die Regionalgruppe der Badischen Heimat ist gerne bereit, die Klärung der Machbarkeit und den Neuaufbau nach Kräften zu fördern.

Dieter Baeuerle für die Regionalgruppe Baden-Baden der Badischen Heimat

Sehr geehrter Herr Hauß,
wie immer habe ich das neue Heft der »Badischen Heimat« mit großem Interesse durchgesehen und mit entsprechender Lesefreude die interessanten Artikel genossen. Wie immer begegnet einem hier Bekanntes in hilfreicher geschichtlicher und gesellschaftlicher Einordnung und Unbekanntes überraschendes wie in diesem Heft der Artikel zu den Schütte-Lanz Luftschiffen.

Vermisst habe ich unter dem Aspekt »Themenheft Offenburg« – evtl. in dem Kontext mit dem Artikel »Kinder und Jugendliche sind unsere Zukunft« - einen Beitrag zu den Klosterschulen Unserer Lieben Frau, in denen seit fast 190 Jahren Bildung und Erziehung von Mädchen aus christlichem Geist mit hohem Engagement und geschichtlicher Verwurzelung betrieben wird.

Ich verbleibe mit den besten Wünschen für Sie und für die »Badische Heimat«, mit freundlichen Grüßen

Dietfried Scherer
Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg

Sehr geehrter Herr Hauß,
unter »Aktuellen Informationen« unserer Zs. 4/11 auf S. 708 haben Sie dankenswerter Weise Auszüge aus einer Rede Papst Benedikt XVI. mitgeteilt, die er zum Abschluss seiner Deutschland-Reise im Freiburger Konzerthaus gehalten hat und deren Passagen zur Entweltlichung der Kirche kontrovers diskutiert werden. Sie haben nun diesen Auszügen mit Verweis auf einen kritischen Kommentar in der SZ den dort verwendeten negativen Titel vorangesetzt: »Freiburger Monologe«. Abgesehen davon, dass die Behauptung des Münchner Artiklers, es handele sich um »Monologe«, uninspiriert und irreführend ist (eine Rede ist kein Interview und keine talk-Show), gehört eine kritisch wertende Überschrift nicht zu einer Nachricht bzw. zu einem informierenden Text. Wir stimmen sicherlich darin überein, dass die Bad. Heimat auch im kleinen Bereich der »Aktuellen Informationen« wie schon bisher, so auch künftig den Grundsatz respektiert: Trennung von Nachricht und Kommentar!

Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht, Güntersleben.

Ausstellungen

Mannheim

Meisterhaft von Cranach d. Ä. bis Kobel. Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, 8.5.2011–8.1.2012

»Unser täglich Brot«. Ausstellung 29.10.2011–20.4.2012 im Technoseum Mannheim

Schädel Kultur. Kopf und Schädel in der Kulturgeschichte des Menschen Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, 2.10.2011–29.4.2012

Schwetzingen

Das stille Örtchen – Tabu und Reinlichkeit bey Hofe. Schloss Schwetzingen. 22.10.2011–19.2.2012

Bretten

Die Augen des Hauses. Historischer Fensterbau und Glasmacherei. Museum im Schweizer Hof. 1.6.–16.10.2011

Mitten im kalten Winter. Feste und Bräuche in frostiger Zeit. Museum im Schweizer Hof Bretten. 24.11.2011–26.2.2012

Bruchsal

Gute Reise – bon voyage. Ausstellung im Schloss Bruchsal. 15.4.–31.7.2011

Eppingen

Seelenlandschaften. Malerei von Kurt-Rudolf Rieso. Galerie im Rathaus. 3.3.–29.4.2011

Heimatsuche… deutsche Geschichten aus russischen Fotoalben. Galerie im Rathaus. 5.5.–3.6.2011

Schlager! Eine musikalische Zeitreise von A bis Z. Stadt- und Fachwerkmuseum »Alte Universität« 30.10.2011–22.1.2012

Karlsruhe

Nancy Holt. Badischer Kunstverein 27.1.–27.3.2011

Pia Fries. Krapprhizom Luisenkupfer. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. 18.12.2010–27.3.2011

Feuer Wasser Erde Luft, Die 4 Elemente in der Kunst. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 26.2.2011-11.9.2011

Venedig Bilder. Pracht und Alltag in der Kunst des 19. Jahrhunderts.

Städtische Galerie. 27.11.2010–6.3.2011

Umgehängt. Spektral-Diametral. Von Künstlern und Künstlerinnen, Städtische Galerie Karlsruhe 26.2.–31.3.2011

Robert Curjel & Karl Moser. Ein Karlsruher Architekturbüro auf dem Weg in die Moderne. Städtische Galerie Karlstruhe. 9.4.–3.7.2011.

HeRRReinspaziert. Die bunte Welt der Sammlungen der Badischen Landesbibliothek. 29.3.–25.6.2011

Joseph Victor von Scheffel (1826–1886). Zum 125. Todetag des Karlsruher Erfolgsschriftstellers. 9.4.–28.5.2011. Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Unsere Moderne. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. 30.4.–3.10.2011

Atlas How to Carry the World on one's Back. ZKM Museum für neue Kunst. 7.5.–7.8.1011

Frauen-Silber. Silberschmiedinnen der Bauhauszeit. Museum am Markt. 19.2–19.6.2011

Lumiere Noire. Neue Kunst aus Frankreich. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 11.6–25.9.2011

Car Culture. Medien der Mobilität. ZKM. 18.6.2011–8.1.2012

Forms of Contemplation Kunstverein Karlsruhe. 1.7–11.9.2011

Reger total. Eine Ausstellung des Max-Reger-Instituts. Badische Landesbibliothek. 8.6.–28.7.2011

Franz Schnabel – Der Historiker des freiheitlichen Verfassungsstaates Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Kooperation mit der Forschungsstelle Widerstand gegen den Nationalismus im Deutschen Südwesten, Universität Mannheim Ausstellung im Neuen Ständehaus. 6.7–6.8.2011

2011 Blick zurück auf Baden

Redaktion: Heinrich Hauß

Glasmalerei der Moderne. Faszination Farbe im Gegenlicht Badisches Landesmuseum. 9.7.–9.10.2011

»Caro maestro«. Ausstellung zum 200. Geburtstag des Kapellmeisters und Komponisten Vinzenz Lacher. Badische Landesbibliothek 20.7.–15.10.2011

Carl Benz und Carlsruhe. Ausstellung Stadtmuseum Karlsruhe.16.7.2011–26.2.2012

Geschenkt. Ausstellung. Dreißig Jahre Städtische Galerie Karlsruhe. Schenkungen 30.7–9.9.2011

The Global Contemporary-Kunstwelten nach 1989. ZKM Karlsruhe. 17.9.2011–5.2.2012

750 Jahre Wolfartsweier. Ein Stadtteil im Lauf der Jahrhunderte Ausstellung im Pfinzgaumuseum. 15.10.2011–12.2.2012

Friedrich Hecker-Leben und Mythos eines Revolutionärs. Foyerausstellung. Badisches Landesmuseum Karlsruhe. 28.9.2011–8.1.2012

Helmut Meyer-Weingarten zum 100.Geburtstag. Foyer des EnBW-Gebäudes. 27.10.2011–29.1.2012

Der aufgeklärte Fürst – Karl-Friedrich von Baden (1728-1811). Generallandesarchiv Karlsruhe. 16.12.2011–25.05.2012

Marcel Frey – Retrobjektive Städtische Galerie Karlsruhe. 17.11.1011–8.1.2012

Hoch hinaus – Turmplanungen der Gotik. Badische Landesbibliothek 18.11.2011–25.2.2012

Von Schönheit und Tod. Tierstillleben von der Renaissance bis zur Moderne. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. 19.11.2011–19.2.2012

Mit Faden, Garn und Soff. Städtische Galerie Karlsruhe. 11.11.2011–12.2.2012

Extrem süß! Gemalt, gehäkelt, gegossen. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. 3.12.2011–1.4.2012

Alfred F. Siekiersky 1911–2011. Gedächtnisaustellung mit Werken des Künstlers anlässlich seines 100. Geburtstage. Orgelfabrik Durlach. 10.–18.12.2011

Karlsruher Weihnachtsmesse für angewandte Kunst im Regierungspräsidium 10.–18.12 2011

Kykladen. Lebenswelten einer frühgriechischen Kultur. Badisches Landemuseum Karlsruhe. 16.12.2011–22.4.2012

Ettlingen

Vore – Die Schönheit ist wie Schnee. Skulptur, Installation, Zeichnung. Museum Ettlingen 4.11.2011–8.1.2012

Weihnachten um 1900. Museum Ettlingen. Bis 8.1.2012

Das lässt ja tief blicken… der Stadtgeschichte auf der Spur. Mitmachausstellung Museum Ettlingen.15.12.2011–30.12.2012

Pforzheim

Serpentina Schmuckmuseum. 26.11.2011–26.2.2012

Baden-Baden

»Lebenslinien-Stationen einer Sammlung« Museum Frieder Burda Baden-Baden, 13.3.–15.5.2011

Daniel Buren Allegro Vivace. Staatliche Kunsthalle Baden-Baden. 12.2–22.5.2011

Neo Rauch. Museum Frieder Burda Baden-Baden 28.5–18.9.2011

»Gesangbuch und Kirchenlied – gestern, heute, morgen«. Evangelische Landesgeschichte in Baden.

Präkolumbisches Gold. Sonderausstellung. Fabergé-Museum ab 17.7.2011

Die Quantifizierung von allem im 19. Jahrhundert. Museum für Kunst und Technik des19. Jahrhunderts Baden-Baden. 19.9.2011–26.2.1012

CHTO DELAT? in Baden-Baden. Das Lehrstück vom Einverständnis, Staatliche Kunsthalle Baden-Baden. 29.10.2011–12.02.2012

Anselm Kiefer. Ausgewählte Arbeiten aus der Sammlung Grothe. Museum Frieder Burda. 7.10.2011.–15.1.2012

2011 Blick zurück auf Baden

Redaktion: Heinrich Hauß

Freiburg

Leben am Nil. Eine Kinderausstellung zum Alten Ägypten, Archäologisches Museum Colombischlössle. 17.3–16.19.2011

Unser Schwarzwald. Romantik und Wirklichkeit. Augustinermuseum 16.4–30.10.2011

Hello. Goodbye. Die Sammlung. Museum für neue Kunst Freiburg. Seit 19.2.2011

Konstanz

Auf eigenen Spuren. Adolf Hölzel und seine Schweizer Schüler, Städtische Wessenberg-Galerie 20.2.2010–8.5.2011

See & Süden. Der Maler Otto Adam (1901–1973). Städtische Wessenberg-Galerie Konstanz 2.7.–28.8.2011

Von Melonen und Citrullen. Botanische Bücher der Suso-Bibliothek und Malerei von Sonia Steidle – Eine Spurensuche. Doppelausstellung Museum Reichenau 15.5.–1.11.2011 und BildungsTURM Konstanz 9.6.–14.7.2011

Stockach

Terrakotten, Model und noch mehr… Das Erbe der Familie Sohn aus Zitzenhausen Ausstellung im Stadtmuseum Stockach 5.7.–5.11.2011

Veranstaltungen

Bruchsaler Automobilsommer 2011 – der 124.Geburtstag des Automobils

Art Karlsruhe. Messe Karlsruhe 10.–13.3.2011

Frauenperspektiven 2011 – »20 Jahre Frauenkulturfestival… und in Zukunft?« ZKM. 15.–17. April 2011

Erlebnisrundgang. Markgraf Karl Ludwig. artandculture. Regina M. Fischer M.A. Pforzheim.

Sprachkunst und Zungenschlag. Zeitgenössische Literatur am Oberrhein. Ecrivains au fil du Rhin. Literature contemporaine du Rhin supérieur. Evangelische Akademie Herrenalb 18.–20.3.2011

Deutsch-französisches Poetry-Slam-Treffen. Strasbourg. Eröffnungsveranstaltung 30.6.2011

Lange Slam-Nacht. Offenburg. 2.7.2011

20. Karlsruher Künstlermesse. 2.7.–3.7.2011

Stadtgeburtstag Karlsruhe »Karlsruhe nimmt Fahrt auf«. 17.–19.6.2011

Mundwerk. 3.grenzenloses Erzählfestival. In Konstanz und Kreuzlingen 19.–22.05.2011

WortMenue 2011 – Das literarisch-kulinarische Festival am Bodensee. 2.–16.5.2011

Heimat ist anderswo. Neue deutsche Literatur. Akademie Baden. Bad Herrenalb. 8.–10.7.2011

KAMUNA. Reise durch die Zeiten. 13.Karlsruher Museumsnacht. 6.8.2011

Besuch des Papstes Benedikt XVI in Freiburg. 24.–25.9.2011

Messen

Arts & crafts. Eunique. Internationale Messe Karlsruhe 27.5.–29.5.2011

Der professionalisierte Bürger. Sommersemester. Staatliche Hochschule für Gestaltung Karlsruhe. 11.4–16.7.2011

Badische Weinmesse. Offenburg. 7.–8.5.2011

Oberrhein Messe Offenburg. 24.9.–3.10.2011

Gedenktage

Vortrag von Anette Borchardt-Wenzel über Karl Friedrich im Gartensaal des Karlsruher Schlosses. 7.6.2011

Gottesdienst mit Prälat Dr. Schächtele in Anwesenheit von Erbprinz Bernhard in der Evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe. 8.6.2011

Multimediavortrag anlässlich des 200. Todestages von Großherzog Karl Friedrich von Dr. Harald Stockert. Mannheim, 8. 6. 2011

200. Todestag von Großherzog Karl Friedrich. Evangelische Stadtkirche Pforzheim. 10.6.2011

Konzert mit Eliane Rodrigues im Rahmen einer Hommage zum 200. Todestag von Markgraf Karl Friedrich. S.K.H. der Erbprinz von Baden übernahm die Schirmherrschaft. Evangelische Stadtkirche Pforzheim. 10.6.2011

Franz Littmann, Karl Friedrich von Baden und Johann Peter Hebel im Literatur im Prinz-Max-Palais Karlsruhe. 16.6.2011

Joseph Victor von Scheffel (1826–1886) Kultautor und Zeitzeuge einer Epoche.

Eine Ausstellung anlässlich seines 125. Todetages. Info-Center Friedhof Karlsruhe. 22.9.2011–15.1.2012

Carsten Ramm, Leben und Wirken Heckers, Probenfabrik, Bruchsal Wilderichstr. 11. 20.11.2011

200. Geburtstag Friedrich Heckers. Szenisch-musikalische Collage des Hecker Theaters Sinsheim, Ständehaussaal Karlsruhe. 3.7.2011

125. Jahrestag der Erfindung des Automobils. Am 29.1.1886 erhält Benz das deutsche Reichspatent für seinen Motorwagen.

Publikationen

Stefan Schaupp, Freiheitsbäume – Freiheitsträume. G. Braun Buchverlag 2011 ISBN 978-3-7650-8574-1

Peter Thomann, Vom Schwarzwald zum Kaiserstuhl. Eine Bilderreise entlang der Elz, G. Braun Buchverlag 2011, ISBN 978-3-7650-8576-5

Unser Schwarzwald. Romantik und Wirklichkeit. Katalogredaktion Dr. Kathrin Fischer, Dr. Felix Reuße, Dr. Maria Schüly, hrsg. vom Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg, 2011. ISBN 978-3-86568-641-1

Bernd Fischer, Wolfgang Hauck, Walter und Gabi Kammerer, Wolfgang Mackert, Jochen Schwab, Felicitas Zemelka, Wanderbuch Buchen – Odenwald-Bauland: 16 Touren zum Kennenlernen zweier Landschaften, Verein Bezirksmuseum Buchen, 2011. ISBN 3-923699-27-1

Arndt Spieth, Konstanz – der Stadtführer, G. Braun Buchverlag 2011. ISBN 978-3-7650-8575-8

Barbara Leisner, Bertha Benz. Eine starke Frau am Steuer des ersten Automobils, Katz, 2011. ISBN 978-3-93804-54-5

Werner Oechslin / Sonja Hildebrand, Karl Moser. Architektur für eine neue Zeit, gta Verlag, 2011. ISBN 978-3-85676-250-6

Annelies Grenke / Mathias Winzer, Schöner Wohnen. Damals. Die Erfindung der bürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert, ATHENA-Verlag 2011. ISBN 978-3-89896-447-0

Kurt Hochstuhl, Friedrich Hecker. Revolutionär und Demokrat, Kohlhammer, 2011. ISBN 978-3-17-0721626-6

Günther Bolich / Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Literaturregion Oberrhein bis Bodensee. Orte, Personen, Schauplätze, Mitteldeutscher Verlag 2011. ISBN 978-3-89812-836-0

Arndt Spieth, Konstanz. Der Stadtführer, G. Braun Buchverlag 2011 ISBN 978-3-7650-8575-8

Peter Pretsch/ Meinrad Welker, Carl Benz und Carlsruhe, Info Verlagsges. ISBN 978-3-88190-640-1

Anna Ettlinger, Lebenserinnerungen. Kleine Karlsruher Bibliothek Bd.5, 2011. ISBN 978-3-88190-634-0

Michael Erle, Wandern im Schwarzwald. 36 neue Touren in Nord-, Mittel und Südschwarzwald, G. Braun Buchverlag 2011. ISBN 978-3-7650-8581-9

Martin Walter, Karl Kappler. Der badische Pionier des Motorsport, Katz. 2011 ISBN 978-3-938047-55-3

Hildegard Ried, Mit Myrten und Disteln. Alte Liebesgeschichten aus Baden, o. J. ISBN 3-83340-822-7

Kurt Bickel, Luise von Baden. Die vergessene Mutter des Roten Kreuzes, DRK Kreisverband Karlsruhe, 2011. ISBN 978-3-00-03673676

Wegweiser durch Ettlingen. G. Braun, 2011. ISBN 978-3-933875-62-4

Edi Graf, 66 Lieblingsplätze und 11 Köche Schwarzwald, Gmeiner, 2011. ISBN 978-3-8392-1156-4

Wanderbuch. Odenwald ‚Bauland. 16 Touren zum Kennenlernen zweier Landschaften Stadt Buchen, 2011. ISBN 978-3-923699-27-8

Isabelle Dupont, Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe,Bd.12, Carl Peter Pflästerer und die Stadtplanung in der ersten Hälfte des 20.Jahrunderts, Info Verlag. ISBN 3881906622

Annette Borchardt-Wenzel, Kleine Geschichte Badens, Pustet, Regensburg, 2011. ISBN 3-7917-2365-0

Peter Bahn, Das Brettener Hundle. Eine Spurensicherung. Info Verlages,2011. ISBN 978-3-88190-650-0

Günther Malisius, Die Pfinz. Einst Lebensader, jetzt Naherholung und immer wieder korrigiert, Verlag Regionalkultur. 2011. ISBN 978- 3-89735-681-8

Fritz Sturm, 200 Jahre Badisches Landrecht , Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumentation, 2011. ISBN 978-3- 922596-84-4

Karl-Heinz Häcker, »Zeichen der Siege, Zeichen der Trauer«. Eine Dokumentation

Heimatverein Kraichgau e. V. , 2011 ISBN 978-3-92121-45-9

Stadthalle Buchen. Architektur für die Zukunft an einem Ort mit Vergangenheit, Verein Bezirksmuseum Buchen, 2011. ISBN 978-3-923699-28-5

Christoph Timm, Museum Johannes Reuchlin. Begleitbuch zur Ausstellung, Verlag Regionalkultur, 2011. ISBN 978-89735-711-2

Andreas Schenk, Thomas Schlage u. Udo Wennemuth, Die Christuskirche in Mannheim: Bauwerk – Gemeinde – Kirchenmusik, Verlag Regionalkultur 2011. ISBN 978-3-89735-680-1

Siegfried Kleinheins / Berthold Rath, Pforzheims verlorene Söhne und Töchter, Willi Cordier, die Cordianer und ihr Exodus nach Falkland und Patagonien Verlag Regionalkultur 2011, ISBN 978-3-89735-694-8

Kurt Andermann, Die Urkunden der Freiherrlich von Gemmingen'schen Archive aus Gemmingen und Fürfeld. Regesten 1331-1849,.Heimatverein Kraichgau e.V. Sonderveröffentlichung Nr.37, 2011 ISBN 978-3-89735-685-6

Jahrbücher

AQUAE 2011. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurorte Baden-Baden. Ausgabe 44, 2011

Geroldecker Land. Jahrbuch einer Landschaft 54 / 2012 »Bauten und Baumeister« Herausgeber Stadt Lahr. Redaktion und Gestaltung Gabriele Bohnert. ISBN 1614-1407

Mosbacher Jahresheft 2011, Jahrgang 21.Herausgegeben vom Geschichts- und Museumsverein Mosbach e.V. und der Großen Kreisstadt Mosbach

Landkreis Rastatt (Hrsg.),Heimatbuch 1961-2011. ISBN 978-3-92555329–0

Geplante Veranstaltungen zu »900 Jahre Baden. Geschichte eines Landes«

BADEN! 900 JAHRE

Im Zusammenhang mit der Ausstellung »900 Jahre Baden« im Badischen Landesmuseum Karlsruhe veranstaltet der Landesverein Badische Heimat und die Landesvereinigung Baden in Europa eine Vortragsreihe.

31. 5. 2012
Dr. Heinz Krieg, Uni Freiburg, »Die Markgrafen von Baden im Mittelalter. Eine fürstliche Familie zwischen Gefährdung und Selbstbehauptung«.

12. 6. 2012
Prof. Anton Schindling, Uni Tübingen / Dr. Joachim Brüser, Landesarchiv Baden-Württemberg, »Zwei Baden, zwei Konfessionen. Die Markgrafen zwischen Luther, Calvin und dem Papst«.

19. 6. 2012
Dr. Ernst Otto Bräunche, »Karlsruhe als badische Residenz- und Landeshauptstadt«

21. 6. 2012
Prof. Dr. Wolfgang Hug, PH Freiburg, »Badens Aufstieg zum Großherzogtum – ein Staat von neuem Format«

28. 6. 2012
Oliver Sänger M.A., Badisches Landesmuseum Karlsruhe, »Kaspar Hauser – eine badische Frage?«

5. 7. 2012
Prof. Dr. Frank Engehausen, Uni Heidelberg, »Reichsverfassungskampagne und badische Revolution von 1849«

27. 9. 2012
Dr. Michael Kitzing, Singen, »Novemberrevolution 1018 und frühe Pläne einer Vereinigung Badens mit Württemberg«

11. 10. 2012
Dr. Hans Georg Merz, PH Freiburg, »Von Karlsruhe nach Straßburg». Baden unter dem Gleichschaltungsgesetz (1933 ff.)«

18. 10. 2012
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht, Uni Würzburg, »1945–1951: Zwei Besatzungszonen, zwei Länder und das Problem der badischen Wiedervereinigung«

25. 10. 2012
Dr. Christof Strauß, Staatsarchiv Freiburg, »Badens Rolle im Südweststaat«

8. 11. 2012
Dr. Thomas Küster, Münster, »Warum Baden »weiterlebt« – Regionale Identität als Thema der Landesgeschichte«.
Veranstaltungsort: Gartensaal des Landesmuseums Karlsruhe, Beginn jeweils 19.00 Uhr.
Nur 12. 6. 2012 geänderter Veranstaltungsort: Am Tor!

Die Badische Landesbibliothek Karlsruhe veranstaltet vom **28. Juni bis 8. September 2012** die Ausstellung: *Buch und Druck in der Residenz, Verlage in Karlsruhe 1719–1806.* Von den Anfängen bis zur Gründung des Großherzogtums. Mit einem Ausblick auf das 19. Jahrhundert.

Der Verein für badische Kirchengeschichte der Evangelischen Landeskirche Baden wird am **6. Juli 2012** von 11.30 bis 17.00 Uhr eine Veranstaltung »900 Jahre Baden« durchführen.

Am **15. Juli 2012** wird um 10.30 Uhr in der Evangelischen Stadtkirche Karlsruhe ein Festgottesdienst unter Teilnahme von Prinz Bernhard von Baden stattfinden.

Termine

Termine des Bundes Heimat und Volksleben 2012

08.04.	Osterkonzert der Schwarzwaldkapelle Münstertal
08.04.	Jahreskonzert des Musikverein Urberg in der Dachsberghalle Wittenschwand
14.04.	Frühjahrskonzert des Musikvereins Trachtenkapelle Marlen
25.04.	Inselfeiertag auf der Insel Reichenau
22.04.	Tanz-Sunntig, 14 Uhr in Gurtweil
28. + 29.04.	Kinder-Mundart-Musical in Hüfingen
29.04.	9. Offenes Volksliedersingen des BHV in Ihringen a. K.
29.04.	Jubiläumskonzert 60 Jahre Akkordeon-Trachtengruppe Glottertal in der Pfarrkirche
30.04.-01.05.	Rollbergfest in Ottoschwanden
05.05.	Festbankett 18 Uhr zum 50-jährigen Jubiläum der Trachtengruppe Gündelwangen in Bonndorf
06.05.	Kreistrachtenfest des BHV in Bonndorf (Krs. Waldshut) Ausrichter: Trachtengruppe Gündelwangen
11.-13.05.	Kreistrachtenfest des BHV in Siegelau (Krs. Emmendingen)
12.05.	Konzertabend »Blasmusik im Wandel der Zeit 1912–2012« der Trachtenkapelle Hartschwand Rotzingen in der Hoteznwaldhalle in Görwihl
13.05.	1. Schwedenprozession in Überlingen
16.-20.05.	Fest in Biederbach bei der Finstermühle
17.-20.05.	Kreistrachtenfest des BHV in Fröhnd (Krs. Lörrach)
17.-21.05.	170 Jahre Musikverein Urberg
18.-20.05.	100-jähriges Jubiläum der Musik- u.Trachtenkapelle Bad Peterstal-Griesbach verbunden mit dem Verbandsmusikfest
25.05.	400 Jahre Vogtsbauernhof in Gutach
25.-26.05.	75-jähriges Jubiläum der Trachtengruppe Zell i. W.
27.05.	Pfingstkonzert der Trachtenkapelle Bernau-Außertal
27.05.	Pfingstkonzert der Trachtenkapelle Schluchsee
28.05.	Deutscher Mühlentag
04.06.	Hl. Blutfest auf der Insel Reichenau
07.06.	Fronleichnamsprozessionen (z. B. in Glottertal u. v. a. Orten)
08.-11.06.	Weintage in Ihringen
16.06.	Heimatabend in Ottoschwanden
17.-18.06.	Straßenfest in Schönau
23.06.	Großer Zapfenstreich der Historischen Bürgerwehr Villingen
23.06.	Johannisfeuer in Todtnauberg
23.06.	Sonnwendfeier auf dem Wartenberg b. Geisingen
24.06.	Bezirkstrachtenfest des BHV in Schenkenzell (für den Ortenaukreis)
24.06.	Jugendnachmittag beim Musikpavillon – 60 Jahre Akkordeon-Trachtengruppe Glottertal
24.06.	St. Eulogiusritt in Lenzkirch
30.06.	Themenkonzert »Afrika« der Trachtenkapelle Bleibach
30.06.	Tanzleitertreffen des BHV

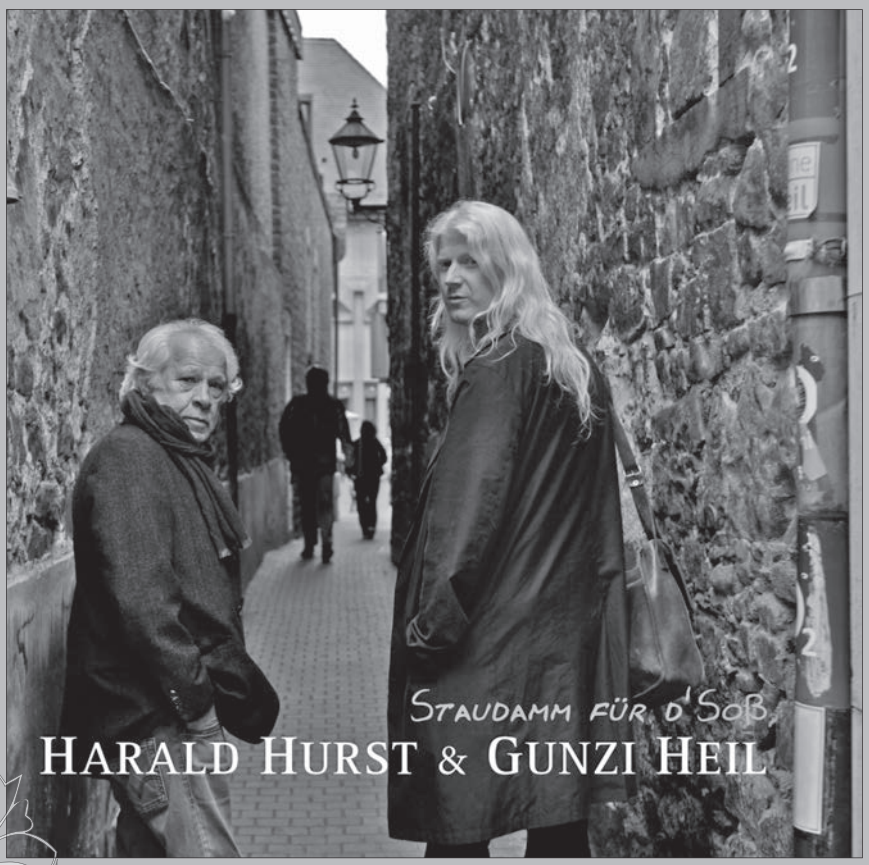
alle Termine unter Vorbehalt

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 30 55-311 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechner	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. priv. 0 76 24 / 9 08 90 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Schriftführer, Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Hauptstr. 9 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 4 02 20 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Gerlinde Hämmerle Rhode-Island-Allee 4 76285 Karlsruhe	
Beisitzer	Karl-Heinz Harter Römerstr. 19 79206 Breisach	Tel. 0 76 64 / 23 62 karlheinz.harter@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
BEIRAT		
Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Unterer Lußweg 7 76227 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08 43 76 gerhard.kabierske@kit.edu
Dr. Arnulf Moser	Allmannsdorfer Str. 68 78464 Konstanz	Tel. 0 75 31 / 6 75 34 arnulf.moser@t-online.de
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de
Dr. Jürgen Schütz	Hauptstr. 55 / 2 69117 Heidelberg	

Dr. Wilfried Schweinfurth	Luisenstr. 20 68723 Schwetzingen	Tel. 0 62 62 / 1 57 99 wsjc.schweinfurth@t-online.de
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler	Bismarckstr. 19 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 84 42 stratmanndoc@web.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Karl-Heinz Vogt	Parkweg 11 79688 Hausen i.W.	Tel. u. Fax 0 76 22 / 96 65
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de
REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Hauptstr. 11 79219 Staufen Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. dienstl. 0 76 33 / 80 64 50 bernhard.oeschger@landesmuseum.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 Tel. dienstl. 06 21 / 42 98-753 kai.budde@technoseum.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 13 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de

Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 3 05 53 11 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Wiesloch	Jürgen W. Braun Münchäckerweg 33 69168 Wiesloch	Tel. 0 62 22 / 5 45 18 jwbraun@gmx.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

NEU



Die neue CD von Harald Hurst und Gunzi Heil mit Live-Aufnahmen aus dem TOLLHAUS Karlsruhe

Gesamtspielzeit 73.39 Minuten
ISBN 978-3-7650-8580-2
www.gbraun-buchverlag.de